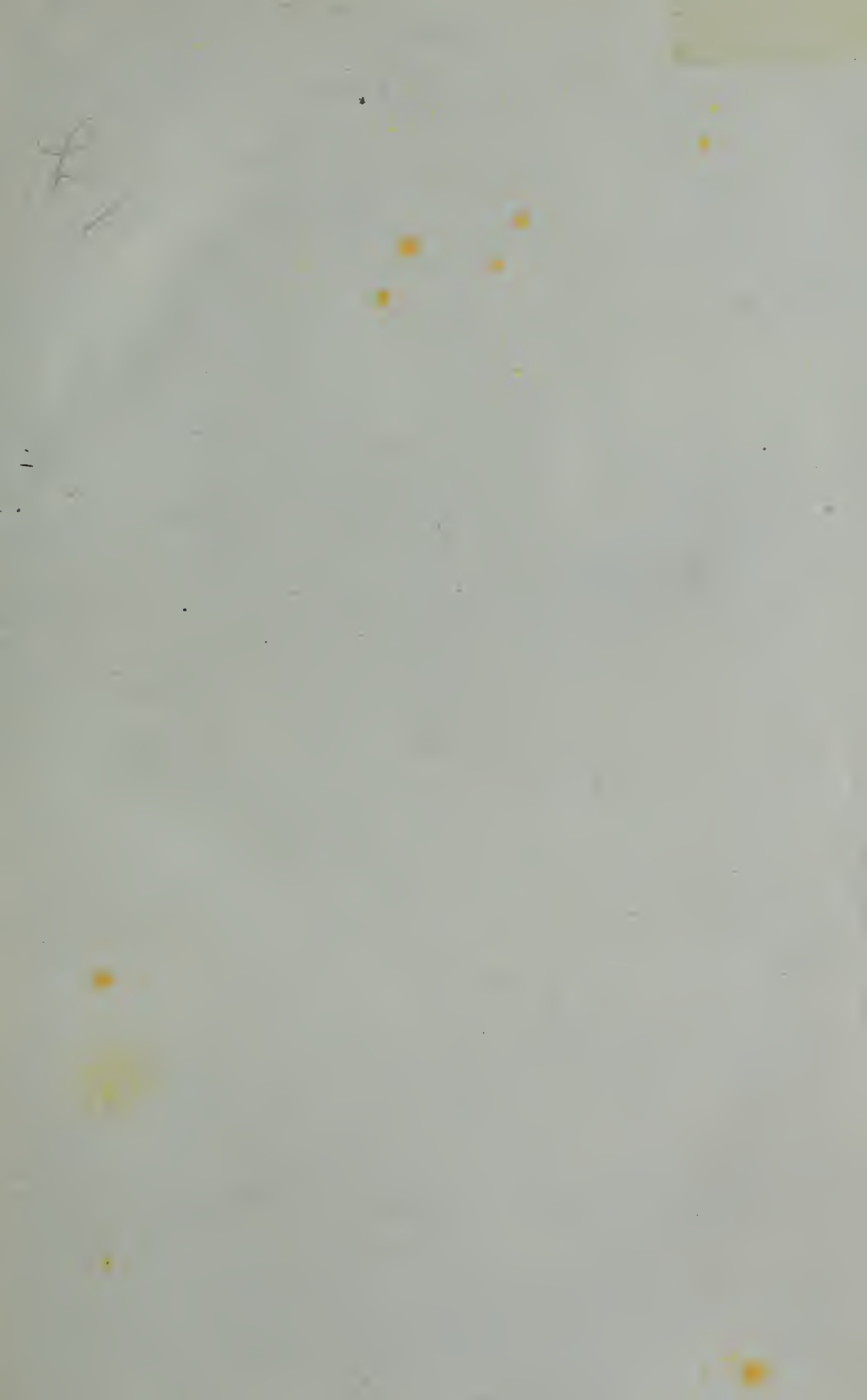




von

Onkel Biesebrecht.

M. Castelhun.
1880.






Deutsch-Amerikanische



Volkserzählungen

von

Onkel Biesebrecht.



Im Selbstverlage.

Zu beziehen

in St. Louis, Mo.: durch die Buchhandlungen C. Witter und F. Roeslein,

in Philadelphia: Schäfer & Koradi.

Aug. Wiebusch & Son Printing Co.

Mein Ideal.

(Vorwort des Erzählers.)

Wie war ich einst so jung, so stark,
Wie hoch mein Sinn gestellt!
Mir schwoll der Muth, mir schwoll das Mark,
Ich küßt' die ganze Welt.

Wie hob sich meine junge Brust
Vor Freude allzumal,
Wenn ich auf meiner Wanderlust
Erschaut mein Ideal.

Auf lichten Höh'n, in Waldesnacht,
Und wo ich ging und stand,
Da sah ich Gottes Wunderpracht
Im weit' und breiten Land.

Und lieber Menschen Angesicht,
Und Augen, treu und mild,
Verklärt der hellen Sonne Licht
Zu Gottes Ebenbild.

So schritt ich fort, von Stein zu Stein,
Die Meilen maß die Zeit.
Doch immer klarer seh' ich ein,
Wie weit vom Ziel, wie weit! —

Und tief und tiefer sinkt der Muth,
Das Ideal verbleicht,
Und kühl und kühler kreis't das Blut,
Und manche Täuschung weicht.

Natur ist schön in ihrer Pracht,
Und ewig wahr und treu;
Auch aus der längsten Winternacht
Hebt sich der Morgen neu.

Doch Menschentreu gar oft nur Dunst —
Das ist wohl trüber Sang —
Wie Aprilschnee und Volkesgunst,
Und beides währt nicht lang.

Und doch — halt fest dein Ideal:
Die schöne, weite Welt,
Und Gottes Kinder überall —
Dann bist du wohl bestellt.

Und hoff' das Beste unentwegt,
Und wandle still und recht,
Bis daß die letzte Stunde schlägt
Dir, alter

Biesebrecht.

Vorwort des Herausgebers.



Die nachfolgenden Erzählungen sind nicht für den Markt geschrieben worden. Ein Theil davon entstand während der Herausgabe einer freireligiösen Monatsschrift durch den betreffenden Verfasser. Sie bildeten das Feuilleton davon. Sie sind nicht „gemacht" und nicht „fabricirt", sie sind von „innen heraus" geschrieben. Die Tendenz davon werden die Leser von selber finden.

Ob die deutsch-amerikanische Volksliteratur — die gesunde nämlich — dieses Zuwachses bedarf, das erscheint dem Herausgeber nicht zweifelhaft. Er meint eben, er sei damit im Großen und Ganzen für unsere Zeit nicht gut genug bestellt, obgleich er sich nicht anmaßen will, für seinen Beitrag ein besonderes Verdienst in Anspruch zu nehmen.

Bescheidene Herbstblumen bietet der Erzähler dar durch den Herausgeber

St. Louis, Mo.,
Dec. 1881.

J. G. Eberhard.

Inhalt.

Lang ist es her.

1. An Chouteau's Pond.

Zwei Kinder spielten im trockenen Sand am Rande eines Teiches, der zwar nur ein paar hundert Schritte breit, sich aber destomehr in die Länge zog. Seine Tiefe war verschieden. An einzelnen Stellen leicht zu durchwaten, an anderen aber ein paar Klafter tiefes, in der Regel klares, fischreiches Wasser. Ebenso verschieden war das Ufer. Bald seicht, bald steil abfallend, theils sandig oder felsig, theils von Busch und Bäumen bewachsen. Da und dort schaukelte ein leichter Kahn. An gewissen Stellen, die dazu besonders geeignet waren, sah man Frauen und Mädchen mit Wascharbeit beschäftigt. Das war "the lake" von St. Louis zu früheren Zeiten, lang hingestreckt in der Tiefe der heutigen Spruce- und Poplar-Straßen, von den Hügeln, die sich am westlichen Ufer des Mississippi hinzogen weit hinaus in's Land. Von der Mill-creek bewässert und später von dem gleichnamigen Sewer entwässert oder aufgefüllt, sieht man heutigen Tages nicht mehr viel von „Chouteau's Pond", also genannt nach dem Namen des damaligen Eigenthümers.

Der etwa zehn Jahre alte Knabe war ein brauner Krauskopf, dem die Gesundheit zu den Augen heraus sah. Ein aufgeweckter Verstand zugleich. Das Mädchen, welches etwa sechs Jahre zählen mochte, war eine „Goldelse", mit klaren Augen und einem lieblichen Gesichtchen, Grübchen in den Wangen, runde Aermchen und weiße, zarte Haut. Man konnte sich kaum satt sehen an den beiden schönen Kindern.

Sie spielten wie eben Kinder von diesem Alter zu spielen pflegen, nämlich mit allerart Dingen, die ihnen in den Weg kamen, plaudernd, singend, harmlos und vergnügt. Sie sammelten bunte Steinchen, kleine Muscheln, oder banden wilde Blumen zu Sträußen und Kränzen. Bald gesellten sich ihnen andere Kinder zu, und nun wurde ein Gesellschaftsspiel angefangen mit Rundgang und Gesang. Die jungen Kehlen übten sich wacker im „Ringel, Ringel, Rosenkranz," oder „ringe, ringe, reihe, sind der Kinder dreie!" — Und später beim „Klatschen" ward manches Händchen roth vom Kuchenlied:

Backe, backe Kuchen,
Der Bäcker hat gerufen:
Wer will guten Kuchen backen,
Der muß haben sieben Sachen:
Eier und Schmalz,
Hefen und Salz,
Milch und Mehl,
Saffran macht die Kuchen gehl!
Fertig in'n Ofen; hui! —

Kam's zum Abzählen, dann war's der Krauskopf Franz, der mit großem Ernste und ausgestrecktem Zeigefinger anhub:

Hänschen kommt gerannt
Aus dem Schwabenland;
Läuft da in des Nachbars Haus,
Ißt den Topf voll Honig aus.
Läßt den Löffel drinnen stecken:
Wart', ich will dir Honig lecken!
Du mußt sein! — —

O du fröhliches Kinderspiel, welche Lust kommt dir gleich im Wechsel der Zeit und der Jahre!......Wie scheint die Sonne so hell, wie weht die Luft so frisch, wie reizen selbst die fallenden Regentropfen oder gar die fliegenden Schneeflocken zu munterer Lust und zu fröhlichem Spiel! Das macht die Genügsamkeit, trotz alles kindischen Verlangens, die Zufriedenheit, wie leicht auch die Thräne rinnt, die Bedürfnißlosigkeit und Natürlichkeit, die in den späteren Jahren gar oft in's Gegentheil ausartet. Wohl dem Erdenwanderer, der diese Eigenschaften sich erhält auch in den späteren Jahren. Es sind Schätze, die nicht mit Gold aufgewogen werden können.

Acht oder zehn Kinder von verschiedenen Altersstufen mochten zuletzt beim Spiel zusammen sein, und die Fröhlichkeit wuchs immer mehr und steigerte sich bei Einzelnen bis zum Muthwillen. Das lag in der Natur der Sache. Ein Fangspiel trieb den Schwarm auseinander. Franz, der Krauskopf, haschte nach Fränzchen, die alle Kräfte anstrengte, ihm zu entgehen. So kam sie dem Rande des Ufers zu nahe, verlor das Gleichgewicht und — — ein Schrei wurde gehört und ein Sturz in's Wasser, dem sofort ein zweiter folgte. Instinktartig war der Knabe Fränzchen nachgestürzt, natürlich zur Hülfe, ohne zu bedenken, daß er diese nicht zu bringen vermöge, vielmehr in die gleiche Gefahr des Ertrinkens gerathe. Schreiend liefen die meisten Kinder nach Hause, um Hülfe zu holen, andere blieben am Ufer stehen und starrten in die Tiefe und konnten theilweise kaum begreifen, was denn eigentlich geschehen

sei. Als endlich Erwachsene herbei kamen, da war es zu spät. Der Pond hatte seine Opfer. Erst nach längerem Suchen zur Nacht, bei Fackelschein, gelang es, die beiden Kinderleichen aus dem nassen Grabe zu entfernen.

O Lust und Leid ...... wie nah zusammengereiht! ......

Zu derselben Zeit, da das traurige Unglück geschah, fand draußen in Camp Spring, in der Nähe der heutigen Marktstraße, ein fröhliches Fest statt. Zu früheren Zeiten war das ein allbeliebter Vergnügungsplatz, an den sich die älteren St. Louiser gerne erinnern. Das Deutschthum hatte damals einen ganz anderen Charakter als in spätern Zeiten. Man konnte damals noch von einer deutschen Einigkeit reden, die in Wirklichkeit bestand, trotzdem zu jeder Zeit und überall an Querköpfen kein Mangel ist. Im Durchschnitt aber waren die alten Deutschen von St. Louis ganz gemüthliche Leute, die ein fröhliches Stündchen nicht verschmähten, so wenig als einen kühlen Trunk. Es gab damals noch wenig Rang- und Standes-Unterschiede, und auch in der Kleidung herrschte die größte Einfachheit. Ein frisch aufgeputztes Calicokleid stand den Frauen und Mädchen ganz prächtig, und wenn ein paar junge Leute das beliebte „Kukuklied" anstimmten, klang der Gesang so hübsch und frisch, wie von irgend einer Primadonna, welche die kunstvollsten Triller schlagen konnte. Das Schießpulver war damals zwar längst erfunden, aber unbekannt und ungebraucht das Reispulver; gepudert wurde höchstens die Prickelhitze.

Also, in Camp Spring wurde ein Picnic abgehalten, und Jung und Alt freute sich des Lebens. Vor Allen aber Bernhard Wohlgemuth, Fränzchens Bruder, ein flinker Müllerbursch', der in der alten Wassermühle (am Pond und der jetzigen achten Straße) den goldenen Weizen aufschüttete, und Hermine Rafft, die liebliche Schwester unseres Krauskopfes Franz. — Das waren ein paar prächtige Menschen; gesund wie die Fische im Wasser, blühend wie Morgenrosen, und obendrein das Herz auf dem rechten Fleck, was zu guter Letzt immer die Hauptsache ist, denn die Jugend verblüht, nicht aber die Tugend.

Lustig hatten sie sich geschwungen im muntern Reigen und den Becher jugendlicher Fröhlichkeit geleert bis zur Neige. Schon seit der Schulzeit kannten sie sich, und als Nachbarskinder hielten sie freundlichen Verkehr miteinander. Die jüngeren Geschwister hielten es ebenso, und bei aller Grundverschiedenheit der beiden Familien herrschte zwischen ihnen Friede und Eintracht, obgleich die Alten selten zusammen kamen, was gar oft die Freundschaft am sichersten erhält. Später, als Hermine

zwanzig und Bernhard Wohlgemuth ein paar Jahre darüber zählte, galten sie als Verlobte. Alle Welt wußte das, nur die Beiden selbst nicht, wenigstens hatten sie noch nie ein Wort davon zu einander gesprochen.

Als der Abend nahte, da machte man Anstalten zur Heimkehr. Auch Bernhard und Hermine, die zusammen einen Fußpfad einschlugen, der sie auf kürzestem Wege nach Hause führte. Eile aber schienen sie nicht zu haben, denn die Dämmerung sank hernieder, ehe sie sich endlich trennten. Unterwegs war es zwischen den Beiden endlich zu einer Erklärung gekommen, und in den nächsten Tagen sollte Bernhard mit den Eltern sprechen. Im Spätherbst sollte dann der Bund geschlossen werden, der sie vereinigte zu einem glücklichen Ehepaar. Darauf gaben sie sich die Hand zur guten Nacht und bogen dann aus dem Gebüsch in's Freie, nach den nahe gelegenen Heimstätten.

Was war das? warum stehen da und dort Menschen, Jung und Alt, aufgeregt und verstörten Angesichts? Hört man nicht lautes Jammern und Klagen? ......

„Franz und Fränzchen ertrunken" ...... so klang es endlich zu ihren Ohren.

Ohnmächtig brach Hermine zusammen. Bernhard stieß einen Schrei aus und stürzte in's Haus. Da lag das Schwesterlein kalt und starr.

O Lust und Leid ...... wie nah' zusammen gereiht! —

Zu jeder Zeit schlägt der Tod tiefe Wunden, wo er einkehrt in einem Hause und Eins oder das Andere loslöst aus dem Familienverbande. Am herbsten aber ist doch der Schmerz, wenn das Unheil plötzlich hereinbricht wie ein Wetterstrahl aus heiterem Himmel, und der Tod ein Opfer faßt mit seiner Marmorfaust, ungeahnt und ungesehen. Da krampft das Herz sich zusammen, das Auge bleibt trocken und starr, und ein inneres Würgen wird zur unsäglichen Qual. So war's gerade in den beiden Familien, die so plötzlich und so schwer betroffen worden waren. Keine rechte Fassung, kein ruhiges Fügen in's Unvermeidliche. Bei Rafft's, dessen Frau eine eifrige Methodistin und überdies sehr abergläubisch war, sammelten sich bald die Glaubensgenossen und fingen mit Singen und Beten an, das nach damaliger Sitte bald ein Stöhnen und Schreien ward. Der alte Wohlgemuth aber griff zur — Flasche, und führte gotteslästerliche Reden, denn er war nicht nur ein roher und schroffer Mann, sondern auch ein „Freigeist", wie er sich selber nannte.

Am folgenden Tage sollten die beiden Kinder begraben werden. Nachbarn und Freunde riethen zu einem gemeinschaftlichen Begräbniß, aber Wohlgemuth, der schon des Morgens wieder „bösen Wein" im Kopfe hatte, wollte „keinen Pfaffen dabei haben." Darauf wollten natürlich Rafft's nicht eingehen, obgleich sie die Wahl des Geistlichen freistellten. So trennten die Lebenden wieder, was der Tod bereits geeint hatte. Ein Unglück kommt selten allein, sagt das Sprichwort, das erwies sich auch hier: vom Wasser in's Feuer — nämlich der Zwietracht! Vom stillen Friedhof zur klappernden Klatschmühle! — Der lahme Schnepf, der bekannte Händelstifter, und die alte Wetterkäth' hatten zusammen aufgeschüttet, und der Teufel stand hintendran und drehte mit hämischem Grinsen das Rad an.

2. In des Teufels Zwickmühle.

Drunten an der südlichen zweiten Straße stand ein altes kleines Blockhaus, eins der letzten aus alter Zeit. Man nannte es später allgemein das älteste Haus in der Stadt, obgleich das historisch nicht erwiesen werden kann. In der engen Stube mit den zwei kleinen, niedrigen Fenstern stand ein wackeliger Tisch, darauf lag ein altes schmieriges Kartenspiel und auf den beiden hölzernen Stühlen saßen zwei Frauen im eifrigen Gespräch mit einander.

Die eine war in gewöhnlicher Haustracht: Ein Kleid von dunkler Farbe, eine gestreifte Schürze, ein wollenes Tuch kreuzweise um die Schultern geschlungen und eine sonderbare Haube auf dem Kopf. Daraus lugten ein paar verschmitzte Augen, die, man sollte meinen, um die Ecke sehen könnten, oder Anderer Gedanken errathen, was am Ende gar nicht so schwer ist, sobald man es versteht, den Leuten die Würmer aus der Nase zu ziehen. Und das verstand die Wetterkäth' von Grund aus. Das that ihr so leicht Niemand nach, selbst den Teufel hätte sie überlistet mit Aushorchen, wenn sie seiner habhaft geworden wäre. —

Die andere Frau war im Trauerkleid; auf ihrem abgehärmten Gesicht ersah man das schwere Herzeleid, das sie in sich trug. Traurig und gebeugt neigte sie den Kopf auf die Seite, die Augen thränennaß, um den Mund einen Zug der Bitterkeit und des Grams. Der plötzliche Tod ihres Sohnes Franz hatte die ohnehin etwas schwermüthige Frau Rafft allzuhart getroffen. Sie sann und grübelte tagelang. So war sie zu der Wetterkäth' gekommen, die nebst anderen auch das traurige Gewerbe einer Wahrsagerin betrieb.

„So so, ja ja, da hat man's, da ist man wieder gut genug," begann das Weib kopfnickend zu keifen, als die Frau Rafft mit ihrem Anliegen zu Ende gekommen war. „Was nun werden soll, und wie man aus dem Elend herauskommen möge — natürlich, das soll die alte Wetterkäth', wie mich das dumme Volk nennt, alles wissen. Sitzt man im Glück, wie die Vögel im Hanfsamen, da kümmert sich kein Mensch um einen, als etwa ein paar Heirathslustige, an deren Lockspeise Niemand anbeißen will, oder auch eifersüchtige Narren, die gelbe Gesichter und grüne Augen haben und lange Nägel an den Fingern. Ich kenne meine Leute. Aber du dauerst mich, du arme Frau, und weil du denn doch gekommen bist und Zutrauen hast, so will ich sehen, was ich für dich thue, kannst dich danach richten."

So sprach das Orakel, und noch viel mehr dazu. Dann zog das Weib mit Kreide einen Kreis auf die Tischfläche und stellte eine brennende Kerze drein, ebenso ein Viereck um das Kartenspiel herum und murmelte unverständliche Worte. Dreimal legte sie die Fläche der rechten Hand auf die Karten im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, dreimal schlug sie das Kreuz darüber, dreimal mischte sie die Blätter und dreimal hob sie dieselben ab, dreimal hustete und pustete sie und dreimal zog sie je drei Karten aus dem Spiel und breitete diese auf dem Tische aus, nachdem sie auch hier mit Kreide ein Viereck gestrichen hatte. Andächtig lauerte die abergläubische Frau auf den an und für sich einfältigen Hokus-Pokus der Alten und mit gefalteten Händen hörte sie ihren Offenbarungen zu.

„Gleich ein Aß," murmelte die Wetterkäth', „das hat was zu bedeuten! Ecksteinsiebner und Schippen zehn — richtig, viel Wasser und tief dazu ...... Kreuzdame, ei, ei, alles schwarz, viel Trübsal ...... Herzneun, schön, den Jungen bekommst du wieder — Zwillinge mögen es sein, wer weiß es! — Ecksteinkönig und Schippendame, richtig, verliebt und verlobt. Niemand anders als deine Hermine......Ach du grundgütiger Himmel! Da steht ja Wasser dazwischen — Kreuz und wieder Kreuz — wenn sie den Bernhard heirathet, gibt es ein Unglück. Laß es nicht geschehen, du hast genug von dieser Familie — mehr als genug von dem Alten, der in keine Kirche geht und flucht wie ein Heide, und mich verschimpft, wo er kann. Das gäbe eine schöne Geschichte...... die Hermine kann noch ganz Andere kriegen — Ecksteinbube, aha, da hat schon Einer ein Auge auf sie geworfen! Ein Aß — das bedeutet Geld, er muß reich sein. Was hat denn der Bernhard? nichts hat er und zeitlebens mag er Müllerbursch' bleiben und den Mehlsack schleppen; —

über mich und meine Kunst hat er auch fortwährend zu räsoniren; — das wird ein richtiger Haustyrann, der nicht einmal seiner Frau das Brod gönnt, geschweige seiner künftigen Schwiegermutter eine Tasse Kaffee; — ach Gott, dem Mädchen müssen gleich die Augen geöffnet werden, sonst gibt's Jammer ohne Ende."

Der Frau Rafft wurde es ganz gruselig zu Muthe. In ihrer Einfalt merkte sie nicht die Dummheit solchen Geschwätzes, noch die Bosheit des von ihr gefürchteten Weibes, das dafür bekannt war, das Vieh und das Wetter behexen und zukünftige Dinge voraussagen zu können. Wer's glaubte, bezahlte natürlich mehr als einen Kreuzer. Und es waren nicht Wenige, die das glaubten, wenn nicht ganz, doch halb, oder ein bischen, mehr oder weniger, je nachdem — der Wind wehte.

„Dummes Volk!" spricht heutzutage von oben herab mancher Aufgeklärte, und weiß nicht einmal, daß Alter nicht vor Thorheit schützt, und daß die Dummen nicht aussterben, geschweige denn, daß er dieselbe Krankheit vielleicht im eigenen Hause hat. Der Aberglaube ist eine Macht, die man mit oberflächlichem, verneinenden Unglauben nicht todt schlägt. Mit andern Worten gesagt: Es ist ein Zug nach dem Unbegreiflichen und Uebernatürlichen in der Menschenseele, eine Neigung zum Geheimnißvollen und Verborgenen, die, wenn nicht richtig entwickelt, auf die merkwürdigsten und gefährlichsten Abwege führen kann. Das zeigt uns die Zeit der Hexenprozesse, mit ihren Folterkammern und lodernden Scheiterhaufen. Die Gebildeten glaubten damals eben so fest an die Zauberei als die Ungebildeten, und die Wissenschaft schrieb dicke Bücher darüber und brachte sie in ein wohlgeordnetes System. Das ist allerdings anders geworden, aber der Grundzug ist geblieben und fordert immer noch seine Opfer, zahlreicher als man denkt.

Droben von New Bremen bis hinunter nach Carondelet — wie manche Tafel hängt da an oder neben einer Hausthüre, mit der Inschrift: „Madame Soundso, Fortune Teller und Astrologin," — „Professor Schneegixer offenbart die Zukunft nach den Planeten," — „bei der berühmten Frau Poppilawitsch können Braut oder Bräutigam in dem merkwürdigen Zauberspiegel gesehen werden."

Diese Leute leben alle von ihrem Gewerbe und bezahlen manchen Dollar für ihre Anzeigen an die öffentliche Presse. Daß sie den Dummen, die nie alle werden, den Geldbeutel schröpfen, das wäre das Schlimmste lange nicht. Aber mit ihren vieldeutigen Aussprüchen machen sie die Köpfe wirr bis zur Verrücktheit und stiften Unheil und

Unfrieden, daß Gott erbarm. — Braut und Bräutigam, Mann und Weib werden durch das Geschwätz veruneinigt, oft bis zum gänzlichen Bruch, und zu manchem Mord und Selbstmord hat die Wahrsagerei die Unglücksſaat gestreut und genährt, bis sie reifte mit Schrecken. "Just for fun," ist manchmal die Entschuldigung für den ersten Schritt nach der Zauberkünstlerin; aber aus dem G'spaß wird's oft Ernst, und an dem kleinen Finger hängt eben die ganze Hand. —

Warum im Zeitalter der allgemeinen Bildung noch so viel Wahn und Aberglauben? An der „Bildung" fehlt es nicht, wahrlich nicht, aber um so mehr an Gottesfurcht und wahrer Religiosität, die solches Gewerbe zur Sünde stempelt, und sich ein Gewissen daraus macht, dasselbe zu nützen und zu unterstützen in irgend einer Art, eingedenk des Wortes: „Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen," und noch weniger den Teufel.

Während die Frau Rafft in die Zwickmühle der Wetterkäth' gerieth, fiel der alte Wohlgemuth dem lahmen Schnepf in die Hände. Das war ein Lügenkerl durch und durch und ein Händelstifter Nummer Eins. Er hausirte mit allerlei Kurzwaaren, und trotzdem er hinkte, war er flink auf den Beinen, und wie es scheinen mochte, oft an sieben Orten zugleich. Für die Männer hatte er schweinsblasene Tabaksbeutel, gläserne Hemdenknöpfe, Streichriemen für Rasirmesser, dies und das; für das andere Geschlecht Nadel und Faden, Bind und Band, Bürste und Kamm, Tropfen für's Zahnweh und Putzpulver für Alles. — Im Sommer trug er einen Strohhut mit dem bekannten fußbreiten mexikanischen Rande, im Winter eine Ohrenmütze von Lammfell. Die Kinder nannten ihn deßhalb auch den Pelznickel und warfen Schneeballen nach ihm, die er aber wenig beachtete, wahrscheinlich auch deßhalb, weil sie selten trafen.

So ging er von Haus zu Haus mit seinem Kram. Wollten die Leute nichts kaufen, so gab er ihnen etwas umsonst, nämlich seine Neuigkeiten, meistentheils Klatsch und zuweilen recht giftiger Art. Hatte er sie schmeichelnd gekitzelt, oder über Jemand erbittert und aufgeregt, kam er zuletzt doch zu seinem Ziel und lachte sich in's Fäustchen. Seine Reden wußte er immer so einzurichten, daß sie scheinbar gar nicht von ihm, sondern von Andern herrührten. „Man munkelt — man sagt — man hört — es verlautet" ...... bums, da platzte die Lügenbombe und flog den Leuten in's Gesicht und während sie noch darüber den Mund aufſperrten, humpelte der lahme Schnepf weiter auf seinem Strich und legte sein Gesicht in die unschuldigsten Falten, um wieder Andere in's Garn zu locken.

Nicht weit von der alten Lemp'schen Brauerei an der zweiten Straße befand sich damals eine viel besuchte Wirthschaft. Wahrscheinlich ist sie es heute noch, denn an der geschäftsreichen zweiten Straße in St. Louis ist von jeher viel Durst gelöscht worden. Der alte Wohlgemuth war dort Stammgast, und der lahme Schnepf konnte da nicht vorbei gehen, ehe er eingekehrt war. Dort trafen sich beide. Der Alte war verbittert und den Lahmen juckte es nach irgend einer Teufelei. Verschmitzt hob er an auszukramen.

„So so, im Wirthshaus, anstatt in der Kirche! man hört doch, du wollest katholisch werden wegen deinem ertrunkenen Mädchen. Du thust mir leid, aber was man sich einbrockt, muß man auch ausessen."

„Wer sagt so," erwiederte grimmig der Alte, „was habe ich mir eingebrockt? Heraus mit der Sprache, Lügenschnepf!"

„Nur nicht hitzig," entgegnete der Letztere, „wenn du an der ersten Lüge erstickt wärest, dann hätte ich deine Bekanntschaft nie gemacht. Wer so sagt? Die Spatzen pfeifen es von den Dächern, und hättest du deine Fränzchen zu Haus gehalten, so wäre sie von dem abscheulichen Jungen, der mir schon manchen Streich gespielt hat, nicht über das steile Ufer gestoßen worden. Da hast's!"

Mit offenem Mund glotzte der Angeredete den Sprecher an. Seine Stirnadern schwollen auf, das Gesicht röthete sich noch mehr, und die geballte Faust fiel nach einigen Augenblicken krachend auf den Tisch nieder. Geschehen war's, und fest eingesponnen in der teuflischen Zwickmühle saß der Alte wüthend da, während Satan immer schneller das Rad antrieb. Keuchend hob er an: „Hineingestoßen hat die fromme Brut mein liebes Mädchen, o ...... und lustig macht man sich über mich, o ...... ich, ein Freigeist, verspottet mit katholisch werden, o, o, o," ...... Sein Zorn war schrecklich. Ob das Gesagte auf Wahrheit beruhte oder nicht, daran dachte der Zornige nicht. Darum thut der Zorn auch nie, was Recht ist. Mord und Todtschlag hängt in solchen Augenblicken oft nur vom Zufall ab. —

Als der Lügenschnepf sah, daß seine Saat üppig aufging und die Zwickmühle der Zwietracht ordentlich im Gange war, humpelte er von dannen, aber nicht bevor er die weitere List angewandt hatte, dem Erzürnten das größte Stillschweigen anzuempfehlen, bis man genügendes Zeugniß aufgefunden habe. Sofortiges Losbrechen hätte am Ende die Unhaltbarkeit der Beschuldigung gleich zu Tage gelegt. Es mußte erst noch mehr von dem Unglücksweizen gemahlen werden.

Bernhard und Hermine hatten sich in richtigem Taktgefühl während der traurigen Woche kaum allein gesehen. Daß die Trauer in beiden Familien ihre persönliche Angelegenheit etwas verschiebe, das war ihnen klar. Arges dachten sie nicht und von des Teufels Zwickmühle hatten sie keine Ahnung. „Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein" — wie es im Volksliede heißt — das war die ziemlich richtige Benennung ihrer wechselnden Stimmung, die in der Seele Bergwerk auf und nieder stieg.

Am zweiten Sonntag nach dem Unglückstage verständigten sie sich zu einem stillen Spaziergange auf den Abend. Weiter draußen am Eiland gab es liebe, freundlich stille Plätze am Ufer, baum- und buschreich. Da setzten sie sich auf umgehauene Baumstämme und besprachen noch einmal die traurige Gegenwart, aber auch die hoffnungsreiche Zukunft. Manche Thräne rann über Herminens Wangen; Bernhard suchte aufzurichten und zu trösten. Ueber ihnen rauschten im leisen Abendwinde die Blätter und auf der spiegelglatten Fluth zu ihren Füßen zeichnete das Abendroth goldene Strahlen. Rede und Gegenrede war im Anschau'n verstummt, ihr Gefühl war Andacht, ihr Sehnen ein stilles Hoffen. —

Da fing Bernhard an leise und innig, wie die wunderbare Melodie es verlangt, zu singen und Hermine fiel mit ihrer reinen Altstimme ein. Hatten sie doch das Lied zusammen gelernt und manchmal zusammen gesungen. Worte und Weise sprach so eigenthümlich zu den Herzen, und thut es noch bis auf den heutigen Tag. Lieblich erklang es aus der stillen Bucht hinaus auf die ruhige Fluth:

„Weißt du wohl noch, was du einst mir gesagt, —
Lang ist es her, lang ist es her —
Als du so schüchtern dein Leid mir geklagt?
Lang ist es her, lang ist es her —
Nimmer vergeß ich die selige Zeit,
Da du aus Liebe dein Herz mir geweiht;
Ach, jenes Glückes gedenk ich noch heut.
Lang, ach gar lang ist es her."

„Kennst du den stillen, den lieblichen Ort,
Lang ist es her, lang ist es her —
Wo wir einander gegeben das Wort?
Lang ist es her, lang ist es her —
Jeglichem Glück zogst mein Lächeln du vor,
Selig nur lauscht' meinen Tönen dein Ohr;
Noch jauchzt mein Herz, weil das Dein' es erkor.
Lang, ach gar lang ist es her."

„Sing mir noch einmal den holden Gesang, —
Lang ist es her, lang ist es her —
Der einst so innig zum Herzen mir drang;
Lang ist es her, lang ist es her —
Ach jeder Ton hat dein Wort mir erneut,
Daß du voll Treue dein Herz mir geweiht;
Nimmer vergeß ich die selige Zeit —
Lang, ach gar lang ist es her.“

...... Es war das letzte Mal, daß die Beiden zusammen sangen. — Schon am nächsten Tage begann ihre Leidenszeit. Sie wurden erbarmungslos unter die Mühlsteine geschleppt. Teuflische Bosheit vollendete durch den gottlosen Zornmuth des Einen, und durch den schauerlichen Aberglauben der Andern das angefangene Werk. Es kam zu schrecklichen Auftritten, und mehr als einmal mußte die Polizei einschreiten, um Mord und Todtschlag zu verhüten. Die ganze Stadt sprach davon. Schnepf mußte sich aus dem Staube machen, da Theer und Federn für ihn bereit gehalten wurden. Der Wetterkäth' wollte man das verfluchte Handwerk legen und ihr die Hütte anstecken, aber das Blockhaus wollte nicht brennen. Die Vernünftigen durchschauten wohl das ganze Gewebe der Bosheit — aber die Andern? Daß Gott erbarm! ......

Hermine war zuletzt kaum mehr ihrer Sinne mächtig; sie glich einer gebrochenen Lilie, und ehe sechs Wochen herum waren, hatten Scham und Schande und Verzweiflung den wackern Bernhard nicht nur aus dem Elternhaus, sondern aus der Stadt getrieben.

Er schnürte sein Bündel und ging unter die Goldgräber nach Pikes Peak.

3. Am Union-Depot.

Einen belebteren Platz zu gewissen Tageszeiten als das Union-Depot in St. Louis gibt es wohl selten. Morgens und Abends ganz besonders herrscht da ein Leben und Treiben gleich einer Völkerwanderung, und ein aufmerksamer Beobachter kann da Stunden und Tage lang zubringen, ehe er müde wird, dem auf- und abwallenden Menschenschwarm zuzusehen, wie der Ebbe und Fluth am Meeresstrande. Nicht die ankommenden oder abgehenden Passagiere, nebst dem großen Betriebspersonal allein beleben den Platz, sondern auch die Begleitenden, die das Abschiednehmen verschieben wollen bis auf den letzten Augenblick.

Abschied! Welch ein sonderbarer Klang liegt nicht schon in dem Worte allein. Scheiden und Meiden, Trennen und Lassen — unser

Loos auf Erden! Wie verschieden sind doch die lebenden Bilder, die wir da in dem Gewühl beobachten.

Ein behäbiger Kaufmann bringt seine leidende Gattin zum Depot, damit sie ein paar Wochen auf dem Lande bei ihren Verwandten zubringe. Ihn selbst hält das Geschäft zurück, aber die Kinder gehen mit. Sie sind fröhlich und freudevoll, der Abschied ist ihnen nichts Schmerzliches, aber die leidende Mutter frägt sorglich den Gatten: „Wird es dir an nöthiger Pflege nicht fehlen während meiner Abwesenheit," und zerdrückt eine Thräne im Auge, während der Gefragte, um nichts merken zu lassen, die Frage scheinbar barsch als „dummes Zeug" erklärt. Aber im Halse würgt es ihn doch, und darum schützt er dringende Arbeit vor und entfernt sich.

Eine Mutter begleitet ihren Sohn, der hinaus muß „in's feindliche Leben." Ein volles Jahr soll er wegbleiben vom lieben Elternhaus, um seine Tüchtigkeit zu fördern, seine Kenntnisse zu bereichern. Die Mutter ist stolz auf ihn, aber Thränen perlen ihr über die Wangen bei der letzten Umarmung, und mit bebenden Lippen flüstert sie ihm die letzten Ermahnungen und Warnungen in's Ohr.

Welch eine zahlreiche Gruppe ist dort versammelt! Eine junge Frau aus Kansas hat auf einige Wochen ihre alte Heimath besucht und will nun wieder zurück zu ihrem Manne. Und trotz der späten Abendstunde finden Alle sich ein zum Abschiednehmen, die Brüder und Schwestern, die Tanten und Freundinnen, selbst die beiden Väter stehen da, um nach dem Rechten zu sehen und ein paar junge Milizsoldaten sind aus dem nahen Exerzirsaale ausgerissen und machen die Honneurs. Mimi, der schelmische Gast, möchte wohl länger noch bleiben, aber die kleine Frau hält sich tapfer, denn sie weiß, wo sie hingehört, und auf das Commando "all on board" besteigt sie flink den langgestreckten Waggon und fort hinaus in die mondscheinbeglänzte Nacht der neuen Heimath entgegen.

Und erst die Wartenden! Da stehen sie und harren auf den fälligen Zug, der ihnen ein Liebes bringen soll, mit fröhlichen Gesichtern oder auch mit Trauer im Herzen, je nach der Veranlassung im bunten Wechsel der Dinge.

Ebbe und Fluth — wie am Meeresstrande. Gehen und Kommen, Begleiten und Warten, Küsse zum Abschied, Küsse zum Willkommen und gar oft Thränen dazu! Wenn so ein Union-Depot erzählen könnte von den Abschiedsseufzern und von den Empfangsgrüßen, von den Küssen der Liebe und Freundschaft, der Falschheit und der Gewohnheit — das gäbe Tag um Tag ein reiches und interessantes Tagebuch.

...... Ein Mann stand seitwärts von dem dichtesten Gewühl und betrachtete mit Aufmerksamkeit seine Umgebung. Seine Stirne war gefurcht, seine dunklen Haare mit Grau gemischt, sein Angesicht wettergebräunt, und etwas zuckte darin, man konnte nicht sagen, war's Freude oder Leid, alte Erinnerungen aber in jedem Falle, wahrscheinlich aus beiden Empfindungen zusammengesetzt. Seine Kleidung war gut, aber derb, zu Strapazen geeignet, und ein dichter Kinn- und Backenbart bedeckte theilweise das farbige Hemd, unter dem ein anderes von rothem Flanell an einzelnen Stellen sichtbar war. Sein Auftreten war kräftig und entschieden, und seine Haltung verrieth augenscheinlich den Frontiersmann aus den fernen Territorien des Westens.

Neben ihm stand ein freundliches Mädchen von zehn bis elf Jahren in blühender Gesundheit, mit braunen Haaren und lebhaften Augen, aus denen munteres Leben und reicher Verstand hervorblitzte. Ihr Blick schweifte mit dem ihres Vaters über das bunte Gewühl und über die vielen Geleise hinweg, auf denen vielleicht zwanzig verschiedene Eisenbahnlinien den Centralbahnhof erreichen. Das Mädchen hatte viele Fragen zu stellen, und die Antworten ihres Vaters entlockten ihr immer neue. Ihr Geist arbeitete rasch, ihr Verständniß war weit über ihre Jahre hinaus gereift. Verwundert nahm sie das sonderbare Benehmen des Vaters wahr und dessen Kopfschütteln und Nicken zu einzelnen abgebrochenen Worten. Zuletzt gingen Beide wieder hinüber nach dem Gasthause, nach dem sie vor einer Stunde ihr Gepäck hatten hinbringen lassen, ganz in der unmittelbaren Nähe des Depot gelegen.

Wer war der Fremde, der die Bahnhofsgegend so aufmerksam betrachtete, und hier bekannt und doch wieder fremd zu sein schien? Niemand anders war's als Bernhard Wohlgemuth, der vor zwanzig Jahren die Stadt in Jammer und Verzweiflung verlassen und als Goldgräber in die Felsengebirge, nach Pikes Peak gezogen war. Das Mädchen war seine Tochter Hermine.

Zwanzig Jahre — lang, ach gar lang ist das her. Und was für Jahre dazu! Reich an Wechsel und mancherlei Gestaltung, das lehren uns seine späteren Berichte und Mittheilungen. — Ja, in Jammer und Verzweiflung war er damals hinausgezogen in die weite uncivilisirte Welt, um, wie tausend Andere, das Gold zu graben aus den Schluchten wilder Gebirge. Nicht der Golddurst hatte ihn dahin getrieben, wohl aber die gründlich gescheiterten Pläne seiner Zukunft, zertrümmert durch den gottlosen Jähzorn seines Vaters, und den schauerlichen Aberglauben der Familie Rafft, entfesselt und genährt

durch den Händelstifter Schnepf und die alte Wetterkäth', die boshafte Wahrsagerin.

Schon die Reisestrapazen waren schlimm. Drei Monate mit Ochsengespann über Prärien, Flüsse und Gebirge — das ist keine Kleinigkeit. Und als endlich das „Goldgräber Ho!" den Ankommenden an's Ohr schlug, da zeigte sich's bald, daß nicht Alles Gold sei, was glänzt und zwischen Sein und Schein ein gewaltiger Unterschied. Es fehlte zwar nicht an Gold, aber an den nöthigen Lebensbedürfnissen, die gleichsam mit Gold aufgewogen werden mußten. Wie gewonnen, war's zerronnen, und übrig blieb wenig oder nichts. So zog Bernhard nach vergeblicher Arbeit sich wieder rückwärts, und als er die ersten Weizenfelder erreichte, da klapperten auch wieder Mühlen, wie es bekanntlich zum Handwerk gehört, und aus dem müden Goldgräber wurde wieder ein flinker Müllerbursch. Ehe zwei Jahre um waren, war die kleine Mühle sein eigen und nährte reichlich ihren Mann.

Von der Mühle aus hatte Bernhard einige Male an die Eltern und auch an Hermine geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Wie konnte er auch! Die beiden Familien waren längst in andere Gegenden gezogen. Ihre beinah' blutige Zwietracht hatte ihnen nur Schande und Verachtung eingebracht. Natürlich! Denn was der Mensch säet, das muß er auch ernten. Das ist Gottes Ordnung und wird es bleiben. So wähnte Bernhard sich verschollen und vergessen. Die Zeit, die Wohlthäterin, heilte nach und nach seine alten Wunden, er lebte wieder auf und zehrte an seinen Erinnerungen. Der kleine Bergbach, der das Mühlenrad trieb „in einem kühlen Grunde," erinnerte ihn an den schönen klaren See, an dessen Ufern er seine Jugendzeit zugebracht und seine erste Liebe gefunden hatte. Und die altgewohnte Arbeit war auch für ihn, wie immer, die beste Medizin für Herzeleid und schwere Gedanken.

Eines Tages wurde die Gegend allarmirt von einem Gerücht in Betreff eines Indianer-Ueberfalls, den ein Emigrantenzug erlitten haben sollte.

Leider blieb die Bestätigung nicht aus. Mehrere waren getödtet, die meisten Pferde, Ochsen und Wagen geraubt und der ganze Train auseinander gesprengt. In der Nacht wurde an die Mühle gepocht, und auf vorsichtiges Oeffnen traten zwei junge Leute ein, die dem Gemetzel entronnen waren, Bruder und Schwester, letztere vor Schrecken und Todesangst krank, und in Folge der erlittenen Entbehrungen halb ohnmächtig. Nahrung und Pflege brachten sie wieder zu sich. Nach

einigen Tagen nahm sie das Anerbieten des Müllers an, einstweilen der alten Haushälterin behülflich zu sein, während der Bruder in der Nähe Beschäftigung fand.

Drei Monate später war Clara Scholl eine freundliche Frau Müllerin geworden. — Das Band der ersten Jugendliebe hatte das Schicksal zerrissen, und Jahre waren seither verstrichen, ohne das geringste Lebenszeichen. So machte sich endlich bei dem einsamen Müller auch das Wort geltend: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“ Nicht daß er Hermine vergessen hätte — eine erste Liebe vergißt sich gar schwer ...... aber sie waren einander verschwunden und keine Hoffnung auf ein Wiederfinden in der weiten tausendmeiligen Entfernung. Clara stand allein in der Welt nach dem gräßlichen Ueberfall, und öffnete ihr Herz freudig der aufkeimenden Neigung. So wurde das kleine Müllerhaus erfüllt mit den Sonnenstrahlen des Glücks durch die Liebe, und als über's Jahr der Storch mit der Mühle um die Wette klapperte, und ein kleines Mädchen in's Mehlfaß fiel, da war die Freude erst recht groß und der Mühlbach rauschte munter und jauchzend das Thal herunter und verkündete in seiner Art allen Leuten, daß droben bei Müllers ein kleines Müllerskind angekommen sei ......

Glückliche und zufriedene Jahre folgten. Da kam eine tückische Krankheit und raffte die blühende Frau hinweg. Nach kurzen, aber schweren Leiden, die Mutterhand auf den Scheitel ihres Kindes gelegt, die Augen aufwärts gerichtet zu Gott, entfloh ihre Seele zum ewigen Vaterhause, das viele Wohnungen hat. Da brach das Glück in Scherben. Das Mühlrad stand still, und leiser rauschten die Wasser vorüber und murmelten gleich ächzender Todtenklage. —

Glück und Unglück — beides muß der Mensch ertragen lernen, und wohl dem, der's kann, ohne zu straucheln. Das Glück gebiert den Hochmuth und das Unglück die Verzagtheit und die Verbitterung, wenn nicht ein festes Herz und ein wahrhaft religiöses Gemüth schützt vor diesen Gefahren. Der Müller aber hielt sich wacker, und das Rad ging bald wieder um, wie früher, und mahlte den goldenen Weizen und siebte das schneeweiße Mehl, und wenn der Wind sich erhob, flog der feine Mehlstaub hinüber auf den frischen Grabhügel neben der Mühle, als wollte er ihn schmücken mit dem freundlichen Weiß, und die Zeit ging vorbei, die mit ihrem Balsam lindert den Schmerz und heilet die Wunden, wenn auch die Narbe bleibet.

Ein Jahr war's, da schnaubte die erste Lokomotive der Continentalbahn unweit der Mühle vorüber. Nachdenklich sah Bernhard Wohl-

gemuth ihr nach, als sie später denselben Weg zurück nach Osten dampfte. „Komm mit, komm mit," so deutete er ihre gellenden Pfiffe. Der Zauber alter Erinnerungen kam über ihn wie Schüttelfrost, und heiß und kalt überlief es ihn bei den Gedanken an seine Jugendzeit, an's Elternhaus, an die Bootfahrten mit dem "flying dutchman," an Camp Spring und an seine erste Liebe, und unwillkürlich summten seine Lippen wieder die Strophe des Liedes:

„Nimmer vergeß ich die selige Zeit,
Da sie aus Liebe das Herz mir geweiht;
Ach, jenes Glückes gedenk' ich noch heut.
Lang, ach gar lang ist es her."

...... Drei Wochen später war Bernhard reisefertig, und sein Töchterchen nicht minder. Die Mühle hatte er in zuverlässige Hände gegeben. Auf dem Union-Depot haben wir ihn sinnend und verwundert wieder getroffen. Er war fremd geworden in der alten Heimath.

Hermine hatte Erlaubniß, vor dem Gasthause dem Straßenverkehr zuzusehen. Plötzlich trat sie mit gerötheten Wangen in das Zimmer, in welchem der Vater Verschiedenes ordnete.

„Denke dir, lieber Vater," sprach sie in fliegender Eile, „hier neben an steht ein hübscher Knabe, der bietet Obst feil und singt mit leiser Stimme das Lied, das du oft gesungen: „Lang ist es her"; und er heißt auch Bernhard, wie du, und seine Mutter, die ihn das Lied gelehrt hat, Hermine, wie ich. Ist das nicht komisch?"

Aber das Scherzen verging ihr, als sie sah, wie der Vater sich entfärbte und augenscheinlich ganz außer Fassung gerieth.

„Geh, liebes Kind," sprach er endlich, „rufe den Knaben hierher, ich will von seinem Obst kaufen." Flink war Hermine zur Thüre hinaus, und bald trat sie mit dem jugendlichen Obsthändler wieder ein. Freundlich beantwortete dieser die an ihn gestellten Fragen. Es unterlag nicht dem geringsten Zweifel: ein Sohn Hermine Raffts stand vor ihm, und trug seinen Namen ...... Er erzählte vieles von seiner lieben Mutter und vom Tode seines Vaters, der schon vor einigen Jahren eingetreten war, und entfernte sich endlich mit dem Versprechen, der Mutter einen unverhofften Besuch anzumelden.

Auf der Südseite des Centralbahnhofes befindet sich die Orchardstraße, an der mehrere kleine Häuser stehen. In einem derselben wohnte die Wittwe Hermine Köhler, eine geborene Rafft. Was der heimgekehrte Sohn ihr erzählte, konnte sie nicht fassen noch begreifen. Ein „Hangen und Bangen in schwebender Pein" bemächtigte sich der rüstigen, immer

noch hübschen Frau. — Da klopft es an die Thüre, und herein tritt ein hochgewachsener Mann, mit einem Mädchen an der Hand.

„Bernhard!"

„„Hermine!""

Sie hielten sich fest umschlungen. Das eine Wort hatte schon alles gesagt. Thränen rannen über ihre Wangen. Verwundert sahen die Kinder zu, ohne das Geringste von dem Geschehenen begreifen zu können. Bernhard gewann bald seine Fassung wieder, aber Hermine war erschüttert durch und durch. Ein Frauenherz fühlt eben gar innig und tief. Als sie endlich die Lippen wieder öffnete, war es zum Gebet, das zwar nur aus einzelnen Worten bestand, aber ihre Seele schwang sich aufwärts zum Lenker der Schicksale und dankte ihm für das erlebte Glück des Wiedersehens ihres einstigen Verlobten.

Später erzählte Bernhard Wohlgemuth seine Geschichte, die wir bereits kennen.

Die Schicksale Herminens sind bald berichtet. Nach dem Ausbruch der schrecklichen Zwietracht, und nachdem Bernhard aus Verzweiflung und Scham nach den Rocky Mountains gezogen war, übersiedelten ihre Eltern nach einer kleineren Stadt. Darum konnten Bernhards Briefe sie nicht erreichen. Zuletzt war er ihr verschollen, wenn auch nicht vergessen. Die Eltern starben, und sie stand allein. Endlich, nachdem alle Hoffnung auf ein Wiedersehen geschwunden war, reichte sie einem braven Manne ihre Hand zum Bunde und lebte in zufriedener Ehe, bis nach wenig Jahren der Tod ihn wieder von ihrer Seite riß. Ein kleines Haus und zwei muntere Knaben waren ihr geblieben, die sie erzog und frühe schon zu nützlicher Thätigkeit anhielt. Der ältere, wie wir wissen, hielt zwischen den Schulstunden Obst feil. Durch sein Lied, das er der Mutter abgelauscht, hatten die Getrennten sich wieder gefunden.

Unterdessen waren die Kinder gute Bekannte geworden. Der Müller Wohlgemuth kam täglich hinüber, denn sein Töchterchen ließ ihm nicht früher Ruhe, und an die Frau Hermine schloß die kleine Hermine sich kindlich an.

So gingen drei Wochen herum, und der Müller mußte an seine Mühle denken. Als zum ersten Mal von der Abreise gesprochen wurde, da näßten sich die Augen. Dem Müller stand die Mühle still, er brachte nämlich nachher kein Wort mehr aus dem Munde.

„Geh' mit mir, Hermine," sprach er endlich, „sei auch meinem Kinde Mutter, ich will den deinen Vater sein."

Hermine gab keine Antwort. Aber ein Blick aus ihren Augen belehrte ihn, daß in diesem Augenblick des Himmels Seligkeit in beider Herzen empfunden wurde. Sie reichte Bernhard die Hand. Die Kinder wurden herbeigerufen. Sie freuten sich, als sie hörten, daß sie nun wieder Beides hätten, Vater und Mutter, und weinten dazu, aber nicht lange. Traulich saßen Alle beisammen, und wie es kam, das wußte keines, aber mit einem Male sangen sie wie einst:

„Sing mir noch einmal den holden Gesang —
Lang ist es her, lang ist es her —
Der einst so innig zum Herzen mir drang;
Lang ist es her, lang ist es her —
Ach, jeder Ton hat dein Wort mir erneut,
Daß du voll Treue dein Herz mir geweiht;
Nimmer vergeß ich die selige Zeit —
Lang, ach gar lang ist es her.“

Am folgenden Tage fand die Trauung statt. Launig bemerkte der Prediger im Trinkspruch, der nach vollzogener Handlung ausgebracht wurde: „Alte Liebe rostet nicht!“ — Und wahrlich — diese war nicht verrostet im Wechsel der Zeit.

Draußen im fernen Westen im kleinen Müllerhaus, da lebt die glückliche Familie, und lustig klappert die Mühle. ......

Und der lahme Schnepf? Nun, der starb im Armenhause, aber die Händelstifter leben noch.

Auch die Wetterkäth' ist längst begraben, aber ihr gottloses Geschäft blüht noch immer, denn die Dummheit stirbt nicht aus.

„Lang ist es her“ — aber jedesmal ihm neu, wenn der Erzähler zum Union-Depot kommt oder von der Brücke nebenan hinunter sieht in das bunte Gewühl des Lebens.

Klitsch und Klatsch.

---

1. Wie einer zu seiner Braut kommt.

Die Kerzen am Weihnachtsbaum waren heruntergebrannt und die glimmenden Dochte ausgelöscht. Die grüne Tanne breitete ihre hübschen Zweige nur noch in der Beleuchtung der freundlichen Wohnstube aus, und obgleich schon gar manche Sachen und Sächelchen abgeschnitten waren, sahen sie doch noch immer freundlich und vollbehangen aus. Ein reizender Anblick für ein frommes Gemüth ist doch so ein geschmückter Tannenbaum zu Weihnachten, und selten tritt uns das „Christkind" so nahe an's Herz in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung, als gerade in dem festlichen Lichterschein, da die Hand der Liebe bescheert den Kleinen und wohl auch den Großen, und aus der Fülle der ewigen Liebe gibt die Fülle der Gaben zur freudigen Weihenachten. Ob werthvoll oder gering, das bleibt sich gleich, beides kommt aus derselben Quelle, die ihre krystallnen Fluthen hinaussendet in alle Welt, zu allen Völkern, durch alle Zonen und Zeiten, seitdem das Kind von Bethlehem uns die Liebe als Grundgesetz unseres Daseins und unseres Strebens verkündigt hat.

In der traulichen Wohnstube, zur Seite des wärmenden Ofens, saß der ehrsame Tünchermeister Heinrich Schwarz, hier zu Land „Weißwascher" genannt, und rauchte sein Abendpfeifchen in aller Behaglichkeit. Der Mann, fleißig und sparsam, war gewissermaßen ein Original, ein Sonderling nach seiner eigenen Mode, die sicherlich keine neue war. Aber ein achtbarer Mann war er trotz seiner Eigenheiten, von denen er nicht ein Haarbreit abwich, weder in seiner äußern Erscheinung, noch in seinen Redensarten. Was er einmal gesagt hatte, dabei blieb er, und wenn er seine Bürste eintauchte in den Kalktopf und sie dann gefüllt mit weißer oder farbiger Flüssigkeit wider die Wand oder wider die Decke schlug, da ahmte er gleichsam das Geräusch seiner Arbeit nach mit „klitsch und klatsch," und es schien, als ob die Bürste an

dem langen Stiel noch einmal so emsig und gewandt arbeitete, sobald er sein Arbeitssprüchlein entweder in friedlichem Ton oder zuweilen auch rauh und zornig beifügte.

Meister Schwarz hatte einen einzigen Sohn und dieser war akurat so geartet, wie der Vater auch. Selbst das Sprüchlein hatte er sich angewöhnt, und sein Sinn war in jeder Beziehung auf das Solide und Dauerhafte gerichtet. Der alte Schwarz war durch Fleiß und Sparsamkeit voran gekommen und besaß nicht nur ein hübsches Haus in der Vorstadt, sondern auch noch ausgelehntes Geld. Das wußte man allgemein, und Manche wunderten sich darüber und beneideten ihn, oder hielten ihn für einen Geizhals, obgleich er durchaus keiner war, das hatte er auch an seinem Sohne bewiesen, dem er gute Schulen, ja sogar Unterricht in der Musik hatte zu Theil werden lassen.

So war Wilhelm Schwarz ein fixer Junge geworden, der keinem Andern nachstand. Und dennoch verschmähte er es nicht, das Handwerk seines Vaters zu betreiben, denn das nährte seinen Mann sicherer als das Faullenzerleben hinterm Verkaufstisch eines kaufmännischen Geschäftes, das gar selten einem der Clerks zur Selbstständigkeit verhilft. Es muß natürlich für eine jede Beschäftigung Leute geben; wenn aber der Zudrang für eine bestimmte Art von Beschäftigung zu stark, und das „Handwerk" besonders mißachtet und gering geschätzt wird, dann kann nichts Gutes für die Zukunft dabei herauskommen. Das ist alte Wahrheit, aber nicht nach der neuen Mode, und darum gefällt sie so Vielen nicht, weil sie gar so hoch hinaus wollen, bis sie flügellahm zur Erde sinken.

Eines Tages arbeitete der junge Wilhelm Schwarz in einem Hause, dessen Besitzer wohlhabend und dessen Töchter als sehr gebildet und als „gute Partien" erachtet wurden. Die Zimmer des Hauses sollten frisch getüncht und für den nahenden Sommer aufgeputzt werden. In einem derselben stand Wilhelm auf einer Handleiter, vor sich auf der obersten Stufe den gefüllten Weißtopf, um hoch an der Decke eine schadhafte Stelle auszubessern. Plötzlich wird die Thüre aufgestoßen und in Sturmeseile fliegt ein Mädchen herein, gerade zu rechter Zeit, um das angerichtete Unheil selber mit durchmachen zu helfen.

Die Stürmende hatte nämlich die Thüre mit solcher Gewalt aufgestoßen, daß diese die unweit davon stehende Handleiter umwarf. Natürlich purzelte Wilhelm hinunter, riß im Fallen die verblüffte Schöne mit zu Boden; der gefüllte Weißtopf stürzte hintendrein, daß es hochaufspritzte, und da lagen sie alle drei — weiß gewaschen, daß es

eine Art hatte. Aber es war noch nicht genug. Als der Wilhelm Schwarz versuchte wieder auf die Beine zu kommen, und mit den Armen herum fuchtelte, riß er auch noch den Kessel mit dem Rothbraun um, und nun gab es eine herrliche Bademischung und Zebrastreifen in allen Farben.

Das alles war natürlich schneller geschehen als hier erzählt. Was war denn geschehen? War's ein Erdbeben? Das wußte Keines, wohl aber daß sie im Weißen schwammen, in das auch noch das rothe Meer seine Wellen ergossen hatte. O der Anblick war köstlich, beinahe zum Todtlachen.

Auf das Gepolter kam die Hausfrau herbei gelaufen und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Ebenso der alte Meister Schwarz. „Klitsch und klatsch," rief er, „was geht hier vor?" Dann aber fing auch er an zu lachen, und nun wurde das Gelächter ein vierstimmiges, daß man's auf der Straße hören konnte.

Ein Unglück kommt selten allein, sagt das Sprichwort, und so war es auch hier. Das Weiße und das Rothe konnte vom Gesicht und von den Kleidern entfernt werden, aber die schwarzen Augen hielten fest wie Pech. Mitten im ersten Schreck wie im spätern Lachen hatten die sich gegenseitig angesehen und konnten es nachher nicht mehr lassen. Die gegenseitige Bekanntschaft war zwar unter den sonderbarsten Umständen gemacht worden; aber sie war nun einmal gemacht und wurde — fortgesetzt. Die komische Scene, verbunden mit dem unwillkürlichen Lachreiz, hatte die Leute schneller und enger vertraut gemacht, als die üblichen gedrechselten Vorstellungen in geputzter Gesellschaft, verbunden mit gewohnter Phrase und Verbeugung. Ehe die Tüncherarbeit fertig war in dem Hause, war zwischen den beiden jungen Leuten auch schon ein gegenseitiges Einverständniß fertig.

Greta Schmidt war ein prächtiges Mädchen, das mußte selbst der Neid zugestehen. Dunkle Haare und dunkle Augen, mit Häckchen drin, schlank wie eine Tanne, und ein Angesicht wie Milch und Blut, und perlenweiße Zähne hinter den Rosenlippen — kurz eine frühe Mairose von achtzehn Sommern. Dazu ein lebhaftes Temperament, leicht erregbar, aber etwas launisch und etwas eigensinnig wie ein verhätscheltes Schooßkind, das sie in Wirklichkeit auch war, und unfertig in ihrem ganzen innern Wesen, und vorschnell wie ein Küchlein, das kaum die schützende Schaale durchbrochen.

Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß die Sache rasch voran ging. Von der weißen und gestreiften Bekanntschaft kam es zur

flammenden Liebschaft, und ehe drei Monate in's Land gingen, war die grüne Brautschaft fertig, so üppig grün, wie Tower Grove Park im Mai. — Grün ist ja die Farbe der Hoffnung, und wann wäre ein Menschenherz reicher daran, als wenn zwei Verliebte ein paar Verlobte werden. Da hängt ja der ganze Himmel voll Geigen und die Welt ist noch einmal so schön. Noch nie haben die Rosen so herrlich geblüht, und ist es mitten im Winter, so war der Schnee noch nie so lilienweiß und nie die Sterne so strahlend. —

O schöne Zeit der jungen Liebe! Danke Gott ein jedes Herz, das sie einmal voll und ganz empfunden. Geht auch dabei zuweilen der Verstand mit der Thorheit durch, und sind die Augen verhangen wie jüngst die der „verschleierten Propheten" — die Gluth wärmt doch selbst im Alter nach in der Erinnerung, und ein Herz, das nie die Macht und die Beseligung der Liebe gekannt hat, ist . . . wie eine Nähmaschine, ohne Gefühl und Empfindung, wie Wachsblumen, ohne Duft, oder wie ein Süpplein ohne Brocken. Und ist eine solche Liebe zugleich auch die rechte, dann schafft sie ein Paradies auf Erden, eine glückliche und zufriedene Ehe. Die Rechte! Da sitzt der Haken. Leider ist's gar oft die Unrechte; da das Herz sich nicht zum Herzen findet, vielmehr der Wahn kurz und die Reue lang ist. Die Unrechte, nicht wegen Mangel an Gefühl, aber an Ueberlegung und ernster Prüfung.

„Klitsch" — rief Papa Schwarz, als sein Sohn Wilhelm eines Tages berichtete, daß er sich verlobt habe und in einigen Wochen sich zu verheirathen gedenke, und „Klatsch" — fügte er hinzu, als er hörte, daß Greta Schmidt die Auserwählte seines Sohnes sei.

„Höre, Wilhelm," fuhr er weiter fort, „Du bist nun alt genug, und im Allgemeinen auch verständig genug zum Heirathen, aber mir kommt die ganze Sache gar bedenklich vor. Das Mädchen ist hübsch und hat mit der Zeit wahrscheinlich auch ein Stück Geld zu erwarten. Gewisses weiß man in heutiger Zeit nicht, da alle Werthe schwanken. Von den Aussichten kann man aber nicht leben und von der Schönheit auch nicht. Dein Erspartes reicht nicht weit für einen eigenen Haushalt, es wäre denn, daß die Frau Schwiegertochter zu uns in's Haus zöge, um der Mutter Stütze zu sein."

Wilhelm schüttelte den Kopf bei diesem Vorschlage, und schob ihn mit einer entsprechenden Handbewegung gleichsam von sich, ohne weiter ein Wort darüber zu sagen.

„Klitsch," setzte Papa Schwarz seine Rede fort — „und Klatsch!

Hab' es mir wohl gedacht, daß es damit nichts sei. Flügge Tauben wollen einen eigenen Schlag, und das ist wohl in den meisten Fällen auch das Beste, aber was für einen? Da liegt eben der Hase im Pfeffer! Gar Vielen ist heutzutage nichts gut genug, oder vielmehr nichts schön genug zu ihrer ersten Einrichtung, gerade wie vor zwei Jahren, als des Besenbinders Heinrich des Gockel-Jimmi's Susie heirathete. War das ein Gethue, klitsch! und eine Pracht, klatsch! nämlich so lange die Blase hielt, und sie hielt akurat so lange bis sie platzte. Das Ende kennst Du ja, ohne daß ich darüber spreche."

„Ach Gott, die Susie!" fiel die Mutter Schwarz hier ein, „wie die mich dauert, das arme Ding. Bin ich doch mit ihrer Mutter über die See gekommen, und als wir nach langer und beschwerlicher Reise in St. Louis ankamen — mir ist's, als wären es keine fünf Jahre her, und doch sind es mehr als dreißig, — da hatten wir richtig auch keine dreißig Kreuzer mehr in der Tasche, und mit den Kleidern war es einfach genug bestellt, denn zu Hause hatten wir auch saures Brod gegessen von Jugend auf, und hart war es dazu, aber unsere Mäusezähne bissen sich durch und es schmeckte prächtig."

„Hast heute noch schöne Zähne, Mutter," redete der Alte schmunzelnd dazwischen, „könnte auch sagen wie der Landfriedbauer zur Amrei: Hast ein Vermögen im Mund, Mancher gäbe viel, wenn er solche Zähne hätte! Klitsch und Klatsch, — was wußte man zu jener Zeit von Zahnärzten und Chloroform, von ganzen und halben "sets", und von allerlei Füllung. Damals hatte die Morgenstunde Gold im Munde, aber nicht in hohlen Zähnen. Hat denn die Fräulein Greta auch ihre eigenen?"

„Wie kannst Du nur so fragen," fiel die Mutter begütigend ein, „das ist doch wahrlich keine Hauptsache. Aber fatal ist mir's doch, daß wir das Mädchen so wenig kennen, ich meine ihre Charaktereigenschaften. Richtig, ich wollte doch fragen, zu welcher Kirche sich die Familie hält, da ich darüber noch kein Wort vernommen habe...... Du zuckst die Achseln, mein Sohn, und scheint es mir, als wüßtest Du davon gerade so viel wie ich. Es sollte mir leid thun, wenn Deine Braut auch „über die Religion hinaus" wäre, wie heutzutage Viele sich einbilden. Wie arm und hinfällig ist doch ein Frauenherz in den wechselnden Schicksalen des Lebens, und in allen bangen· und ernsten Stunden, die nie ausbleiben, ohne die Kraft eines innigen Gottvertrauens, und was ist ein Gemüth, dessen Tiefe nicht erfüllt ist von wahrer Religiösität, abgesehen von allen confessionellen Namen und äußern Formen; — was

ein Frauenauge, und wäre es das schönste und prächtigste, das in der Freude nicht dankend aufblicken kann zum Geber aller guten Gaben, oder unter den rinnenden Thränen bittern Herzeleids sich nicht zu erheben vermag zu Gott, bei dem allein noch Trost und Rettung, Kraft und Aufrichtung zu finden ist"......

Noch lange sprach die liebe Mutter fort. Sie berührte so Manches, an das nur ihr Herz dachte, sie gab so manchen Fingerzeig, der nicht mißverstanden werden konnte, sie sprach gleichsam wie zu sich selber die trefflichsten Wahrheiten aus, und zeichnete mit Meisterhand das Bild einer Braut, die Segen und Sonnenschein und Friede und Freude in ein Haus hinein bringt, sei es klein oder groß, mit bretternem Dach oder mit Zinnen geschmückt.

„Die Mutter spricht wie unser Herr Pastor, und der kann's nicht übel," meinte nachdenklich der Bräutigam, und erhob sich.

„Klitsch und Klatsch — ob sie's kann," fügte Vater Schwarz bei; „habe manche Gardinenpredigt von ihr gehört; aber recht hat Mutter immer. O wären doch alle wie sie! Junge, bedenk's!"

Noch am gleichen Abend hatten die beiden Verlobten eine lange Unterredung mit einander unter vier Augen, wie es für Brautleute die angenehmste Art und Weise ist. Willy sprach viel und eindringlich, und Greta hörte aufmerksam zu, aber, wie es schien, ohne alles verstehen zu können. Auch machte sie sich nicht viel Kopfzerbrechens daraus, lieber schloß sie den Mund des Sprechers mit einem Kuß, oder auch mit zweien, wer weiß es, zum Zählen war Niemand da, und verliebt waren Beide bis über die Ohren, und das war recht.

O schöne Zeit der jungen Liebe! — ach, daß sie ewig grünen bliebe...... Wie viel tausend und tausend Mal ist doch das Wort Schillers schon wiederholt und wieviel tausend und tausend Mal selbsterfahren und durchgelebt worden.

Die Vorbereitungen zur Hochzeit nahmen ihren ungehinderten Fortgang. Willy Schwarz theilte seinen Eltern mit, daß dieselbe am Geburtstage seines zukünftigen Schwiegervaters und im Hause desselben gefeiert werden solle. Das sei gerade in drei Monaten. Ein hübsches, nicht zu großes Haus sei zur Miethe in Aussicht genommen. Die innere Einrichtung besorgt die Braut, das sei die Aussteuer von den Eltern.

„Klitsch und klatsch," sagte Papa Schwarz — „Gott gebe dazu seinen Segen! Mögest Du glücklich werden, lieber Sohn, und was wir dazu helfen können, das soll geschehen, nicht wahr, Mütterchen?"

Mütterchen aber nickte dazu blos mit dem Kopfe, denn die Augen standen voll Thränen, und kein Laut kam über die Lippen. Aber tief innen in der Mutterbrust, da rieselte der Quell unendlicher Liebe und ergoß seine krystallnen Fluthen in inbrünstigem Gebet vor den Thron des Allerhöchsten.

„Komm," sagte der Vater, „lasse die Mutter gewähren, sie hat halt ihren Einzigen gar so lieb. Klitsch und klatsch!" Und dazu machte er wie gewohnt seine Handbewegung nach links und nach rechts.

2. Flitterwochen und Bitterwochen.

Der Hochzeitstag war gekommen, ehe man sich dessen versah. Den Glücklichen schlägt ja keine Stunde, und zu diesen gehören vor Allen Verliebte und Verlobte, von rechtswegen. Die letzten Wochen waren für beide, Bräutigam und Braut, recht unruhig; und in dem Schmidt'schen Hause gab es Arbeit vollauf. Die Hochzeit sollte in großem Style gefeiert, und da sie auf des Brautvaters Geburtstag fiel, nicht nur die Verwandten und näheren Freunde der Familie, sondern auch eine Menge „Geschäftsfreunde" geladen werden. Das nennt man „das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden," oder „zwei Fliegen mit einer Klappe treffen."

Ein Uebelstand, der die nöthigen Anordnungen sehr erschwerte, trat schon früh zu Tage. Was heute bestimmt und abgemacht war, das wurde morgen wieder verändert, und jede Abänderung des Programms zog wieder andere nach sich. Die Eltern des Bräutigams mischten sich selbstverständlich nicht darein. Der alte Schwarz sagte: „Klitsch und Klatsch — thut wie ihr wollt, nur nicht zu viel." Und die Mutter dachte an Anderes als an Nebendinge. Um so mehr waren es Vettern und Basen und allerhand Gefreundete, die mit ihren Räthen und Ansichten reichlich zur Hand waren. „Thue das so," — sagte die Eine, und die Andere: „Nein, ich thäte es so, was versteht denn jene davon — übrigens möchte ich nichts gesagt haben." Zuletzt machte die Kürze der Zeit dem hadernden Rathen ein Ende, aber in manchen Dingen kam es gerade so wie der Papa Schwarz sagte: „zu viele Köche verderben den Brei, und Eines schickt sich nicht für Alle, klitsch und klatsch . . ."

Freundlich brach der festliche Tag an und golden beschien die liebe alte Sonne das hochzeitliche Haus, in welchem das junge Paar vereinigt werden sollte zum Bunde der Ehe. Blumen schmückten die Räume und Kränze rahmten Thüren und Fenster ein. Zahlreich erschienen die geladenen Gäste und viele Geschenke mancherlei Art brachten sie mit zur

üblichen Haussteuer, brauchbar oder auch nicht, je nach ihrem eigenen Geschmack, und der läßt in Bezug der Nützlichkeit oft viel zu wünschen übrig. Ob's paßt oder nicht, zu dem andern nämlich und zu den Umständen, darauf legen gar Viele weniger Gewicht als auf den Schein und die glitzernde Pracht, die nicht kleidet und nicht satt macht.

Stille ward es in der versammelten Menge, als der schon bejahrte Geistliche eintrat und seinen Platz an dem Blumentische einnahm, auf dem sich in silberner Schale die mit Myrtenzweiglein umgebenen bedeutungsvollen Ringe befanden. Ihm folgten Arm in Arm die Eltern des Bräutigams und der Braut, dann die Brautjungfern mit ihren Führern, zur Linken und zur Rechten, in der Mitte das hochzeitliche Paar, ruhig und fest der Bräutigam, etwas erregter die Braut, im schneeweißen Kleid und wallendem Schleier, auf ihrem Haupte den Ehrenkranz, Orangenblüthe und Myrte, zum eineinzigsten Mal im Leben.

Eine geschmückte Braut .... welch ein reizender und lieblicher Anblick! Menschenschönheit in göttlicher Vollendung; eine aufgebrochene Rose am thauigen Maimorgen, diamantenbesäet unter verklärendem Sonnenstrahl. Die Liebe im Herzen, den Himmel im Auge, unnennbare Seligkeit in den innersten Tiefen des Gemüths, sich wiederspiegelnd im krystallnen Tropfen an der gesenkten Wimper, wenn das verhängnißvolle „Ja" ertönt vor Gott und vor den Menschen .... Selig das Weib, das so beglücken kann in unendlicher Liebesfülle, und selig der Mann, der solch ein Kleinod zu nennen vermag *sein eigen*, und zu bewahren vermag bis an's Ende, und zu belohnen mit dem ganzen Reichthum seiner Gefühle, die in der Seele Bergwerk auf- und niedersteigen, wie die Wasser der nimmer versiegenden Quelle.

Auch das hochzeitliche Fest ging vorüber. Stunde auf Stunde verrann doppelt schnell in der lauten Freude, mit der das ganze Haus angefüllt war. Die Herzen waren aufgethaut, und selbst der alte Schwarz vergaß zuweilen sein „klitsch und klatsch" vor lauter Sehen und Hören. Mütterchen mahnte, denn im Osten hellte sich der Morgen, und ehe der letzte Gast aufbrach, da hatte die Sonne schon gesattelt und begann ihren feurigen Ritt am Himmelszelt und guckte unterwegs verwundert in schläfrige und verschlafene Augen. Das Liebesfest der Hochzeit ist eben zugleich auch das Sonnwendfest für das Leben, das hohe Turnier in der großen Arena, der Ritterschlag für den Adel vom eigenen Heerd.

Reichlich wurden die Flitterwochen dem jungen Paar zugetheilt. Der Becher des Glücks und der Freude füllte sich immer auf's neue. Aber „Jegliches hat seine Zeit," sagt der alte Weise, und das Morgen

bringt nicht immer was das Heute. Das ist ein eisernes Gesetz in der großen Weltordnung. Auch auf der spiegelglattesten Fluth kräuseln sich Wellen im Morgenwind, und setzt der Wind stärker ein, dann werden sie zu tosenden Wogen. Wie doch die brausende Gischt aufspritzt in der Brandung der menschlichen Leidenschaften! Wehe, wenn der Anker des Charakters nicht festhält im Anprall der sturmgepeitschten Wasser, heranrollend himmelhoch und bergetief im stürmischen Wechsel der Schicksalsgestaltung.

Noch war kein Jahr des Glücks vorübergegangen, da kräuselten sich die stillen Wasser des jungen Ehestandes und der böse Wind der Zwietracht füllte die Backen und blies mit Macht. Die Verschiedenheit der Neigungen, der Gewöhnungen, der Gefühle und der Anschauungen traten bei den beiden Ehegatten immer klarer und stärker hervor. Das führte bald zur Verstimmung, zur Stille vor dem Sturm, der nicht ausblieb, und zu ärgerlichen Auftritten. Eigensinn und Rechthaberei machten das Uebel schlimmer. Keines wollte dem Andern den Mund gönnen. Zuletzt kam der Zwiespalt unter die Leute, und nun wuchs die Mücke bald zum Kameel, und ehe sie sich's versahen, war der Elephant fertig. Es ging ihnen wie in Gellerts Fabel dem Kinde mit den großen Ohren. — Die Verständigen unter den Bekannten und Verwandten bedauerten den entstandenen Unfrieden, die andern bestärkten den trotzigen Eigenwillen anstatt von Nachgiebigkeit und Verträglichkeit zu sprechen, und die Schlimmsten gossen Oel in's Feuer, das aus des Teufels Cisterne gepumpt war.

Der Neid ist eine schlimme Pflanze und die Schadenfreude ein ganz gemeines Gewächs. Beides öffentlich nicht wohlgelitten; aber reichlich wuchert es so hinten herum, an versteckten Ecken und Winkeln, im Schatten des eigenen Herzens, wo er am dunkelsten ist. Man schneidet sich Feigenblätter daraus und Lappen auf die eigenen Risse. Es fühlt so pharisäisch wohl, den „Zöllner" zu betrachten — und Niemand versteht es besser als der Teufel selber, das eine Auge mit Theilnahme zu feuchten, während das andere sich schließt in heimlicher Freude. Das ist ein Stück von der alten Erbsünde, die nicht nur den Schlechteren anhaftet, vielmehr durch alle Stände und Verhältnisse hindurchgeht. Nirgends wohl hauset sie schlimmer, als wo sie sich häuslicher Dinge bemächtigt oder über ein Familienleben Musterung hält. Da sitzt der hohe Generalstab zu Pferde, Ritter mit dem bekannten Balken, nicht im Wappenschild, sondern im Auge, und die „leichte Cavallerie," mit oder ohne Schleppgehäng, thut Staffettendienste. Wehe, wer ihr in den Weg kommt! Spieß-

ruthen laufen vor 300 Mann mit Haselgerten ist eine kitzliche Sache, schlimmer aber hausen böse Zungen, die mit Pfeffer und Salz gewürzt sind .... Sogar der Apostel Jakobus in alten Zeiten hat davon gesprochen, wie sie, obgleich „ein kleines Glied, große Dinge anrichten, eine Welt voll Ungerechtigkeit.“ Am Schlimmsten sind die Zungen mit Stahlspitzen, am Federhalter nämlich, in's kalte Blut des Tintenfasses getaucht, schwarz und gespenstig wie die Nacht. Da sitzt der Teufel rittlings oben d'rauf und macht Capriolen, die man nur sieht im Schattenspiel an der Wand, wie einst Luther in seiner Klause, als er ihm das Tintenfaß nachwarf.

Monitors und eisengepanzerte Schiffe führen Kanonen, die eigentlich nicht Kugeln, sondern Kegel schleudern, mit Stahlspitzen, die sich fußtief in die feindlichen Panzer einbohren. Welch eine Kraft und Gewalt! Und doch — mächtiger ist die Stahlspitze an der Federspule im Guten wie im Bösen. Ihr Mißbrauch ist schrecklich. Das geschriebene Wort ist wie ein zweischneidiges Schwert. Man kann es nach beiden Seiten wenden. Ein gesprächiger Mund hält zuweilen eher inne, als eine schreibselige Hand; aber das Ohr vergißt, während das Auge, wenn es nöthig ist, die Brille auffsetzt, um das Gedächtniß aufzufrischen.

So erging es gerade dem jungen Paar. Ja, was war denn eigentlich geschehen, daß das häusliche Glück so bald in Scherben brach? O, es war durchaus nichts Ungewöhnliches: Beide hatten sich gegenseitig nur zu wenig gekannt. — Im Erdbeben hatten sie sich gefunden, unter Schrecken und Lachen zugleich und dann ging es schnell, nach der neuen Mode. Später erst lernten sie den inwendigen Menschen von dem äußern unterscheiden. Greta liebte über alles Luxus und Pracht, Wilhelm das Einfache und Solide. Er war gewöhnt an Ordung und Pünktlichkeit, für Greta waren das böhmische Dörfer. Er hatte ein warmes Herz und ein tiefes Gemüth, sie kannte eigentlich nur sich selbst, nur ihre eigenen Wünsche und Launen. Er war religiös erzogen und besuchte am Sonntagmorgen gerne die ihm lieb gewordene Kirche, Greta hatte dafür weder Zeit noch Lust, eher Witzworte und Spott. Einen Fehler aber hatten beide gemein: Sie waren hitzig, und keines dachte an's erste Nachgeben. Es wurde fortgetrotzt, wie es im Paragraph Elfe heißt.

So kamen auf die Flitterwochen die Bitterwochen. Dann mischten sich die Leute d'rein mit Unverstand, und leider Greta's Mutter beinahe am schlimmsten. Von Gockeljimmy's Susie kam ein Hetzbrief nach dem andern. Die freute sich, wenn das Glück auch in andern Häusern zerbrach wie das Glas.

Eines Abends, da Wilhelm Schwarz von seiner Arbeit nach Hause kam, fand er das Haus leer und kahl ausgeräumt. Am Fenster stak ein Zettel mit den wenigen Worten: „Ich gehe heim zu den Eltern. Meine Sachen habe ich mitgenommen."

Greta's Hand hatte den Zettel geschrieben.

3. Das Schicksal setzt den Hobel an.

Die Zeit vergeht nach wie vor, und die Sonne erhebt sich am Morgen und senkt sich am Abend und die Nacht deckt mit ihrem dunklen Schleier die Erde zu, und damit zugleich auch manches Herzeleid und manchen bittern Jammer. In rothgeweinte Augen streut sie mit leiser Hand die lindernden Schlummerkörner, und der Schlaf beruhigt den ungestümen Pulsschlag gramerfüllter Herzen. Wenn auch mit dem Erwachen das Leiden wiederkehrt, es ist doch etwas weniger geworden davon, und wäre es blos eine Messerspitze voll. Und auf den Tag folgt wieder eine Nacht und der Schlummerengel zieht wieder umher, von Haus zu Haus, vom Palaste zur Hütte, und singt unhörbar die Kinder in den Schlaf, die kleinen und die großen, und in den Herzen klingt es wie sanftes Echo:

„Schlaf' Kindlein, schlaf',
Der Vater hüt' die Schaf......"

Welch ein sonderbares Bild! In der Ecke eines leeren Zimmers steht ein niedriges Sopha und darauf ruht ein Mann im festen Schlafe. Draußen steht die Sonne schon lange am Himmel und ihr blendender Schein dringt durch die halboffenen Jalousien, ohne den Schläfer aufwecken zu können. Und daneben sitzt ein altes Mütterlein mit in einander geschlagenen Händen, ein Zug des Grams um die Lippen, aber Frieden auf der Stirne und die Augen voll Liebe auf den Schläfer gerichtet, der mit gerötheten Wangen schläft den gesunden Schlaf des Gerechten. Der Morgen hatte ihm offenbar Träume gebracht, und deutlich kam es von seinen Lippen:

„Die Mutter schüttelt's Bäumelein,
Da fällt herab ein Träumelein......"

Und dann schloß Mütterlein den Vers: „Schlaf' Kindlein, schlaf'!"

Der Schlaf aber war zu Ende; denn die Augen des Schläfers öffneten sich, sein Kopf fuhr in die Höhe, verwundert und verwirrt blickt er um sich.

„Guten Tag, Willy, mein Sohn!"

„Mutter, o Mutter......"

„Nur stille, ich hole dir Wasser, kühles klares Wasser, das erfrischt dir Leib und Seele. Nur stille — ich weiß alles — es ist schon gut.“

Die Mutter hatte ihren Sohn wieder. Wie sie sagte, so that er. Dann brachte er sie, oder vielmehr sie ihn nach Hause, und gab dem Vater mit kurzen Worten Bericht. Das Mutterherz hatte geträumt, geahnt, gefürchtet — darum der frühe Gang. Nach durchklagter, durchweinter und durchwetterter Nacht streute der Schlummerengel seine Mohnkörnlein in die müden Augen, bis die Mutterlippen daneben flüsterten: „Schlaf' Kindlein, schlaf!“

„Schöne Geschichten,“ sagte der alte Schwarz, „ein Ehemann ohne Frau, klitsch und klatsch; jetzt heißt es: Kopf oben! Mutter, fülle die Tassen bis an den Rand. Essen bringt Vergessen und hält Leib und Seele zusammen.“

In der nächsten Stunde waren Vater und Sohn wieder zusammen an der Arbeit wie früher, und während da und dort die Leute die Köpfe zusammensteckten und die neueste Neuigkeit in allen Tonarten weiter verkündeten, lüftete Mütterchen die Sohnesstube und stellte darin alles wohnlich zurecht, so wie es sonst gewesen war. — — —

Und wieder vergeht die Zeit nach wie vor, und der Tag bringt die Würze der Arbeit und die Nacht stille Stunden der Ruhe, aber auch der Beschaulichkeit und ernsten Nachdenkens. Schon ist ein Jahr vorbei und ein halbes dazu seit der schlimmen Trennung, aber die Zeit zählt doppelt und dreifach an innerer Erfahrung, und dann kam das Schicksal und setzte seinen Hobel an......

Sie hatten sich lieb gehabt, „über alle Maßen,“ und eine rechte Liebe erlischt so leicht nicht, eher der Trotz und Eigensinn und hoffärtiges Leben, sofern zuletzt die gute Seite überwiegt. Dem jungen Mann wurden die Bitterwochen lang, und seinen Theil an der Schuld hatte er längst erkannt. Und Greta? Was sollte oder wollte denn das verheirathete Mädchen, oder vielmehr die Frau ohne Mann, zuletzt im Elternhause! — Wer aber spricht das erste Wort des Friedens und bietet zuerst die Hand? Wer verbürgt die zum rechten Ausgleiche nothwendige Umwandlung von Greta's Neigungen, wer das einsichtigere Benehmen ihres Mannes? Wer?

Das that wieder die Zeit, und das, was sie brachte, nämlich den Sturm, nicht der in den Lüften, der in der Windsbraut dahin raset, vielmehr in den Gründen und unter den „Gründern“ seine Verheerungen anrichtete. Es war ein grausiges Schauspiel, gerade wie der Eisgang auf den großen mächtigen Strömen, wenn der Südwind sich erhebt und

die Wasser steigen und die krystallene Decke springt unter dumpfem Gekrach und Donnergepolter, und bergehoch die Schollen sich thürmen und wieder auseinander bersten wie dünne Glasscherben. Das war eine trübe, eine schreckliche Zeit, als der große finanzielle Eisgang stattfand in aller Herren Länder, und die Opfer fielen wie die Mücken im Spätherbst. Tausende legten sich des Abends mit dem Reichthum zu Bette und standen des Morgens mit der Armuth auf, und von der ganzen Pracht und Herrlichkeit blieb nichts übrig, als — das Entbehren derselben, und wenn es gut ging, noch der ehrliche Name, aber leider nicht Allen.

Der alte Schmidt war eines der ersten Opfer. Er hatte Monate lang wacker gekämpft, und die Seinigen vorbereitet auf den wahrscheinlichen Wechsel. Der Hobelstoß traf bis in's Mark hinein. Von Greta erfuhr es auch die Mutter Schwarz. Die sah, wie es um die Sache stand — aber auch um die Herzen. Sie traf ihre Vorkehrungen, — auf Weihnachten, wie sie sagte; diesmal große Bescheerung!

Wilhelm ging still und gedrückt umher. Der Vater schmunzelte, denn er kannte das Wesen seiner Frau, und daß sie eine freudige Ueberraschung vorhabe.

So kam der heilige Abend und die Mutter rief zum Eintreten in die große Stube. Da brannten die Kerzen am Christbaum, und daneben stand eine Gestalt im einfachen Hauskleide, die Hände über die Brust gefaltet, den Blick gesenkt.

„Hier ist deine Christbescheerung, Willy, und Greta's dazu, so wie sie sich's selber gewünscht hat. Von nun an bleiben wir zusammen bis an ein seliges Ende."

„Amen!" sprach der Vater, „das hast du gut gemacht, Mütterchen, potz klitsch und klatsch!"

Willy wollte die Mutter jubelnd umfangen — und hatte Greta in den Armen......

An der halboffenen Thüre kicherte die treue Magd und rieb sich die Augen mit dem Schürzenzipfel. Als sie wieder in die Küche kam, fütterte sie die Katze zum zweiten Male am nämlichen Abend. Unerhört, dachte der kluge Mops, und ging vor's Haus und bellte zu seinem Vergnügen.

Am nächsten Sonntag gingen die beiden richtig zusammen zur Kirche, nämlich der Willy und die Greta. Auf dem Heimwege erfuhr

der Onkel Biesebrecht von ihnen das neuerblühte Glück. Wer es aber dem Pfarrer gesagt haben mochte, das wußten sie nicht, und doch hatte der, wie sie meinten, in seiner Predigt mehrmals auf ihre Schicksale hingedeutet.

Am nächsten Weihnachtsfeste tanzte der Großvater mit einem Enkel in den Armen um den Weihnachtsbaum „potz klitsch und klatsch!" Das einfache Bürgerhaus barg das reichste Glück auf Erden, denn die Glücklichen hatten das schwere Lehrgeld nicht umsonst bezahlt, wie leider so Viele. Auch des Gockeljimmy's Susie.

Die war gestorben — verdorben.

Haß und Liebe.

I.

In südwestlicher Richtung von der Stadt Saint Louis führt die sogenannte Gravois-Road hinaus in's offene Land. An vielen Stellen mit Bäumen eingefaßt und weiter hinaus von Wald besäumt, bildet sie eine Hauptader für den Verkehr der Landbevölkerung, besonders für die vielen Gärtner und Farmer, welche ihre Erzeugnisse an Früchten und Pflanzen aller Art in der Stadt zu Markte bringen wollen. In dieser Gegend herum befinden sich eine Menge von Senkungen des Erdbodens. Unterirdische Zerklüftungen und Spaltungen des Kalkgesteins, die in alter Zeit durch vulkanische Kräfte sich vollzogen haben, bildeten trichterförmige Vertiefungen, welche theilweise trocken gelegen, sonst aber in Folge der stattgefundenen Verstopfung des geheimnißvollen Abflusses mit Wasser angefüllt sind und auf diese Weise öfters recht niedliche Teiche bilden.

Da, wo die Gravois-Road die von Ost nach West führende Arsenalstraße kreuzt, ist eine recht liebliche Anhöhe, die eine freundliche Rundschau gestattet. Nach Süden hin die Gegend von Carondelet, östlich die Höhenzüge von Illinois, unter dem Namen „die Bluffs" bekannt, nördlich ein Theil der rauchenden Stadt, westlich aber die blätterreichen Bäume eines Parkes, der sich zwischen den beiden Straßen eingeschoben zu haben scheint. Ein Park ist es zwar gerade nicht, wohl aber ein Friedhof, und zwar die älteste deutsche Ruhestätte der Todten dieser Stadt, ungefähr drei Meilen vom Courthause derselben entfernt. Tausende schlafen hier den ewigen Schlaf, von dem es kein Erwachen auf Erden mehr gibt. Tausende stehen Jahr aus und ein an frischen oder bemoosten Gräbern und benetzen die Leichenhügel mit den Thränen der Liebe und schmücken sie mit Denksteinen und Blumen, mit Immergrün und Cypressen. Manche Trauerweide senkt ihre zarten geschmeidigen Glieder mit den blaßgelben oder hellgrünen Blättern nieder auf die geweihte Erde, und manches Vöglein singt sein Lied in

den Zweigen der hochaufgeschossenen Ailanthus und Akazien, als wollte es Trost bringen und Aufrichtung den trauernden und niedergebeugten Herzen.

Am nördlichen Ende dieses Friedhofes, zugleich am Rande der genannten Arsenalstraße, befindet sich ebenfalls eine der oben berührten Senkungen. Aus ihrer Mitte erheben sich ein Paar mächtige Sycamoren, dicht neben einer Felsspalte, die den Haupteingang zu einer der Höhlen und unterirdischen Labyrinthe bildet. Sonst ist der Trichter mit Unkraut und Gesträuchen, mit wilden Brombeerranken und Sassafras bewachsen, welche zur Sommerzeit den Zugang nicht nur verdecken, sondern beinahe gänzlich verwehren.

Auch Dornen und Stacheln haben zuweilen ihr Gutes, wie uns diese Erzählung kund thun wird.

Unweit des Friedhofes wohnten nämlich zwei Familien, die sich schon vor längerer Zeit da angekauft und niedergelassen hatten. Der alte Huckelberger betrieb eine hübsche Gärtnerei und hatte seiner Arbeitsamkeit und Fleißes wegen sein Schäflein im Trockenen. Der um einige Jahre jüngere Poseding betrieb dagegen eine ausgedehnte Milchwirthschaft, die ihn ebenfalls zum wohlhabenden Manne gemacht hatte. Beide waren Nachbarn, denn ihre Grundstücke grenzten zusammen und die Häuser waren kaum eine Viertelmeile von einander entfernt, aber sie waren es wieder nicht, denn ihre Herzen waren einander fremd und ihr Handeln hatte durchaus nichts Nachbarliches, wenigstens nicht in Bezug nachbarlicher Handreichung und freundschaftlichen Verkehrs. Das war freilich einmal besser gewesen, aber es kam anders, und zwar wie alles Böse, zu früh.

Der alte Huckelberger war nämlich von Hause aus Katholik. Er hatte zwar schon in frühen Jahren die Heimath verlassen und war aus dem katholischen Pfarrdorfe, wo man kaum eine andere Religion kannte, nach der neuen Welt gekommen, welche bekanntlich von religiösen Ansichten eine wahre Musterkarte darbietet. Das stumpft in der Regel die Spitze der Einseitigkeit ab und fördert die Toleranz, leider aber auch nicht immer, gerade wie es hier der Fall war. Anfangs hatten die beiden Nachbarn keine Zeit, um sich gegenseitig in der Religion zu examiniren. Sie lebten ersichtlich beide christlich und erwiesen einander aufrichtige Nächstenliebe, und das war genug. Kirchen gab es daherum keine, und um des Sonntags zum Kirchenbesuch nach der Stadt zu gehen, dazu fehlte es den Leuten, wie sie meinten, an der Zeit. Es gab viel Arbeit für die neuen Ansiedler und die freien Stunden waren

ihnen selbst Sonntags knapp zugemessen. — So ging es fort bis eines schönen Tages der Storch bei Huckelbergers einkehrte und ein Kindlein in das Blockhaus trug, und damit nebst der Blumen- und Gemüse-Gärtnerei obendrein auch die Kindergärtnerei obligatorisch einführte, obgleich damals an der Gravois-Road noch von keinem Kindergarten die Rede war.

Posedings Frau hatte der Huckelbergerin getreulich beigestanden in den unruhigen Tagen, die der kleine Weltbürger verursachte. Freudig hatte sie den jungen Schreihals dem glückseligen Vater in die Arme gelegt, der damit augenscheinlich weniger gut zu hantiren wußte als mit seinen Spargeln und Krautstauden. Aber — es lernt sich Alles, also auch das Kinderwarten. Zudem war die Mutter eine rüstige, gesunde Frau, welche die Pflege des Kindes gar bald selbst in die Hand nahm. Da konnte der Mann ungehindert wieder Feld und Garten besorgen und doppelten Fleiß anwenden, da nun ein Mitesser mehr im Hause war.

Eines Tages erinnerte Huckelberger sich, daß das Kind auch zur Taufe gebracht werden und einen Namen erhalten müsse. Ein J o s e p h sollte es sein, nach dem Großvater genannt. Die Mutter war's zufrieden, obgleich sie lieber einen Benedikt gehabt hätte, einem Bruder zu lieb, der zwar noch drüben in Deutschland lebte. Aber wer soll Pathe sein? Natürlich Niemand anders als Nachbar Poseding, denn Blutsverwandte waren nicht zur Hand. Und so wurde am nächsten Sonntage das Kind in Decken gewickelt und die beiden Familien fuhren zur Stadt, um nach alter christlicher Sitte und Vorschrift die Taufe vollziehen zu lassen. An Schwierigkeiten dachte Niemand. Sie traten zusammen in's Pfarrhaus. Da aber kam's anders.

Der Priester war nämlich einer von Denen, die sich haarscharf an Form und Buchstaben halten, wenn auch der Geist dabei verloren geht. Er war mit einem Wort: ein unduldsamer, finstrer Mann, und gegen Andersgläubige durchaus nicht christlich gesinnt, da die Liebe ihm fehlte, dagegen die Herrschsucht um so größer war.

So begann das Examen. Huckelbergers sollten vor allem angeben, wie lange sie verheirathet seien, wer sie getraut habe, wo und in welche Kirche sie zur Messe und Beichte gingen. Da fing es an zu hapern und der gestrenge Herr ward immer strenger und finsterer. Umsonst gaben Huckelbergers an, daß sie vor zwei Jahren gesetzlich verheirathet worden und seitdem in friedlicher und christlicher Ehe miteinander gelebt, und daß sie mit Freuden ihren Erstgebornen der kirchlichen

Weihe darbrächten, und daß nur ihre Umstände und die Entfernung von der Kirche sie bisher daran verhindert habe, zur Beichte und Messe zu gehen, was sie in Zukunft sich nicht mehr zu Schulden kommen lassen wollten, da ihre Herzen stets kirchlich geblieben seien u. s. w. Das milderte wohl ein wenig die gestrengen Züge des geistlichen Herrn; als er aber nach den Taufpathen frug und vernahm, daß weder Nachbar Poseding noch seine Frau der alleinseligmachenden Kirche angehöre, vielmehr Protestanten seien, da entbrannte sein Zorn von Neuem. Ketzerleute bei einer katholischen Taufe — davon konnte gar keine Rede sein! Mit zornigen Worten wies er den bestürzten Familien die Thüre, mit dem Bemerken, daß er des folgenden Tages sich persönlich bei ihnen einfinden werde, um zu sehen, wie viel von ihrem Seelenheil noch zu retten möglich sei, nachdem sie so schreckliche Verstöße gegen die hochheilige Kirche sich haben zu Schulden kommen lassen, und obendrein mit Ketzern Umgang hielten.

Zerknirscht und verwirrt, unzufrieden und gedrückt traten die beiden Familien den Heimweg an. Poseding fühlte sich beleidigt in seinem Innern, daß er und seine brave Frau nicht gut genug sein sollten, des Nachbars und Freundes Kind über die Taufe zu heben, und sein protestantisches Gewissen sagte ihm, daß das nur geistliche Unduldsamkeit und kirchliche Herrschsucht sei. Huckelbergers schämten sich wegen der erlittenen Zurückweisung, aber zugleich regte sich in ihnen auch die alte katholische Zucht und Angewöhnung, und einsilbig und wortkarg, wenn auch mit freundlichen Worten, trennte man sich am Scheidewege.

Am folgenden Tage hatten Huckelbergers richtig Besuch. Der geistliche Herr war gekommen. Er nahm alles in Augenschein, Haus und Farm, vor allem aber Herzen und Gewissen. Seine Rede war streng, strafend, drohend, aber auch wieder freundlich und milde, wenn — eben wenn, das war der Punkt. Und der Punkt betraf die unbedingte Rückkehr in den Mutterschooß der Kirche, Buße und Beichte, und Abbruch der Verbindung mit dem ketzerischen Nachbar. Das letztere schien ihnen das härteste zu sein. Hatten sie doch zusammen gelebt und Freundschaft gehalten in guten und bösen Tagen. Aber der fromme Herr kannte seine Leute. Schön wußte er zu reden von den Zeiten der Jugend, von Schule und Meßdienst und Chorgesang, von Festen und Prozessionen am heimischen Ort, und von alledem, was eben den Jahren der schönen Jugendzeit einen so lieblichen Reiz gibt, und einen unauslöschlichen Eindruck hinterläßt. Da taucht im Geiste

auf das heimathliche Thal, das liebe Elternhaus, die alte Kirche, mit Epheu umrankt, von Bäumen umschattet, und im Ohr ertönt in leisen Klängen das Sonntagsgeläute der Glocken, und das Auge erschaut wieder den engen Kirchweg mit den sonntäglich geputzten Leuten, Jung und Alt und Reich und Arm, Sonnenschein draußen, drinnen fromme Gedanken, süßes Hoffen und seliges Ahnen.

„Da weckt ein mildes Schallen
Die Vorzeit wunderbar,
Zum Kirchlein seh' ich wallen
Der frommen Beter Schaar." —

Wie reichhaltig und auch nachhaltig sind doch die Eindrücke der Jugendzeit — wer sie zu wecken weiß, gewinnt Macht über die Herzen; wer sie zu benutzen versteht, hat meist ein gewonnenes Spiel. Und je mehr der Mensch fortschreitet mit den Jahren, je mehr verblaßt die spätere Zeit, je rosiger und traulicher und deutlicher erstehen vor dem Auge des Geistes die freundlichen Kinderjahre, die Schulzeit mit allem, was damit verbunden war.

Huckelberger wurde warm um's Herz, als der Priester so redete, und seine Frau seufzte und hatte Thränen in den Augen. Sie liebte und schätzte zwar die Nachbarin, aber — das Kind, das Kind! Das ging doch weit über jene hinaus und durfte nicht verloren gehen, nimmermehr! Die Buße mußte geleistet und um des Kindes willen auf den nachbarlichen Verkehr Verzicht geleistet werden. Es mußte ja sein nach dem strengen Gebot der Kirche, verkündigt durch den Mund ihres Dieners.

Die nächsten Tage waren trübe draußen und drinnen. Schon der strömende Regen und die aufgeweichten Wege erschwerten den Verkehr. Aus keinem der beiden Häuser wurde ein Ausgang in's andere unternommen. Als wieder die Sonne kam, da war es bei Huckelbergers überwunden. Ein entfernterer katholischer Nachbar von ihnen hatte sich auf des Priesters Geheiß im Hause eingefunden und Verkehr angeknüpft. Als Poseding zufällig Nachfrage hielt, ward ihm kühler Bescheid, und ehe sechs Wochen herum waren, da war aus der guten Nachbarschaft eine schlimme geworden. Mit andrer Leute Klatsch und Tratsch mehrte sich das Uebel, und ehe ein Jahr verfloß, da waren die beiden Familien Todtfeinde und spielten einander mancherlei Schabernack. Die heilige Kirche hatte ihre Schäflein wieder eingepfercht für alle Zukunft, was hatte dagegen der nachbarliche Streit zu bedeuten! Der war Nebensache.

So gingen ein paar Jahre hin. In beiden Häusern kehrte der Gevatter Storch öfters ein. Das Aelteste von Posedings war ein

blauäugiges Mädchen mit hellen Haaren, kaum anderthalb Jahre jünger als des Nachbars Joseph, aus dessen Pathenschaft seiner Zeit nichts geworden war. Ja doch: eben die unglückliche Feindschaft. Wie die Eltern, so durften auch die Kinder keinen Verkehr mit einander unterhalten. Die Einen gingen den weiten Weg nach der Klosterschule, die Andern nach einer kleinen Lutheranerkirche. Und da Poseding einmal den Pastor derselben tüchtig auf die Katholischen losdreschen hörte, und daß der Papst der Antichrist sei und die römische Kirche das babylonische Weib, von dem die Offenbarung spricht, so war das Wasser auf seine Mühle. Es dauerte nicht lange, da waren er und seine Frau gerade so unduldsame Menschen geworden, wie es sein Nachbar Huckelberger war. Was dem Einen der Papst, das war dem Andern der Luther, und was die „alleinseligmachende" Kirche betraf, stand die „reine Lehr'" um kein Haar breit zurück. Die Beichte kam beinahe auf eins heraus, und an die Stelle des Meßopfers trat das Wörtlein „ist" bei der Abendmahlsfeier. Und wer im geringsten von einer Bestimmung der Augsburgischen Confession abwich, der fiel ebenfalls in Kirchenstrafe und wurde vom Abendmahl zurückgewiesen oder gänzlich aus der Gemeinschaft gestoßen.

Es konnte unter solchen Umständen nicht fehlen, daß der Riß zwischen beiden Familien immer größer wurde und daß die Kluft sich weiterte mit den Jahren anstatt minderte. Man sagt im Volksmund, daß die Schwaben mit vierzig Jahren klug werden — aber die beiden Familienhäupter stammten jedenfalls nicht von dorther. Man sprach weithin von den beiden, längst wohlhabend gewordenen Männern, und drüben beim Cave-Wirth da spöttelten Einzelne nach Herzenslust über die (feindlichen) „Brüder in Christo." An Jenen war zwar nicht viel verloren. Die hatten gewöhnlich genug zu kehren vor der eigenen Thüre. Die Religionsspötterei war damals noch nicht Mode und viele „Gebildete" hielten es sogar für „ungebildet," Gott und seine sittliche Weltordnung gegen „Kraft und Stoff" einzutauschen. Der Affe paßte nicht in die einfachen Kattun- und Jeans-Kleider, und erst unter dem neumodischen Firlefanz und unter den langen Schleppen mochte späterhin der Affenschwanz ein ausreichendes Versteck finden. — Es ist zwar nicht von großer Bedeutung, woher wir sind, sondern was wir sind. Das Schlimme ist nur, daß heutzutage so Viele geneigt sind, unbewiesene Hypothesen (Wahrscheinlichkeiten) sofort als vollendete Thatsachen und Wahrheiten auszugeben und Zweifel darüber als Bildungsmangel zu erklären. Auch so eine Art von Inquisitionsgericht — von neuester Unfehlbarkeit.

Der Mensch denkt, aber Gott lenkt. So wenig als die Bäume in den Himmel wachsen oder die Hopfen in den Mond ranken, ebenso wenig vermögen wir seiner Führung zu widerstehen. Sein Rath ist wunderbar, zuletzt aber führt er es herrlich hinaus. Das erwies sich mit der Zeit auch an den beiden hartgesottenen Sündern, die zwar ehrbar einhergingen, keine Pflichten versäumten, auch sonst noch Gutes thaten, wo mancher Andere eine zugeknöpfte Hosentasche hatte. Filzig und geizig waren sie nicht, und für Kirchen= und Schulzwecke gaben sie mit offener Hand. Solche sind heutigen Tages rar geworden. Man merkt es überall. Selbst die Mildthätigkeit ist genöthigt im Domino zu erscheinen, und wo wohlthätige Anstalten errichtet werden sollen, muß des Geldes wegen das Vergnügen eingespannt werden, bis es zuletzt lendenlahm wird wie ein alter Gaul, der kaum mehr das Futter einbringt.

Aber bei all ihren Tugenden fehlte doch die Eine, die Grundlage aller andern: die Liebe, die Verträglichkeit, die Versöhnlichkeit, die Liebe, die der Apostel Paulus so herrlich beschreibt, wie kein moderner Professor. Die beiden Männer mit ihren Frauen hatten verstockte Herzen. Sie bekannten sich zur Religion dessen, der die Liebe selber war, und seine Jünger daran erkennen will, daß sie sich unter einander lieben. Statt dessen haßten sich die beiden Nachbarn und thaten einander Leides, wo sie konnten. Ihren Kindern impften sie von Jugend auf denselben Geist ein und erzogen sie in dieser Hinsicht anstatt zum Guten, zum Bösen. Als es aber endlich genug war, da kam ein Mächtigerer und machte Frieden auf den alten Streit.

Der Joseph war nämlich ein stattlicher Bursche geworden und hatte bereits das Zwanzigste hinter sich. Und Posedings Aennchen war ein — nun eben ein liebliches Koseding von achtzehn Sommern. Die beiden erwählte der alte Herrgott als Werkzeuge, um den frommen Haß zu brechen und die gottlose Feindschaft zu zerstören.

II.

Im Frenchtown, wie man den südlich gelegenen Stadttheil von St. Louis gewöhnlich nennt, war eine beliebte und geachtete Hausfrau nach kurzem Unwohlsein schnell gestorben. Der Mann war untröstlich und eine Schaar von muntern, aber unerzogenen Kindern weinten und klagten um die ihnen zu früh entrissene Mutter. Das Gasthaus „zum goldenen Stern", dem die beiden Eheleute vorstanden, erlitt durch diesen Todesfall ebenfalls einen schweren Verlust. Ein

großer Leichenzug sammelte sich an auf die zur Beerdigung bestimmte Stunde, darunter auch Huckelbergers und Posedings, die mit ihren Familienwagen sich eingefunden hatten, zumal Beide für ihre Produkte seit langen Jahren eine gute Kundschaft in dem Hause hatten. Nach der bestehenden Sitte durften sie beim Leichenzuge nicht fehlen. Die Leute sehen nun einmal darauf, und man kann wunderbare Dinge hören bezüglich der Leichenbegleitung, die gar oft nicht aus wirklicher Theilnahme, sondern blos aus geschäftlichen Rücksichten stattfindet.

Auf dem Friedhofe angekommen, sammelte sich die aus den Wagen gestiegene Menschenmenge um das Grab, das sich in der Nähe von schattigen Bäumen befand. Es war der schon im vorigen Kapitel bemerkte Friedhof an der Gravois- und Arsenal-Road; der Tag war heiß und der Schatten willkommen. Der Sarg ward unter Weinen und Schluchzen in die Tiefe gesenkt. Nicht die Kinder allein, auch manche andere anwesenden Freundinnen und Hausfrauen weinten bittere Thränen des Leids um die allzufrüh Dahingeraffte. Da erhob nach einigen kurzen Augenblicken der Fassung der anwesende Prediger seine Stimme. Aus dem ernsten, tiefen Klang und Tonfall derselben hörte man seine eigene tiefe Rührung. Aus bewegter Brust richtete er seine Worte an die tiefergriffene Menge.

„Es ist bestimmt in Gottes Rath, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden" — mit diesem herrlichen Verse begann die Grabrede. Sie öffnete plötzlich dem trockenen und starren Auges dastehenden Gatten den lindernden Thränenquell. Was er vorher nicht gekonnt hatte, — nun perlten heiße Thränen über seine gebräunten Wangen. Der dumpfe Schmerz schaffte sich Luft, der Starrkrampf löste sich, die Fassung in das Unabänderliche begann.

O die Thräne! Nur dem Menschen ist sie gegeben. Unter Thränen tritt er in die Welt; unter Thränen verläßt er sie wieder. Thränen weint er im höchsten Glück und im bittersten Schmerz, aufjauchzend in der Freude, die zur Seligkeit wird, gebrochen im tiefsten Herzeleid, von dunkler sternenloser Zukunftsnacht umfangen. Der reinste Diamant aber ist der Thautropfen im Auge, der über *Anderer* Glück, über *fremdes* Leid erglänzt, ein Ordensstern, der adelt vor Gott.

So fanden die Worte des Predigers Eingang in das zerrissene Herz, sein Trost fand Aufnahme, seine Aufrichtung ermunterte das verzagte Gemüth, die Kraft des Gebeugten fing an sich wieder zu regen, und die kräftigen, aber dennoch bescheidenen Aussprüche über das, was die Verstorbene im Leben gewesen sei als Mensch überhaupt, und als Gattin

und Mutter insbesondere, gestalteten nach und nach den wilden Schmerz in stille Wehmuth um. Der Trost der Religion bewährte sich auch hier.

„So laßt uns denn" — schloß der Redner — „von diesen Bildern des Todes und der Vergänglichkeit heimkehren an den häuslichen Heerd, zum täglichen Beruf und Geschäft, bis Einer um den Andern die Feierabendstunde schlagen hört, welche heimruft nach der ewigen Heimath. Aber benutzen wir die Lebensfrist, ob kürzer oder länger, zu allem Guten und Göttlichen, zu allem Edlen und Wahren, damit sich Jedes selbst erwerbe den unvergänglichen Denkstein in den Herzen der Ueberlebenden, nicht nur den von Marmor über der letzten Ruhestätte. Denn die rechte Unsterblichkeit beginnt schon hier: ein Leben des Geistes, ein Leben in Gott, Liebe zu ihm und zu allen seinen Kindern, unsern Mitmenschen. Daran will er uns erkennen. Nicht etwa an Namen oder Gebräuchen. Der Tod ist eines Jeden Bruder, Freund und Wallfahrtsgenosse. Er gleichet zuletzt Alles aus, was ungleich war. Er ist der große Friedensstifter unter den Streitenden. Er vereinigt Alle wieder, die sich absondern im Leben. Ob Katholik oder Protestant, ob Jude oder Heide — er macht keinen Unterschied in der Person. Er ladet Alle gleichmäßig vor den Thron des Allwissenden und verkündet Allen das eine Gesetz: „Thue Rechnung von deinem Haushalt!" Seid darum liebevoll, verträglich, einträchtig, daß Ihr nicht mitten im Zank und Streit, mitten im Hassen und Verfolgen abgerufen werden möget. Nicht nur was Rang und Stand und Reichthum scheidet im kurzen Leben, sondern auch was ein irrendes Priesterthum und die äußere sichtbare Kirche trennt oder zurückweist, wird wieder vereinigt in der Ewigkeit. Denn „wir glauben All' an Einen Gott," und der ist ein Vater aller seiner Kinder."

Die lautlose Stille wurde hier durch eine plötzliche Bewegung unterbrochen. Ein ächzender Ton des Schmerzes schlug an die Ohren, und eine Frauengestalt wankte und sank in die Knie, schnell umfaßt von einer der Umstehenden. Frau Huckelberger war's, die von einer Ohnmacht ergriffen, dem zufällig neben ihr stehenden Aennchen Poseding gleichsam in die Arme fiel. Im gleichen Augenblicke war auch schon der Sohn Joseph an ihrer Seite.

„Bringt sie nach dem Wagen," hieß es.

Beide griffen ihr kräftig unter die Arme und schritten mit ihr dem nahestehenden Wagen zu. Joseph hob die Mutter hinein, Aennchen benetzte ihre Schläfen mit herbeigebrachtem Quellwasser. Nach kurzer Zeit trat schon die Erholung ein. Sie schlug die Augen auf und er-

klärte, wieder wohl zu fühlen. Als das Mädchen sich wieder nach dem Grabe zuwenden wollte, da kam es dem Joseph noch zu Sinn, seinen Dank zu sagen für die geleistete Hülfe. — Da erst sahen die Beiden einander an und erkannten sich. Der Joseph fing an zu stottern, als er dem Aennchen in die blauen Augen sah, dieses erröthete bis unter die Haare und keines von Beiden wußte wie ihm geschah, daß sie plötzlich einander so nahe waren und beide zusammen Liebesdienst an der unwohl gewordenen Mutter gethan hatten.

Der alte Huckelberger, der eine entferntere Grabstätte besucht hatte, kam nun auch hergegangen und eilig entfernte sich das verwirrte Mädchen. Sein Kopf wirbelte über das Erlebte. „Aber der Joseph — welch ein prächtiger Bursche!" Das war Aennchens Gedanke. „Und eigentlich bist Du sehr kurz gegen ihn gewesen." So sprach ihr Herz weiter.

Gerade so erging es auch dem Joseph. Er konnte das liebliche Angesicht mit den tiefblauen Augen noch vor sich sehen. Auch er machte sich Vorwürfe über den ihm jetzt gar zu kalt vorkommenden Dank, den er abgestattet hatte. „Was muß das Mädchen von Dir denken!" redete er sich selber zu.

Unterdessen entfernten sich die Leute. Die Rede des freisinnigen Predigers hatte gefallen und selbst die Fanatischen konnten nichts dagegen einwenden. Aber der Zwischenfall mit der Huckelbergerin gab Anlaß zu Sprechereien. „Sie fühlte sich getroffen, als der Pfarrer sprach, daß vor Gott kein Unterschied sei, ob Katholik oder Protestant," meinte die klatschsüchtige Rosenwirthin. „Ja, ja," fügte die Wagenschmiedin dazu, — „aber was er sagte über das Sterben mitten im Zanken und Streiten und Hassen, das schlug dem Fasse den Boden aus. Man kennt die zwanzigjährige Feindschaft zwischen den beiden Nachbarn."

Die Wahrheit lag, wie gewöhnlich, auch hier in der Mitte. Allerdings hatten die Schlußworte der Grabrede sie mächtig ergriffen. Der traurige Todesfall hatte ihr Herz gleichsam aufgepflügt und nun kam auch gleich die scharfe Egge, die Furchen zu zerreißen und zu säubern und für die gute Saat empfänglich zu machen. Ein offenes Grab ist wahrlich oft ein ernsterer Beichtstuhl als der geschnitzte in der Kirche. Das allein hätte aber die Frau nicht zum Wanken gebracht, wäre nicht die Hitze, sowie auch ein altes Herzleiden dazu gekommen, das schon öfters solche Anwandlungen bei ihr hervorgerufen hatte, aber immer, wie auch dieses Mal, bald vorübergegangen war.

Anders war es bei den beiden jungen Leuten. Es schien, als wäre ihnen der Schrecken so in die Glieder gefahren, daß sie ihn kaum mehr los werden könnten. Die Abenddämmerung traf sie in träumerischer Stimmung, die Nachtruhe brachte sonderbare Traumbilder. Am nächsten Morgen erinnerte sich der Joseph, an der Fenz, welche an Nachbar Poseding grenzte, eine schadhafte Stelle entdeckt zu haben. Die mußte ausgebessert werden, ehe das Vieh Schaden anrichtete. Und Aennchen wollte nach dem Kartoffelstück sehen, das nach Huckelbergers lag, und ob der Kartoffelkäfer dasselbe wieder verwüste, wie es voriges Jahr geschehen war. Da war's kein Wunder, daß die beiden an der Fenz einander in die Nähe kamen, obgleich das sonst seit Jahren nicht der Fall gewesen war. Was doch der Zufall oft für ein Schelm ist! Natürlich, keines sah das andere. Er flickte eifrig an den Fenzposten und wischte sich die Schweißtropfen ab, und das Mädchen bückte sich tief, um nach den Käfern zu sehen, während sie ihm schon am Mieder herum krappelten......

„Guten Tag," scholl es endlich von drüben herüber.

„Guten Tag," war die Antwort, „und wie geht es der Mutter?"

„Danke schön, sie ist wieder munter — und ich danke auch für die gestrige Hülfe. Zürnt mir ja nicht, daß ich dabei so unhöflich war und nicht einmal ordentlich mich bedankt habe."

„Zürnen, ei, wegen was?" eiferte Aennchen. Das durfte doch der Joseph nicht glauben. In der Hin- und Herrede kamen sie einander, ohne es zu wollen, näher und näher, bis sie zuletzt wieder Auge in Auge gegenüberstanden, blos die alte Riegelfenz dazwischen. Beide waren befangen und wußten kaum, wie sie das Gespräch fortsetzen sollten. Ein reichbeladener Fruchtbaum, der seitwärts stand, gab Anlaß zur Bewunderung, und das üppige Kartoffelfeld nicht minder, wenn aber nur der Käfer, ach ja, der böse Käfer!...... Nun war Gesprächstoff vollauf vorhanden, und wenn auch Beide nur mit dem halben Sinne dabei waren, so war bald ein Viertelstündchen verplaudert. Und als Aennchen sich plötzlich erinnerte, daß ihm Eile nöthig sei, da dachte es zugleich, wohl noch öfters nach dem Kartoffelfeld sehen zu müssen, und der Joseph hatte denselben Gedanken wegen dem Fenzschaden. Sie trennten sich aber, ohne diese Gedanken laut werden zu lassen.

Auf diese Weise entstand der Verkehr zwischen den beiden jungen Leuten, die in der Familienfeindschaft aufgewachsen, aber das Herz dennoch auf dem rechten Fleck hatten. Von nun an war die Welt viel

schöner als früher, heller der Sonnenschein, reizender die Blumen und Blüthen, und der Blick zum Sternenhimmel bei stiller Abendstunde erweckte ihnen eine ungekannte Sehnsucht, ein stilles Denken, ein frohes Hoffen, eine unnennbare Seligkeit. — O du schöne Zeit der jungen Liebe...... Welch ein Erwachen aus den schönen Träumen der Kindheit zu höherer Daseinserkenntniß, — zu muthiger Lebensgestaltung. Und wenn es auch die Zeit allzuhohen Gedankenfluges ist, und die Wirklichkeit später mancherlei Enttäuschungen bringen muß: die Zeit einer ersten hellaufflammenden Liebe klingt nach durch's ganze Leben und entzündet den heiligen Götterfunken, der nimmermehr erlischt, ein Stern, dessen Strahlen leuchten in guten und bösen Tagen bis in's späteste Alter.

Glückliche Wochen waren den Beiden vergangen. Ohne ein Wort der Abrede trafen sie sich da und dort. Von Liebeserklärungen war keine Rede, nur von allerlei unwichtigen Dingen. Auch die bittere Zwietracht zwischen den beiden Familien hatten sie vergessen. Ein einziges Mal nur hatten sie sich zum Abschiede die Hand gereicht, und dabei — die Finger verbrannt. So fühlten sie wenigstens. Da kam der böse Feind, und streute Unkraut unter den Weizen.

Poseding nämlich hatte einen Knecht, der ein Auge auf das Aennchen geworfen hatte. Häßlich und klatschsüchtig wie er war, mochte ihn das Mädchen kaum leiden. Der hatte eines Tages die Beiden an der Fenz zusammenstehen und einander die Hand reichen sehen. Ihm ging ein Licht auf, und brühwarm empfing sein Meister die Kunde. Auch bei Huckelbergers wußte er durch eine Zwischenträgerin die Neuigkeit zu verbreiten. Da ging der Tanz los. Vom siebenten Himmel fielen die beiden Liebenden hinunter in die tiefste Hölle, und der Teufel lachte sich in's Fäustchen, wie immer, wo Haß und Zwietracht üppig gedeiht.

„Was? so einer lutherischen Ketzerin läufst Du nach, so einem ewig verdammten Geschöpfe, Du ungerathener Sohn" — fuhr Huckelberger den verblüfften Sohn an.

„Was?" schrie Poseding dem erschrockenen Mädchen in die Ohren, „mit einem katholischen Götzendiener läßest Du Dich ein, mit dem alten Erbfeind, mit dem päpstlichen Antichrist, Du pflichtvergessenes Kind? Unterstehe Dich nicht, noch weiter mit dem Menschen zu verkehren!" Da war's geschehen um das Glück und den Frieden der beiden liebeerfüllten Herzen, und ein schmutziger Rauchschwall erfüllte den Himmel, den sie in stiller Seligkeit in ihrer Brust trugen.

Sie fügten sich anscheinend dem elterlichen Verbot, denn sie kannten Beide das Wort: Ehre Vater und Mutter! Aber dem Zureden des hergerufenen Beichtvaters setzte der Joseph eine eisige Kälte entgegen. Und selbst das Aennchen vermochte seine Sünde nicht einzusehen, trotz allen Zusprüchen ihres ebenfalls unduldsamen Geistlichen. Es begann eine schwere und trübe Zeit für Beide; schwere Herzen und trübe Augen, lange Tage und bange Nächte — „es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht — —" so wie's im Liede heißt.

Ein paar Wochen gingen herum. Dem Joseph wurden sie zu Jahren. Sie reiften ihn zum Manne. Er dachte nach, er prüfte, er verglich, er kam zu einem Entschluß. Was er wollte, das wußte er; mit Aennchen wollte er sich in's Reine setzen. Deshalb mußte er sie sprechen. Ein treuer Freund und Jugendgenosse vermittelte die Botschaft an Aennchen. Zum Kirchhofe sollte sie kommen, an das Grab, wo sie sich damals gesehen hatten. Und Aennchen sagte herzhaft zu. Es wollte hören, was der Joseph ihm zu sagen habe.

Der Plan war gut, aber viele Leute an den Gräbern zu der bestimmten Stunde, und wenig Gelegenheit zu einer Unterredung. Auf einen gegebenen Wink schlug Aennchen die Richtung nach der großen, früher beschriebenen Bodensenkung ein. Zur Vorsorge hatte Joseph in dem wilden Gebüsch einen Pfad gebahnt, der zwar kaum bemerkbar, aber dennoch sicher zur Tiefe leitete. Unter rankenden Schlinggewächsen, dicht neben der Felsspalte, befand sich ein kleines lauschiges Plätzchen. Dort bot der Joseph dem Aennchen die Hand, da holte er tief Athem, da schaute er freundlich, aber ernst in die blauen Augen.

„Aennchen," sprach er, „unsere Zeit ist kurz zur Unterredung. Ich habe nachgedacht und kann nicht mehr schweigen. Ich habe Dich lieb — o so lieb...... aber unsere Eltern leben seit zwanzig Jahren wegen ungleichen Religionsansichten im Unfrieden und thun einander eher Böses als Gutes. Ich muß Gewißheit haben, ob Du meine Ansichten und Gefühle theilst. Ich meine, was Gott in Liebe zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden. Willst Du mit mir hoffen und harren — willst Du...... Gott, warum zitterst Du?"

Thränen rannen über die Wangen des Mädchens und sein Körper erzitterte bebend in der Aufwallung seiner Gefühle. „Nicht aus Furcht, aber aus Glück und aus Schmerz zugleich bebe ich," sprach Aennchen; „Glück über Deine Liebe, Schmerz über das, was sich ihr in den Weg stellt. Aber getrost will ich mit Dir hoffen und harren — bis an's Ende!"

Nun umfingen sich ihre Arme und lautlos tauschten sie den ersten Kuß. Die Liebe siegte über alle Bedenken und allen anerzogenen Haß. „Ueber zwei Wochen treffen wir uns hier wieder, um das Fernere zu besprechen; willst Du?" fragte Joseph.

„Ich werde kommen!" war die kurze, entschiedene Antwort. Dämmerung war angebrochen und der Abendstern stand strahlend am Horizonte. Raschen Schrittes eilten die beiden auf verschiedenen Wegen nach Hause. Im Osten hob sich der silberne Mond und grüßte vertraulich in Aennchens Fenster.

III.

Es war wieder Frühling geworden. Die Bäume belaubten sich auf's neue und Feld und Wiese schmückte sich mit frischem Grün. Muntere Vöglein ließen in den blüthenreichen Baumwipfeln ihre Lieder erschallen und die ganze Natur rieb sich gleichsam den langen Winterschlaf aus den Augen und erwachte zu neuem Leben und Streben. Die Wunder der Schöpfung wiederholten sich, wie immer der Frühling sie in seinem Gefolge hat, und staunend erschaut der Mensch das vor seinen Augen sich vollziehende neue „Werde."

Aber all die Frühlingsluft und der Blüthenduft vermochten doch die Herzen der Menschen nicht recht zu erfreuen. Es lag winterlicher Frost auf den Gemüthern, nicht nur in der großen Stadt St. Louis, sondern im ganzen weiten Land. Giftige Pilze schossen empor: die Zwietracht; blutig färbten sich die Rosen: der Bürgerkrieg mit seinen Schrecken war da. Es war nämlich der Frühling des Jahres 1861, von dem wir hier erzählen.

Das war eine trübe, eine traurige Zeit. Nicht nur Freunde entzweiten sich, sondern Väter und Söhne, selbst Mütter und Töchter. Nirgends war mehr Zwiespalt als in denjenigen Städten und Staaten, die durch ihre Lage gleichsam an die Scheidelinie von Nord und Süd gerückt waren. So auch St. Louis und Missouri überhaupt.

Der alte Huckelberger, so sonderbar es von einem Deutschen klingt, war ganz entschieden südlich gesinnt und hatte für die Sklaverei-Schande allerlei politische Partei-Entschuldigungen. Vielleicht war daran sein Nachbar Poseding schuld, der eben ein ausgesprochener Unionsmann war. Es gibt ja Beispiele genug, daß der Eine nur eines Andern wegen sich seine Ueberzeugungen bildet, oder dieselben vielmehr sich eigensinnig einredet.

In dem Verhältniß zwischen Joseph und Aennchen hatte sich weiter nichts geändert. Die beiden jungen Leute hatten sich Hand und Wort gegeben, und damit war für sie der Bund geschlossen. Sie harrten und hofften und fanden zu Zeiten eine Gelegenheit, ein paar Worte mit einander zu wechseln. Das war ihnen genug. Wankelmuth kannten sie nicht, denn ihre Liebe war ächt.

So kam die Zeit des Waffenlärms näher und näher. Es wurde gedrillt, Compagnien gebildet, militärische Organisation angestrebt auf beiden Seiten. Die Leidenschaften stiegen und das Blut gerieth bei Vielen in Fieberhitze. Huckelberger wollte seinen Sohn ebenfalls in eine Compagnie hineinzwingen und damit zwei Fliegen mit einem Schlage treffen. Erstlich dachte er dadurch seiner politischen Gesinnung Ausdruck zu geben, und zweitens der Sache mit Aennchen ein Ende zu machen. Sein Starrsinn kannte keine Grenzen. Aber er hatte seine Rechnung ohne den Wirth, das heißt ohne den Joseph gemacht. Dieser weigerte sich ganz entschieden, ein südlicher Soldat zu werden. Unwillkürlich war er ein treuer Union-Mann geworden und summte oder pfiff wo immer er konnte am liebsten die Melodie von dem patriotischen Liede der "Three cheers for the red, white and blue."

Draußen an der Olive-Straße war ein Feldlager errichtet worden. Der verrätherische Gouverneur von Missouri hatte gleichgesinnte Staatsmilizen und Freiwillige zusammengerufen und gedachte zu Gunsten der südlichen Conföderation die Stadt St. Louis, mit den verschiedenen Vereinigten Staaten-Arsenalen und Kriegsvorräthen, in Beschlag zu nehmen. Dorthin wendete der alte Huckelberger seine Schritte, um mit List zu erreichen, was ihm auf andere Weise nicht gelang. Er selbst zeichnete den Namen seines Sohnes in eine Rekruten-Liste und besprach mit einem dienstfertigen Offizier dessen gewaltsame Pressung. Nach zwei Tagen sollte der Joseph einen Wagen mit Vorräthen in's Lager fahren und dann als Deserteur festgenommen werden. Es war eben zu jener Zeit alles möglich geworden und Gewalt ging über Recht. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt, und so kam es eben auch da anders, als es geplant war.

Als nämlich die Sache zur Ausführung kommen sollte, da konnte Huckelberger sich nicht enthalten, seiner Frau den Anschlag zu erzählen. Ein Dienstmädchen hörte durch Zufall die Sache mit an, und fühlte Mitleid mit dem unglücklichen Sohne ihres Dienstherrn, zugleich Abscheu vor dem unnatürlichen Vater. Sie sann auf eine richtige Warnung zur Vereitlung des ruchlosen Verraths, aber sie wußte nicht recht

wie das anfangen, ohne sich selber dabei zu schaden. Zum Glück sah sie bei ihrer Feldarbeit Aennchen in der Nähe der Fenz. Mit wenigen Worten war die Nachricht gegeben, die das schwergeprüfte Mädchen fast zu Boden schmetterte. Auf solche Gewaltthaten hatten allerdings die beiden Liebenden nicht gerechnet. Aennchen sank in ihrem Jammer auf die Knie und betete zum Vater im Himmel in der bitteren Noth. Und das rechte Gebet ist nie umsonst, denn es stärkt und hebt empor. Ruhiger erhob sich das Mädchen, entschlossen den Geliebten zu warnen um jeden Preis. Mit Hülfe der treuen Magd fand Aennchen Mittel und Wege, den Joseph auf den Abend nach dem alten Nothversteck in dem Dickicht der großen Senkgrube zu bestellen. Um die Dämmerung trafen sich beide. Aennchen erzählte mit fliegenden Worten die Geschichte und brach in Thränen aus. Dem Joseph lief es heiß und kalt über den Rücken, aber er war gefaßter.

„Sei ruhig, mein Lieb," sprach er zu dem weinenden Mädchen, das schluchzend an seinem Halse hing, „es wird nimmermehr geschehen, daß ich mich auf diese Weise rekrutiren lasse. Nur Geduld! bald weht ein anderer Wind. Mehr darf ich Dir jetzt nicht sagen. Morgen Abend kommen wir hier wieder zusammen."

Das konnte Aennchen fast nicht begreifen. Halb fürchtend, halb getröstet, kam das Mädchen nach Hause.

Am nächsten Morgen war der Joseph auf unerklärliche Weise verschwunden. Alle Nachforschungen erwiesen sich fruchtlos. Niemand hatte etwas von ihm gesehen oder gehört. Seine Kleider hingen am gewohnten Orte. Der Alte tobte, aber verblüfft war er selber dazu. Eine Provost-Guard, die gekommen war, um den unfreiwilligen Rekruten in Empfang zu nehmen, mußte mit leeren Händen fluchend und schreiend wieder abziehen. Der Wirrwarr war groß, und selbst zu Posedings drang die Kunde von den Ereignissen im Nachbarhaus. Als wieder die Dämmerung kam, eilte Aennchen auf Flügeln der Liebe nach dem alten Versteckplatze und fand richtig den Joseph da.

„Dem Himmel sei Dank," jubelte Aennchen, „Du bist da, Du selbst! O Joseph, wie soll das enden, wo wirst Du bleiben?"

„Noch ein paar Tage hier, wo mich Niemand sucht. Dann wird es anders, verlaß Dich d'rauf. Jetzt aber gehe ruhig hinüber zur Cave-Wirthin. Das ist eine verläßliche Frau, die uns beiden wohl will. Der kannst Du Alles sagen und sie bitten, mir durch Dich für Morgen einige Lebensmittel, für diese Nacht aber etwas Warmes zu senden. Als meine zukünftige Frau mußt Du schon vor der Zeit für mich sorgen, leider!"

Flink war das Mädchen verschwunden. Die Cave-Wirthin aber, auch unter dem Namen „Käsebaas" bekannt, erfüllte gern die gestellten Wünsche. Der Joseph erhielt ein gutes Abendbrod. Zum Lager hatte er sich junge Zweige gebrochen. Der Abschied war schwer, aber etwas gefaßter.

Zwei Tage später fiel der Schlag, der die Stadt St. Louis, Missouri überhaupt, vor dem Schicksal bewahrte, unter die Rebellenherrschaft zu kommen. Im Arsenal der Vereinigten Staaten, drunten am Südende der Stadt, kommandirte nämlich ein tapferer und pflichtgetreuer Offizier, später als General Lyon auf dem Schlachtfelde von Wilson Creek an der Spitze seiner Truppen gefallen. Der hatte die loyalen Bürger zu den Waffen gerufen und wohl von keiner Seite wurde dem Rufe freudiger entsprochen, als von Seite der Deutschen, viele davon „alte Soldaten von Drüben." Am 10. Mai war's, da sah mit einem Mal der Kommandirende von Camp Jackson sich auf allen Seiten eingeschlossen und zur Uebergabe aufgefordert. Da ging der Katze das Haar aus, wie man zu sagen pflegt, denn Rettung gab es keine, und wie in einer Mausefalle schlug die Klappe zu.

Auch für den Joseph wendete sich das Blättchen. Er verließ sein Versteck an dem Friedhofe und begab sich wieder unter die Menschen. Und siehe da, bei dem wackeren Unionsmann Poseding, als er hörte, wie entschieden sich der Joseph geweigert hatte, den „Südlichen" beizutreten, und in der Freude über die Aufhebung von Camp Jackson, fand eine plötzliche Wandlung statt. „Einen so entschiedenen jungen Mann lasse ich mir am Ende schon als Schwiegersohn gefallen," meinte er. Und als er vernahm, welche Mittel Huckelberger angewendet hatte, um die jungen Leute zu trennen, da schlug er die Faust auf den Tisch, daß es krachte, und behauptete: nun gerade müßten die beiden zusammenkommen. Er traf seine Schritte.

Plötzlich erschien unter Führung eines Offiziers wieder eine Provost-Guard bei Huckelberger, um ihn unter der Anklage auf Hochverrath zu verhaften. Der Mann war mürbe geworden und bat um Schonung. Diese wurde ihm gewährt, wenn er zur Bekräftigung seines Gesinnungswechsels der Vereinigung der beiden jungen Leute zustimme. Was blieb ihm anders übrig. Der Haß hatte ihn müde gemacht; auch in seinem Herzen siegte zuletzt die Liebe.

Eine Ordinanz ging nach Nachbar Poseding, eine andere nach jenem Prediger, der damals die zu den Herzen gehende Grabrede gehalten hatte. Beide Parteien trafen bald ein. Man wollte das Eisen

schmieden, weil es warm war. Mit kurzen, aber ergreifenden Worten wurde die Trauung vollzogen. Aller Augen waren naß, aber selig die Herzen, denn die seligste Freude mischt sich mit Thränen. Gebrochen war der Haß und die Feindschaft, die seiner Zeit die pfäffische Unduldsamkeit verschuldet. Joseph und Aennchen — ein glückliches Paar!

Die Geschichte ist alt, aber neu erzählt. Und eine gute Fortsetzung hat sie gehabt, denn muntere Kinder füllten das Haus, sieben für's halbe Dutzend, nach Bäckerrechnung.

Draußen aber an der Arsenalstraße, da füllte sich nach und nach die sonderbare Tiefe am nördlichen Ende des Friedhofs auf. Die Felsspalte ist mit einer Ringmauer umgeben, welche den unterirdischen Abfluß der zuströmenden Wasser hemmt, und die Menschenhand ist geschäftig zu ebenen, was einst im gewaltigen Ringen der Naturkräfte auseinander geborsten ist.

Ewiger Wechsel — und doch ein bleibendes Sein, auch bei dir und mir, o freundlicher Leser.

Auf Schusters Rappen.

I.

Die Religionsstunde war aus und die Kinder traten aus der Thüre. Rasch und lebhaft die Knaben, als hätten sie es eilig und keine Zeit zu versäumen, stiller und sittsamer die Mädchen, obgleich bei diesen der Jugendmuth auch zu den Augen heraus sah. — Der Herr Pastor stand auf der obersten Treppenstufe, um den Ausgang der Kinder mit wachsamen Augen zu überwachen, denn die Zahl war beträchtlich und amerikanische Jugend, auch die von deutscher Abstammung, bedarf strenger Aufsicht und Zucht, wenn sie nicht ordnungslos und ungebunden werden soll. Manche Kinder boten dem Lehrer noch die Hand zum Abschiede, oder hatten eine Frage zu thun, oder eine Bestellung oder einen Gruß von zu Hause zu vermelden. Alle empfingen freundliche Antwort, Bescheid und Gegengrüße, denn er war ein freundlicher Mann, und ein Kinderfreund obendrein, und hatte gar manche Erfahrung gemacht im Leben, denn seine Haare waren von Silberfäden durchzogen und seine Lebenssonne hatte längst die Mitttagshöhe überschritten.

Sinnend blickte der Mann den sich entfernenden Kindern nach. Sein Auge weilte zuletzt auf einem entblätterten Baume, an dem die Herbststürme nur noch einzelne welke Blätter herabzuschütteln vergessen hatten. Sein Gemüth war gedankenerfüllt, das ersah man auf seiner Stirne, die sich furchte und wieder glättete, je nachdem eben die Bilder waren, die an seinem Geistesauge vorüberzogen. Was sinnte und an was dachte wohl der Mann?

Mancherlei — eigentlich aber doch nur an Eines: an die Kinder, seine Religionsschüler oder Confirmanden, die sich eben entfernt hatten, strotzend in Lebenskraft, lieblich wie Maienpracht, ungewisser Zukunft entgegen...... Er sah im Geiste, wenn auch nur dunkel, die Zukunft heranrollen im ehernen Wagen der Zeit, und las auf den Stirnen der Einen eine freundliche Gestaltung der Lebensschicksale, und sah um den

Mund der Andern Schlangen sich winden und züngeln, die kommenden Jahre der reiferen Jugend zu verletzen mit dem Giftzahn der Versuchung und durch die Menge der Genüsse, überschäumend im Becher der Lust. Und wieder sah er in der Gleichgültigkeit und geistigen Stumpfheit der Einen, und an dem schlottrigen Gange und an der nachlässigen Haltung der Andern die Mühseligkeiten der kommenden Jahre, die für Manche kein Ende nehmen, bis der große Gleichmacher, der Tod, ihnen Ruhe und Frieden bringt.

Der Mann ließ sich wahrlich keine Mühe verdrießen, durch ernsten und freundlichen Zuspruch, durch Anregung zum Denken und Nachdenken, durch Dreinfahren wie Blücher, wenn es Noth that, und liebevolles Vorstellen und Erzählen, Belehren und Ermuntern den Kindern die noch halb geschlossenen Augen zu öffnen, um sie tüchtig zu machen zum Kampfe mit dem Leben, und eine gute Grundlage zu legen zu ihrer Charakter-Bildung, auf welche doch zuletzt das Meiste ankommt, und nicht auf das bloße Viel-Wissen. Aber — ist es nicht sonderbar? — so sonnenklar die Nothwendigkeit eines solchen lebendigen Religions-Unterrichtes auch ist, so gibt es doch heutzutage viele Familien, in denen derselbe gänzlich vernachläßigt wird. „Der Junge hat jetzt keine Zeit, denn er kommt auf den Herbst in Nummer Eins (der öffentlichen Schule), und da hat er zu lernen genug;" — „die Tochter nimmt jetzt Musikstunden und hat viel zu üben — nächstes Jahr!" (Das aber nie kommt). „Es ist zu weit, und das Wetter ist zuweilen so schlecht" — „Diese und Jene gehen ja auch nicht und doch gehören die Eltern bekanntlich zu den klugen Leuten, also" —

Schlechte Schützen, die keine Ausrede haben, sagt das Sprichwort, und so ist es auch hier. Die traurigste Ausrede aber ist die, wenn es in einer deutschen Familie, in der die Kinder immer der Reihe nach in der betreffenden Kirche confirmirt wurden, plötzlich heißt: unsere jüngste Tochter, die nun in das Alter der Confirmation gekommen ist, können wir nicht zum Unterricht schicken, sie versteht zu wenig Deutsch, besonders zu lesen...... Da mache man einen Reim darauf. Doch zu unserer Geschichte!

Auf Schusters Rappen, pflegte der Pastor zu sagen, wenn zuweilen Einer die Frage stellte: Wie kommt man am besten durch die Welt? Er sagte das Wort aber auch in anderm Sinne. Wenn Einer wegen Trägheit oder böser Angewöhnungen nicht voran kam, oder auf den Weg der Liederlichkeit gerieth, dann sagte der Pastor wieder: Der bleibt sein Lebtag auf Schusters Rappen! und so war es in der Regel auch geschehen.

Vor langen Jahren hatte er einen Knaben in der Religionsstunde, der etwas Tüchtiges zu werden versprach. Walter Wehr war guter Leute Kind, die wohlhabend waren zugleich. Als er aus der Schule kam, trat er bei einem Kaufmann in die Lehre, da seine Fähigkeiten in diesem Fache viel Erfolg versprachen. Er war fleißig und gewandt, wohl gewachsen und hatte ein freundliches Gesicht. Die Käufer, die in das Geschäft kamen, hatten ihn gerne, und die Käuferinnen natürlicherweise noch mehr. So erwarb er sich allgemeine Achtung und Liebe, und wenn der Herr Pastor an dem Kaufladen vorbei ging, pflegte er einzutreten und sich nach dem Befinden und Fortschreiten seines frühern Schülers zu erkundigen. Er hörte nur Gutes und pflegte dann zum Schluß deshalb dem jungen Burschen seine Befriedigung auszudrücken. „Du kommst auf's hohe Roß," sagte er scherzweise, „wenn du so fortfährst, lieber Walter, nur immer zu!"

Gegenüber vom Elternhause wohnte der Schneider Spies, ein gar wackerer Mann, der das größte Geschäft an der Straße und sein Schäfchen im Trockenen hatte. Nadel und Scheere wußte er zu führen wie vor Zeiten, als das Pulver noch nicht erfunden war, der Landsknecht seinen Spieß, und an Courage fehlte es ihm auch nicht. Heutzutage wäre er nicht Schneider, sondern "Merchant Tailor" genannt worden, gerade wie der Geiger Fritz Herr Professor, trotzdem der nebst dem „Lauterbacher" nur noch einen halben Walzer spielen konnte.

Also, dieser Schneider Spies hatte ein liebes Töchterlein und das war auch wieder das bravste Kind im Orte und das schönste dazu, obgleich man es nur Schneiders Lieschen hieß, anstatt Fräulein Spies, oder gar „Mammsell," wie der Obergeselle in der Schneiderstube, ein deutscher Franzose aus dem Elsaß, der keine hundert Worte französisch verstand, aber große Rosinen in der Tasche hatte. — Lieschen war, wie gesagt, ein schmuckes Ding, nicht nur, was das Gesicht und die Haltung betraf, sondern im Grunde des Herzens, einfach in der Frisur, und einfach, aber geschmackvoll in den Kleidern. Wenn Schneiderlieschen zur Kirche ging, und das geschah fast jeden Sonntag, da grüßten die jungen Burschen vor der Kirche mit Herzklopfen, und erhielten ohne irgend welche Bevorzugung freundlichen Gegengruß, und wenn andere junge Mädchen neidisch auf Lieschen waren, durften sie nichts davon merken lassen, denn die Leute waren alle auf Lieschens Seite, da war rein nichts dagegen zu machen.

Natürlich, auch Walter Wehr war unter den vielen Freunden. Obgleich ein paar Jahre älter als Lieschen, waren sie noch als Nach-

barskinder gleichsam mit einander aufgewachsen und hatten zusammen die Schule besucht. Später sah man sie aber selten mehr beieinander. Erst als Walters Lehrzeit um war, und es hieß, daß derselbe in einer entfernten Stadt in eine größere Stellung trete, da brach die Knospe auf, welche die Zeit geschwellt hatte, ohne daß die Leute es merkten.

Walter und Lieschen schieden als Verlobte. Die Eltern waren damit zufrieden, und der Herr Pastor, der am Abschiedsabend zur Verlobung gerufen worden war, bemerkte nach einer kleinen und ernsten Anrede launig zu dem Scheidenden, da der Wagen schon vor der Thüre stand: „Du reisest schnell, lieber Freund, einem schönen Lebensglück entgegen; halte dich hoch zu Roß, daß du nimmer auf Schusters Rappen kommen mögest.“

Ein Jahr ging herum, und ein zweites dazu. Der junge Mann war schon zweimal zum Besuche gekommen und fest und stark geworden wie eine üppige Wettertanne am Waldesrand. Lieschen war glücklich und blühte wie eine Rose im Frühling. Sie machten schöne Pläne zusammen, aber der Abschied war schwerer denn je, und zwar auf beiden Seiten. Gibt es Ahnungen? Ja wohl, aber zu deuten vermögen wir Menschen sie nicht.

Noch vor Ablauf des dritten Jahres trafen trübe Nachrichten zu Hause ein, eine nach der andern. Die Eltern härmten sich und der Gram warf die treue Mutter auf's Krankenbett. Lieschen weinte und rang die Hände.

Ein Wurm hatte den schönen Baum angebohrt, ein Teufel sich eingenistet in seine kräftigen Zweige. Der Spielteufel war's, der da umhergeht wie ein brüllender Löwe und suchet, wen er verschlinge. Sachte bohrte der Wurm anfänglich, und leise schlug der Teufel seine Krallen in das junge Geäst; aber bald war das innerste Mark angefressen von dem ätzenden Gift und herbstlich färbten sich die Nadeln schon im Vorsommer des Lebens.

Sie fielen zu Boden wie die Halme unter den Schloßen und der Sturm fegte sie in alle Winde. Walter Wehr fiel herab vom hohen Roß und stand jämmerlich auf Schusters Rappen. Vom Wege der Tugend war er abgeirrt und in Sümpfe und Nebel der Sünde gerathen; zitternd an allen Gliedern stand er da, als er den festen Boden des guten Gewissens unter seinen Füßen verloren hatte.

O das Spiel ...... welches Spiel? Das Spielen um Geld und hohen Gewinn, das „gambeln“ wie wir Deutsche in Amerika sagen. Das ist ein Würgengel, der nicht nur die Erstgeburt schlägt, sondern

Jung und Alt, und Reich und Arm. Die Jungen verlockt er, und die Alten bestrickt er. Der Reiche denkt: du hast's ja und kannst es wagen, und der Arme gibt sein Letztes um den erhofften Gewinn. Und je länger es dauert, desto enger zieht das Netz sich zusammen, matter wird der Widerstand, größer die Sucht, blinder die Leidenschaft, unvernünftiger das Wagen, bis endlich, früher oder später, das Netz sich zum Stricke dreht — — und da hängt das Opfer!

Schon früh erwacht oft bei Einzelnen die Sucht nach Gewinn durch das Spiel und wächst mit den Jahren, wenn nicht zu rechter Zeit Einhalt gethan wird. Was im Knaben schlummerte und unbeachtet blieb, das wird später oft zum glimmenden Funken, und wenn der Wind der Versuchung sich erhebt und der Teufel der G e l e g e n h e i t herum schwänzelt und tänzelt — ach, wie bald ist der Funke angefacht zum verzehrenden Feuer. Da geht öfters nicht nur e i n Lebensglück in Rauch auf, sondern mehrere zugleich, und der Rest ist Staub und Asche. Klein beginnt die Leidenschaft, aber sie wächst schnell wie das Unkraut und gedeiht auf jedem Boden und in allen Zonen. Zuerst wird gelernt: die Karten, die Würfel, die Regeln, die Rechnung, dies und das, eben das Spiel, und dann wird zu praktiziren angefangen. Bleibt es bei einem Gesellschaftsspiele, oder bei einem kleinen und geringen Einsatz zur Tilgung einer kleinen Zeche, gut; aber sobald es weiter geht, dann spitzt schon der Teufel die Ohren und denkt „hat ihm schon," wie Freund Senden zu sagen pflegt. Statt der Kreidestriche kommen die Marken, oft recht niedliche Dinger, aber in der Hölle gedrechselt, „und das Unglück schreitet schnell;" ehe der Betreffende es gewahr werden mag, ist er richtig am Ohrläppchen gefaßt und ein eifriger Jünger der Spielerzunft geworden.

Wer spielt? Die Räuber in den Abruzzen, die bettelnden Lazzaronis in Neapel, die Landstreicher und Diebe in Deutschland, die Tramps und die Schelme hier. Ist das Alles? Leider nicht. Das ist nur die unterste Klasse. Dann kommt das sogenannte bürgerliche Element. Die Handwerker, Gesell wie Meister, die kleinen und die großen Geschäftsleute, Clerks, Beamte, und zuletzt die Kassenverwalter, die über Vieles gesetzt sind, das ihnen nicht gehört. Was gibt der leidenschaftliche Spieler darum? Er spielt, und in den großen Spielhöllen, da spielt er rouge et noire am Pharaotisch bis auf's Hemd, va banque bis zur letzten Kugel, mit der er das Letzte verliert, sein eigenes Leben.

Warum wird gespielt? Um Gewinn und Genuß, den man mit

jenem zu erzielen hofft. Wer heute gewinnt, der denkt sein Glück morgen noch besser zu benutzen, und ist's das nächste Mal nicht, dann soll's das andere Mal sein. Wer verliert, der ärgert sich und will den Verlust wieder einbringen um jeden Preis. Revange muß er geben, oder haben, das ist klar. So hört, auch mit dem guten oder klugen Vorsatz, nachher zu „stoppen," die Geschichte doch nicht auf, bis es zu spät ist.

Was wird gespielt? Würfel und Karten, das ist das gewöhnlichste Spieler=Werkzeug und auch das gemeinste. Höher steht und wohl auch ungefährlicher ist der Dominostein, der Kegel auf der Bahn und die Kugel auf dem Billardtisch, aber zur Leidenschaft reizen sie auch; selbst das Schach, das mit seinen verschiedenen Figuren geübtes Denken und scharfe Berechnung fordert, kann zur Vernachlässigung anderer und höherer Pflichten führen. Mit diesen Werkzeugen werden die Gruben gegraben, in welche kopfüber hinunter purzeln Alle, die sich nicht in weiser Selbstbeherrschung davon fern halten.

Was bringt das Spiel? Verlust in jedem Falle, selbst bei scheinbarem Gewinn. Wie gewonnen, so zerronnen; in der Regel knüpfen sich andere Schwächen und Sünden mit an, gerade wie an den Müssiggang die Laster. Es kommt zum Soff und zum Gelage; der Eine trinkt mehr als ihm gut ist, weil er „gewonnen" hat, der Andere sucht seinen Aerger und Verdruß über den gehabten Verlust zu ersäufen. Leicht wird es dann einer listigen Delia die Locken der Kraft zu scheeren wie einst bei Simson, und Philister über dir, du Gerupfter! Vom hohen Roß auf Schusters Rappen.

Ist denn das Spiel an und für sich selbst schon eine Sünde? I bewahre! „Alles ist euer," wie die Schrift sagt. Aber der Uebergang vom Gesellschaftsspiel zum Hazardspiel, zum Gamble, das ist eben die gefährliche Klippe, weil er so leicht ist, und diese so verdeckt wie eine Sandbank unter Wasser. Auch des erlaubten Spiels darf nicht zu viel sein, denn es ist meistentheils doch eine jämmerliche Beschäftigung auf die Länge. Der ehrbare Spießbürger, der an den Sonntagnachmittagen und an den freien Abenden überhaupt nichts Besseres zu thun weiß, als am Spieltisch zu sitzen, Stundenlang, Stundenlang, und da zu „trumpfen" und zu „stechen" und seine „Matadoren" auf die Platte zu schmettern, daß der Tisch und die Knöchel krachen — oder den Würfelbecher zu schütteln und mit den Dominosteinen zu rappeln bis es Bettzeit ist, gibt gerade auch nicht das beste Beispiel für das jüngere Geschlecht. Wenn die Alten auch wetterfest sind und

sich vom eigentlichen Spielteufel nicht erwischen lassen, wer sagt denn, daß die Jungen es auch sind? Kurz, das Karteln und Würfeln, das Dominiren und das unvermeidliche Raisoniren — Stunde auf Stunde — das ist vom Uebel, und

Würfel und Karten, Dirnen und Wein
Führen zur Hölle, zur untersten ein.

So war's gerade mit Walter Wehr. Er war, wie wir wissen, ein hoffnungsreicher und prächtiger Mensch, aber er ließ sich vom Spielteufel die Ohren an die Wand nageln und da war's vorbei mit ihm. Die andern bösen Geister hatten dann freies Spiel. Er sank rasch von Stufe zu Stufe.

Halbe und ganze Nächte war er nicht zu Hause, am nächsten Tag hatte er Katzenjammer, nicht nur im Kopf, sondern auch im Herzen. Aber er war zu schwach sich loszureißen und taumelte weiter, machte Schulden auf Schulden, und endlich griff er nach fremdem Eigenthum, und verlor seine schöne Stelle, ja mehr als die, auch Credit und Vertrauen.

Umsonst eilte der unglückliche Vater zur Rettung. Es war zu spät, die Schande nicht zu vermeiden; der Schneider Spies war wüthend und fuchtelte wieder mit der Nadel, als wär's eine preußische Lanze. „Der Lump, der“...... und dann stach er drauf los, was der Stoff und Zwirn halten mochte.

Lieschens Geduld war engelhaft. Nicht in Schutz nehmen konnte sie ihren Verlobten, aber sie milderte seine Schuld, sie beruhigte den Vater, aber den Ring, den Verlobungsring, den er zurück zu schicken befahl, den wollte sie nicht hergeben.

„Warte noch, lieber Vater, laß mir das Andenken an die glücklichen Tage meiner ersten und letzten Liebe.“ — Ihre Thränen rannen, aber Engel sammelten sie in goldene Schalen und brachten sie vor Gottes Thron, um seine Barmherzigkeit anzuflehen für den Gefallenen, den selbst ein Menschenherz nicht verließ und verstieß.

Als der Vater Wehr zurückkehrte, brachte er Walters Ring mit heim, nebst einigen Zeilen an Lieschen. „Verzeih,“ schrieb er, „ich bin deiner nicht werth, und gehe hinaus in eine fremde Welt, den Ring darf ich nicht behalten.“

Augenblicklich griff Lieschen zur Feder und schrieb: „Den Ring habe ich erhalten, und den deinen behalte ich dazu; kannst du ihn einst mit Ehren zurück fordern, dann komme. Ziehe mit Gott; ich vergesse dich nie.“

„Schneiderlieschen ist doch ein Engel," sagten die Leute, als das bekannt wurde. Selbst die Harten würgte es im Halse. Andere, worunter die beiden Mütter, weinten wie Kinder.

Nach Empfang dieser Zeilen schoß Walther Wehr alles Blut in's Gesicht, und dann wurde er blaß wie eine Leiche. Als er sich erholt hatte und seine heißen Thränen gestillt, zog etwas wie Sonnenschein über sein Gesicht. Seine Lippen bewegten sich, aber nicht hörbar.

Am nächsten Morgen zog er still hinaus in die Weite...... a u f S c h u s t e r s R a p p e n.

II.

Es war Sonntag. Die Sonne strahlte in hellster Pracht und der Mai hatte sein Brautgewand angezogen. Die Bäume standen in voller Blüthe, die Kirschen saßen wie grüne Erbsen schon an den Stielen, und die Wiesen und Felder prangten in ihrem schönsten Schmucke. Frühlingsgrün — wie herrlich und üppig lag es ausgebreitet vor den leuchtenden Augen, und Frühlingsduft — wie sog ihn die Brust aufathmend ein in langen, gierigen Zügen.

Es strahlet der Frühling durch Feld und Au,
Die Luft ist so warm, der Himmel so blau,
Die Vögelein singen in Busch und Hain —
Im Herzen zieht Liebe und Sehnsucht ein......

Es ist eine eigene Sache um die Jahrszeiten. Wie die Schildwachen auf ihrem Posten — so lösen sie einander ab, wenn ihre Zeit um ist. Das geht wie ein Uhrwerk. Hat die Ablösung sich etwas verspätet, so wird nachher um so schneller marschirt. Der amerikanische Frühling kommt zuweilen langsam, damit der Sommer ihn einhole, "double quick". Ehe man sich's versieht, ist des Lenzes „Spur verloren", wie das Mädchen aus der Fremde, das Schiller so anmuthig besungen. Und wenn auch jede Jahreszeit ihre eigenthümliche Schönheit und ihren eigenen Reiz hat, so gebührt doch dem Frühling die Palme. Hat der strenge, oft so mürrische und unfreundliche Winter gleichsam die Herzen erkältet und die Gefühle gebannt — der Frühling löset die Fesseln, sein warmer Hauch thaut die Schwingen der Seele auf, sie breiten sich mächtig aus wie Adlersflügel, und aus dem engen Haus, wenn auch so traut und warm während der frostigen Winterzeit, drängen sie hinaus in's Weite, unter das blaue Himmelsgezelt, in die frischen würzigen Lüfte und Düfte. Da jauchzen nicht nur die Vögelein, da blühen nicht nur die Blümelein, es jauchzet das Herz, es knospet die Liebe darin, und wie der Saft in den Bäumen, so kreist

neue Lebenskraft durch die Glieder und neues Hoffen keimt freudig auf und erquickt die sehnsuchterfüllte, heimwehkranke Seele.

Wie sehnt der Leidende auf seinem Schmerzenslager sich nach den milden Frühlingstagen, die mit ihrer frischen Luft und mit ihrem erwärmenden Sonnenschein ihm Linderung und Genesung bringen sollen. Gar oft hat er darauf seine ganze Hoffnung und seine schwer geprüfte Geduld gesetzt. Der Mai aber bringt wohl Blüthen und Blumen, er bringt neue Kräfte und neuen Muth, aber er bringt auch frische Gräber, und der laue Frühlingswind streut die abfallenden Blüthenkelche über die Entschlafenen unter den frischen Grabhügeln, die wohl Erlösung gefunden haben von ihren Leiden, wenn auch auf andere Weise, als sie vom nahenden Frühling gehofft......

Und wer ein stilles Weh in seiner Brust trägt, ein stillverschlossenes Leid, eine nach innen blutende Wunde im Herzen, um Menschen oder um Dinge, um versagte Freude oder um erlittene Schmach, um kränkenden Treubruch oder um teuflische Bosheit und entlarvte Falschheit und Heuchelei — ist es nicht der Frühling, der mit seinem neuen Leben und Weben neue Kraft und neuen Muth in das zagende, sich immer mehr in sich selbst zurückziehende Gemüth hinein zaubert...... und willkürlich, ohne daß wir's merken, ohne daß wir dessen klar bewußt werden — o, Pfingsten hat nicht nur einst zu Jerusalem auflodernde Begeisterung erweckt, heute noch geht ein Pfingsthauch durch die Welt mit jedem neuen Frühling, der im Gewittersturm und im sanften linden Säuseln über die Erde zieht.

...... Auf der Brücke zu Wichita stand ein junger Mann und blickte bald hinaus in's Grüne, bald hinunter in den Fluß. Und lohnend war der Ausblick nach beiden Seiten hin. Weite grüne Prairie und mitten drin die neue, seit wenigen Jahren angelegte Stadt, mit hübschen breiten Straßen, die sich rechtwinklig kreuzen, mit Gebäuden allerlei Art, klein und groß, hoch und niedrig, von Holz und von Stein, in mancherlei Baustyl, nach amerikanischer Sitte. Daneben das schimmernde breite Strombett, wie ein Silberband sich hinaus schlingend in die Ferne, mit Gebüsch umkränzt und von mächtigen Uferbäumen, Sycamoren und Cotton, beschattet. Prächtiges, krystallhelles Wasser bringt der Arkansas zu trockener Zeit aus den gewaltigen Bergen Colorados herunter, sodaß selbst bei einem Wasserstand von mehreren Fuß Tiefe die Steine auf dem Grunde sichtbar sind. Wenn aber in den Bergen der Schnee schmilzt, oder gewaltige Regengüsse im Flußgebiete stattfinden und die vielen Nebenflüsse schwellen, dann rauscht

der Strom des Arkansas majestätisch daher mit seinen brausenden Wassern, und nicht selten tritt er als ein freier Sohn des Gebirges über seine Ufer, unbekümmert um die Verwüstungen, die er dann an dem „Gebild aus Menschenhand" anrichtet.

Lang streckt sich die neuerbaute hölzerne Brücke in acht Spannungen über den Fluß. Ruhig flossen die Wasser, leise strich der Wind darüber hin, und die Strahlen der hellen Frühlingssonne erzitterten tausendfältig in den murmelnden Wellen, die an den Brückenjochen sich brachen. Muntere Fische durchzogen die laue Fluth, und hie und da schoß ein übermüthiger oder naschhafter Geselle in die Höhe, um ein über der Wasserfläche schwebendes Mücklein zu erhaschen. Stille war weit umher, sonntäglicher Friede lag über der Erde.

Sinnend und grübelnd stand Walter Wehr lange Zeit auf der Brücke. Zuweilen schweifte sein Blick in die sonnige Ferne, um dann zurückzukehren zu den Wassern vor seinen Füßen, in denen er sein eigenes Bild ersah, so ruhig und leise bewegten sie sich dahin. Ein Jahr war vergangen seit er Schiffbruch gelitten hatte an seinem Charakter, und vom hohen Roß herabstieg, um auf Schusters Rappen hinaus zu ziehen in die Weite, sich eine neue Laufbahn zu suchen, einen neuen Anlauf zu nehmen, nachdem er sich so jämmerlich um sein Glück und seinen Frieden gebracht hatte.

Sein Aussehen war nicht übel. Sein Gesicht war nicht mehr so übernächtig wie zu jener liederlichen Zeit, vielmehr frisch, aber schmal. Seine Augen waren wieder klar und blickten offen in die Welt hinaus, aber tief drinnen da las man doch einen heimlichen Schmerz, eine nagende Sehnsucht, eine fieberhafte Unruhe, aber auch eine feste Entschlossenheit. Seine Kleider waren noch in guter Ordnung, von gutem Stoff aus den bessern Tagen, aber abgetragen, und hielten augenscheinlich nicht lange mehr aus. Sein Gesicht war gebräunt und seine Hände schwielig, das Haar trug er kurz und einen wetterfesten Hut auf dem Kopfe.

Ja ja, das vergangene Jahr war eine harte Schule für Walter Wehr gewesen. An ihm hatte sich bewahrheitet das Wort: der Mensch muß ernten, was er gesäet hat. Als dann die Ernte kam, als sein Kartenhaus zusammenbrach, als endlich das Maaß voll war und überlief — da war es zu spät, das hereinbrechende Unglück zu vermeiden. Verlassen, arm, mit Schande beladen, schritt er auf Schusters Rappen in die Welt hinaus. Daß es ihm wohl ging, das konnte er, wie schon so Viele vor ihm und nach ihm, nicht vertragen. Er war ein tüchtiger

Mann, verstand sein Geschäft, hatte gute Anlagen, auch natürliche Gutheit, und viel Glück, wie die Leute sagen. So kam er auf's hohe Roß, und — fiel herunter. Wie, das ist bereits erzählt. Die Würfel des Schicksals waren gefallen und er hatte das Spiel verloren, ohne Revange fordern zu können.

Und doch ist es nie zu spät, um zur Einsicht zu kommen, und umzukehren von dem Wege zum Abgrund, sich aufzuraffen wie jener verlorne Sohn, und heimzukehren zum Vaterhaus, um einen neuen Wandel zu beginnen. Aber schwer ist diese Umkehr, zu schwer für so Viele, die von dem tiefen Falle nicht wieder aufzustehen vermögen, sondern weiter taumeln und tiefer und tiefer sinken bis zu einem Ende mit Schrecken. Es ist immer noch möglich einen Gefallenen aufzurichten, besonders wenn eine barmherzige Samariterhand sich darbeut, die Wunden reinigt, welche die Mörder der Seele geschlagen, und linderndes Oel der Liebe darein gießt und die Thüre zu der schützenden Herberge öffnet.

Das hatte Schneiderlieschen gethan. Das war Walters rettender Engel. Das war die Samariterhand, die liebewarme, die sich ihm bot, als die Andern sich von ihm abwendeten. Als ihm zu Theil ward, was er verdient hatte, da übte sie Gnade. Ihre Barmherzigkeit kannte keine Grenzen. Wie und in welchem Maaße sie den Freund ihrer Jugend geliebt hatte, davon gaben jene Zeilen Zeugniß, die sie auf seinen Abschied schrieb: „Ziehe mit Gott; ich vergesse dich nie." Und die Thränen, die dann aus seinen Augen stürzten, die waren das reinigende Seelenbad gewesen, das den Jüngling sich selber wieder gab, ihn wieder zu sich selber brachte.

In jener bittern Stunde da hatte er sich heilig gelobt, den Ring, den Lieschen ihm aufbewahrte, wieder zu gewinnen und ihn mit Ehren zurückzufordern. Er hatte auf's Neue ein Lebensziel. Wie Schuppen fiel es von seinen Augen. Sein Rettungsengel sollte nicht umsonst so edel an ihm gehandelt, nicht umsonst den Weg ihm gezeigt haben, den er gehen mußte. Mochten noch so viele Schwierigkeiten sich ihm entgegenstellen und der Weg noch so eng und mühsam sein, der vor ihm lag, das schreckte ihn nicht. O, eine rechte Liebe vermag viel. Sie kann Berge versetzen, und den Tod überwinden. Sie höret nimmer auf. Im Wechsel der Zeit wurzelt sie hinüber in die Ewigkeit.

Wo ist in heutiger Zeit solche Liebe zu finden? Freilich nicht immer und nicht überall, wo es geschehen sollte. Das ist leider auch ein Zeichen der Zeit, daß so manche Neigung gleich in den Wind flattert, sobald

irgend ein Bedenken auftaucht, irgend ein Zweifel entsteht, abgesehen ob er wirkliche Begründung hat oder nicht. Wie oft ist es der Klatsch der Leute, der Zwei wieder auseinander reißt, die zusammen gehören wollten und sollten. Wie oft zerstört das Mißtrauen in einer einzigen Stunde wieder, was die Liebe nach und nach aufgebaut hat. „Ich wollte dir's nicht sagen, aber ich halte es für meine Pflicht" — so heißt es links, und rechts: „Wenn du's weißt, ist's gut, und wenn du's nicht weißt, so sage ich auch nichts." Das ist natürlich bloße Redensart, deren Fortsetzung lautet: „Nun, wenn du es absolut haben willst — aber ich will weiter nichts gesagt haben." Dann mag es losgehen. Und ist das Mißtrauen einmal geweckt, dann braucht es kühles Blut und weise Umsicht, dem weiteren Schaden zu wehren.

Lieschen hätte sicherlich allen Grund gehabt zum Bruche. Da war mehr als müssiges Gerede. Aber die rechte Liebe verstößt nicht gleich, was sie einmal fest an's Herz gedrückt hat. So handelte das Mädchen edel und rettend zugleich. Schneiderlieschen war wirklich ein Engel.

...... Amerika ist ein mächtig großes Land und hat Raum für Viele. So dachte auch Walther Wehr, als er an jenem Morgen hinausschritt in die weite Welt. Denn weit hinaus wollte er, oder vielmehr mußte er, daß Niemand ihn erkenne, bis er sich selber wieder Vertrauen und guten Namen erworben. Aber eine verlorne Stellung wieder zu gewinnen, ist eine schwere Aufgabe für den Feldherrn, und oft noch schwerer für einen jungen Mann, der in ähnlicher Lage ist. Ohne Empfehlungen, ohne ausreichende Hülfsmittel, ohne Anknüpfungspunkte — wohin sich wenden, wohin! Aber nicht bange schreckte Walter zurück, nicht müssig legte er verzagend die Hände in den Schooß. Er hatte durch Lieschen den Glauben an sich und seine Kraft wieder gewonnen, und das Uebrige stellte er Gott anheim. Die Erinnerungen an die Lehren der Weisheit und Tugend, die er im Elternhause und in den Religionsstunden von dem väterlichen Freunde und Lehrer empfangen hatte, traten mächtig vor seine suchende und ausschauende Seele.

"Go west, young men," hatte der alte Greeley gesagt, und so wandte auch Walter Wehr seine Schritte westwärts, um sein Glück auf's Neue zu versuchen. Als er bereits eine ziemliche Strecke vom Hause entfernt war und in unbekannte Gegenden kam, da begann er sich nach Stellung und Arbeit umzusehen. Aber es wollte ihm lange nicht glücken. Er ward auf die härtesten Proben gestellt. Es war ihm oft, als wäre er ein Stück Eisen zwischen Hammer und Ambos. Aber

sein Entschluß war fest wie Stahl, seine Ausdauer unerschütterlich. Je mehr Abweisungen er erfuhr, desto emsiger war seine Nachfrage, desto geringer wurden seine Ansprüche. Er suchte nur ein Feld für seine Thätigkeit, einen Anfang, um weiter voran zu kommen. Aber das ist eben nicht Jedem leicht gewährt. Einmal das Glück verscherzt, kommt es so leicht nicht zum andern Male wieder. So verging Woche auf Woche. Der letzte Zehrpfennig war längst aufgebraucht und mit dem Verdienste für kleinere Gelegenheitsarbeiten und kürzere Dienstleistungen sah es mager genug aus.

Wie oft nahte sich da die Versuchung in der Gestalt der Verzagtheit und Muthlosigkeit, oder auch, wenn Walter in größeren Städten und Ortschaften eintraf, in der Gestalt von feinern und gröbern Lumpen, Spielern, Loafern, Tagedieben und Schelmen aller Art. Er kannte ja, zum Theil wenigstens, deren Treiben, obgleich er niemals so tief gesunken war, sondern sich äußerlich wenigstens einen gewissen Anstand bewahrt hatte bis an's Ende. Steigerte sich die Gefahr für ihn, dann griff er nach der kleinen Brieftasche, die er wohlbewahrt bei sich trug. Darin lag der Zettel von Lieschen: „Zieh mit Gott, ich vergesse dich nie." Das war genug, ihn wieder zu festen und aufzurichten. Und selbst wenn niedrige Arbeiten ihm, dem gelernten Kaufmann, zufielen, so that er sie willig und ohne Murren. Er betrachtete das als eine Fügung, — zur Strafe für seinen früheren Leichtsinn. Wenn er nichts Anderes zu thun hatte, so half er eben so gerne eine Heerde Vieh treiben oder Fenzriegel spalten, als mit der Feder hantiren, oder hinterm Ladentisch stehen. Er wollte ehrliches Brod, wenn auch sauer verdient, und eine nützliche Thätigkeit, selbst die geringste.

III.

Eines Tages schritt Walter Wehr mit seiner Reisetasche einer Eisenbahn-Station zu. Er hatte ein paar Thaler Reisegeld erspart und wollte weiter nach Westen hin. Es war ihm immer, als müßte er noch finden, wonach er schon lange gesucht hatte. Kansas war vorerst sein Reiseziel, west, immer weiter west!

Der Train war stark besetzt. Nur im Rauchwagen fanden sich noch leere Sitze und von diesen nahm Walter einen in Beschlag. Es waren Viehhändler da, die ziemlich laut wurden, Farmer, und Solche, die danach aussahen, kurz, eine bunte Gesellschaft, wie man sie vor einigen Jahren häufig sah auf den westlichen Eisenbahnen.

„Well,“ hob zufällig einer der Passagiere an, „ist denn nirgends eine Karte zu finden, daß man gegen die Langweile eine Partie machen kann?“

„Hier,“ bemerkte beistimmend ein Anderer, „wer macht mit um einen drink am nächsten Depot?“ Und dabei wendete er sich einladend und zuvorkommend an einen ältern, behäbig aussehenden Mitreisenden, der ihm zur Seite saß. Sein Aussehen war Mittelding zwischen Farmer und Geschäftsmann. Wer die westlichen Verhältnisse kannte, wußte gleich, mit wem er's zu thun hatte, nämlich mit dem Besitzer einer reichen Farm in der Nähe eines aufblühenden Städtchens oder Settlements, der zugleich auch Storehalter, möglicherweise auch Postmeister und einer der ersten Männer des Ortes ist. Dieser schlug die Einladung nicht direkt aus, machte aber auch keinerlei Anstalten, ihr Folge zu leisten. Das hinderte aber die Andern nicht, einen Stuhl ihm gegenüber zurück zu schlagen, eine Reisedecke über die Knie zu legen, und auf diese Weise einen Spieltisch herzustellen, der einfach genug, aber den Umständen angemessen war.

„Ihr seid doch mit von der Partie, Mann“ — hub Derjenige an, welcher die Karten in der Hand hatte, sie geläufig durch einander mischte, abheben ließ und dann ohne eine weitere Antwort abzuwarten, austheilte unter die Viere.

„Also um einen drink am nächsten Haltpunkt, wo man ein paar Minuten Zeit hat. Das wird Sedalia sein. Ich weiß Bescheid dort.“

Das alles wurde so ruhig und in freundlichem, anregendem Tone gesprochen, daß auch der Alte mechanisch zugriff und die Karten in der Hand hatte, ehe er selber wußte wie. So begann das Spiel, und so begannen die damit verknüpften Redensarten und Ausrufe, die Wenns und Abers, das dam und chee, und die Partie amüsirte sich augenscheinlich.

Natürlich war das Spiel um den drink bald zu Ende, aber der Verlierende forderte Revanche. Es ginge ja nichts auf einem Bein — wer nicht mehr trinke, möge sich eine Cigarre zulegen. „Plenty Zeit.“

In Sedalia, wo man bald ankam, stiegen richtig die Viere aus, holten sich ihre drinks, und setzten sich wieder zusammen auf ihre früheren Sitze. Die Karten kamen wieder zum Vorschein, der Eine machte allerlei Kunststücke damit, der Andere wollte das auch kennen und können, es wurden kleine Wetten gemacht, gewonnen und verloren, gesprochen und gelacht, geneckt und gescherzt, kurz — die Fallen wurden gestellt und die Schlingen gelegt, in die das Wild hineintreten sollte.

Und es trat auch richtig hinein. Walter Wehr hatte die Spielpartie scharf in's Auge genommen, und merkte Unrath. Drei davon waren Gauner, sie stellten sich fremd gegen einander, steckten aber unter einer Decke. Der Vierte, den sie zum kleinen, unschuldigen Spielchen verlockt hatten, der sollte das Opfer sein, eben jener ältere behäbige Mann.

Wie? Hat der nicht Lebenserfahrung genug? Kann der sich nicht schützen und bewahren? Geschieht es ihm nicht recht, wenn er so dumm ist und gerupft wird? —

Ganz richtig und wohl gesprochen — wer aber kennt alle die Tücke und Schliche, mit denen diese Art Jäger ihre Opfer umgarnen! Wer übersieht die Kette der Zufälligkeiten und scheinbar so natürlichen Kleinigkeiten, mit der sie ihr Wild stellen, daß es sich nicht mehr rühren und regen kann? Wer weiß, mit welchen höllischen Mitteln sie die Opfer zu verwirren oder zu betäuben vermögen, daß sie „hineinfallen" wie die Mücken in's Licht? Der Teufel selber wäre nicht schlau genug, wenn er nicht mit zu der Bande gehörte, und deßhalb von ihr nicht über's Ohr gehauen werden darf.

Ja, die Liste der Opfer landauf und -ab ist groß, größer als man denkt, größer als in irgend einem Land der Welt, von den geordneten wenigstens, weil hier das Wagen und Wetten dem Volke im Blute liegt. Ist doch selbst der Handel vielfach zu einem Spiel, zum Gambling geworden, und unsere Börsenoperationen sehen dem „Pharao" so ähnlich wie ein Ei dem andern. Wie Viele haben sich jüngst verblutet am „Weizenspiel", und wie Viele werden höchst wahrscheinlich noch nachfolgen. Wie viele Familien sind schon in's Elend gekommen durch das Gambeln, wie manche Firma gebrochen, wie manche Sparbank hat ihre Zahlungen eingestellt und dadurch Hunderte unglücklich gemacht, arme Wittwen und Waisen, Waschfrauen und Taglöhner, die den sauer verdienten Sparpfennig dorthin getragen hatten, Leute aus allen Ständen, — und das alles durch Gambeln und Spielen, Spekuliren und Pockuliren, Maitressiren und Bramasiren — bis der Katze das Haar ausgeht und ihr das Fell über die Ohren gezogen wird. Dann heißt es: "Gold is all", wie der check-Schreiber Goldsoll in St. Louis das Ding jüngst praktisch illustrirt hat in niegesehener künstlerischer Vollendung. Das Ende ist Prozessiren und etwas Drangsaliren und dann — kräht kein Hahn mehr danach.........

Sonderbar! Seitdem das vierblätterige Kleeblatt den Trunk zu sich genommen hatte und wieder am Karteln war, schien eine gewisse

Veränderung mit dem Alten, wie wir ihn nennen, zumal er wirklich der Aelteste war von den Vieren, vorzugehen. Sein Gesicht röthete sich, sein Benehmen gab eine Aufregung kund, von der man sonst nicht das Geringste bemerkt hatte. Er verlor durch das Spiel und Spielwetten in kurzer Zeit viel Geld und mußte mehrmals nach seiner wohlgefüllten Brieftasche greifen. Als er sich zusammenraffte und nicht mehr weiter spielen wollte, da spielten die andern Drei weiter, der Eine verlor und der Andere, und die Zehn- und Zwanzig-Thalerscheine gingen scheinbar von einer Hand zur andern.

Von der Locomotive her ertönten gellende Pfiffe, ein Signal, daß man sich einer Station nähere. Fluchend und ärgerlich griff der Eine wieder nach seiner Brieftasche, fand aber keine kleineren Scheine mehr darin vor, wohl aber einen Hundertthalerschein, den er dem halbbetäubten Alten hinstreckte, mit dem etwas gebieterisch klingenden Ersuchen um Auswechslung durch kleinere Noten.

Unwillkürlich griff der Alte nach seiner Tasche, aber ehe er sein Geld hervorgezogen hatte, erhob sich plötzlich der schon längere Zeit hinter ihm sitzende Walter Wehr.

„Thue es nicht, Onkel," sprach er in freundlicher, aber sehr bestimmter Weise.

„Und warum denn nicht, du fremder Maulaff, was geht das dich an?" brüllte ihm der Andere entgegen.

„Weil der Schein falsch ist," war Walters Antwort.

„Hölle und Teufel!" mit diesem Ausrufe sprangen die drei Spieler in die Höhe, und was nun mit Blitzesschnelle erfolgte, das war schneller gethan als hier erzählt. Walter sah nur, daß eine Hand sich in die Brusttasche des Alten schob und die Brieftasche herausholte mit der Geschwindigkeit eines Taschendiebes. Im gleichen Augenblick aber hatte auch Walter dieselbe gefaßt, ein furchtbarer Schlag, den einer der Spießgesellen gegen ihn führte, verlor durch eine schnelle Wendung seine Wucht und vermochte nicht ihn niederzustrecken, andere Passagiere sprangen herzu, und da der Zug gerade der Station sich näherte und sich nur noch langsam weiter bewegte, da mochten die Gauner merken, daß sie sich diesesmal verrechnet hatten. Eins zwei drei — waren alle drei zur Thüre hinaus, ein Sprung von der Plattform und — fort waren sie. Walter aber hatte noch die Brieftasche in der Hand und wischte sich mit der andern das Blut vom Gesicht, denn der Schlag hatte ihn eben doch ziemlich stark gestreift, aber ohne ihn zu betäuben.

Um so schlimmer stand es um den alten Herrn. Unstreitig hatten

die Spitzbuben ihm ein narkotisches Gift unter den Trunk gemischt, den sie vor einer halben Stunde geleert hatten. Walter reichte die gerettete Brieftasche ihm dar, die er wieder einsteckte. „Junger Mann," hob er stammelnd an, „du hast mich vorhin Onkel genannt, gut, es sei so, aber handle auch noch weiter als Neffe gegen mich. Ich muß jetzt schlafen. Verlasse mich nicht. Wenn wir zur Stadt kommen, dann wecke mich auf oder handle nach Umständen. Es soll dein Schaden nicht sein. Ich vertraue dir — reich mir die Hand darauf — gut......" Die Augen fielen ihm zu, der Schlaftrunk wirkte. Walter blieb an seiner Seite.

In Kansas City wachte der Alte aus seiner Betäubung auf. Bei einem Glase Wein gab ein Wort das andere. Walter Wehr gab offene Auskunft über das, was er konnte und was er suchte.

„Du bist mein Mann," sprach der alte Reifenstein bedächtig. „Ich kann dich gebrauchen, und du kommst mir wie gerufen. Ueberdies bin ich in deiner Schuld. Ich danke Gott, daß er mich durch dich behütet hat und daß ich dir vergelten kann. Du gehst mit mir. Heute Abend sind wir zu Hause."

Am nächsten Morgen, am Sonntag früh, trafen wir Walter Wehr auf der Brücke zu Wichita, wie er Ausschau und Rundschau hielt über die werdende Stadt, in der er sein Glück probiren wollte. Er dankte Gott, daß er ihm auf's Neue den Weg dazu geebnet hatte. Und dann faltete er Lieschens Zettel wieder zusammen und steckte ihn ein, leise wiederholend die Worte, die er enthielt: „Ziehe mit Gott, ich vergesse dich nie.".........

IV.

„Ein Laib Schwarzbrod!"

„Eine Rolle Butter, und Käse!"

„Senden Sie gefälligst Kaffee und Zucker in mein Haus, aber diesen Morgen muß es geschehen!"

„„Schon notirt, — gleich, gleich!""

„Wo bleibt mein Glas Syrup, — und die Hefe?"

„Zuerst meine Kartoffeln!"

„„Gleich, gleich!""

„Habt ihr Wollscheeren? Wie steht es um's Saatkorn? Sind die neuen Waaren schon angekommen?"

So und anders begann das weitläufige Geschäft am Montag früh, in das nun Walter Wehr eintrat. Localfremd wie er war, kam

ihm seine natürliche Gewandtheit sehr zu statten. Mit einem einzigen Blicke sah er auf zwei und mehr Dinge zugleich. Ehe der Mittag kam, kannte er den größeren Theil des Geschäftes, besonders den retail-Zweig, das Kleingeschäft. Der Großverkauf machte ihm wenig Sorgen, da wußte er schon Bescheid, denn er hatte eine gute kaufmännische Schule, und an natürlicher Anstelligkeit fehlte es ihm auch nicht.

Ein Grocery-Store in Amerika ist meistentheils eine Goldgrube, wenn er in der rechten Weise und mit Umsicht geführt wird. Allerdings ein mühsames und arbeitsreiches Geschäft. Von Morgens früh bis Abends spät keine Rast noch Ruh, hundert Kleinigkeiten zu geringen Preisen, um ein Centstück öfters — aber dessen ungeachtet „liegt Geld drin," wie der landesübliche Ausruck lautet; es kann dabei etwas „gemacht" werden, oder mit andern Worten: Die Arbeit bezahlt sich, zumal beim Kleinverkauf verhältnißmäßig die größten Profite abfallen. Darum trifft man auch dieses Geschäft vielfach in deutschen Händen, und Keiner eignet sich besser dazu als der Norddeutsche insbesondere. Zäh, sparsam, vorsichtig, unermüdlich und kräftig wie er ist, hält er sein Geschäft und Geld zusammen, lebt höchst einfach, trinkt mäßig oder selten, es sei denn, daß ein Anderer bezahlt, und mit seiner Wohnung schränkt er sich ein auf's Aeußerste. Die besten Zimmer des Hauses sucht er zu vermiethen, damit er selber wenig Miethe zu bezahlen hat, und Frau und Kinder sind ebenfalls im Geschäft thätig und sehen zum Rechten.

So geht es oft Jahre und Jahrzehnte fort. Die Leute bleiben scheinbar immer dieselben, treiben keinerlei Aufwand, machen sich nirgends bemerkbar, leben nur dem Geschäfte und sich selber, bis endlich ein hübsches Vermögen beisammen ist, das sich nicht mehr gleichsam verheimlichen läßt. Da wird denn zu dessen Anlage geschritten. Es wird Grund gekauft, es wird gebaut, das Geschäft wird vergrößert im eigenen Local, es wird eine „gute Stube" eingerichtet, die Kleider werden modischer, die Holzschuhe in den Winkel gestellt, und wenn Mädchen in der Familie sind — und es fehlt in der Regel nicht daran, denn es ist ein kräftiger und fruchtbarer Menschenschlag — dann wissen diese sich aufzuputzen nach Noten. Dann ist eine behäbige Frau mehr am Orte, die ein nettes Haus macht. Sieht es auch mit der „Bildung" nicht sehr glänzend aus und happert es bei Manchen, wenn der eigene Name geschrieben werden soll, so ist der natürliche Verstand ein genügender Ersatz, und wer Moses und die Propheten hat, das Geld nämlich, dem fehlt es in Amerika nicht am nöthigen Schliff. Die Ecken reiben sich

ab im Gedränge, der Blick erweitert sich, das Selbstgefühl erwacht, die Schüchternheit verliert sich mehr und mehr, und damit auch die alten Gewohnheiten sammt den alten Kleidern nach den altväterlichen Moden.

Kleider machen Leute, sagt ein altes Sprichwort. Das trifft ganz besonders zu in Amerika. Es gehört aber noch mehr dazu, nämlich Moneten. Wo die Taschen leer sind, da bläst bald der Wind durch. Außen fix und drinnen nix — das hält nicht lange Stand. Wer nur an Kleider und neue Moden denkt, kömmt in der Regel auf den Holzweg, wird ein Kleidernarr und Modegeck, und die vom schönern Geschlecht gerathen vollends aus dem Häuschen und tragen sich wie der Pfau sein prunkendes Rad, oder wie das Aeffchen seine rothe Mütze. Zuletzt wird der Putzteufel übermächtig und nimmt nicht nur den Leib, sondern auch die Seele gefangen, und wenn keine Hülfe kommt zu rechter Zeit, dann gibt es leider nur zu oft ein Ende mit Schrecken. Zuerst kommen die Schulden, nach den Schulden die Lügen, nach den Lügen die Schande, und um diese zu vermeiden greift die eitele Verzweiflung zu jedem Mittel, das sich ihr darbietet, greift in fremde Kassen und in fremde Schränke und verkauft die eigene Ehre oder gibt sich selber Preis. Der Rest ist Schweigen.........

Aber auch da, wo die Taschen gefüllt sind, und die Leute sagen können wie jener Berliner: das Vermögen ist ja da, wir haben's ja — richtet der Putzteufel arge Verheerungen an. Allerdings, es ist etwas da zum Ausgeben und öfters sogar sehr viel. Das Glück schüttet in Amerika das Geld oft zum Kamin herunter, und wenn es Gold regnet, steht Mancher stundenlang unter der Traufe und wird pudelnaß davon, daß er meint, er könne gar nicht mehr trocken werden. Manche gerathen dann in das Shoddythum hinein, werden geschwollen und kriegen Köpfe wie der Vollmond so groß, und leuchten wie dieser, aber auch nur mit geborgtem Licht. Sie machen dann ein groß' Wesen aus sich und führen ein großes Haus, fahren zweispännig und, wenn es nur ein bischen fashionable wäre, noch lieber mit Vieren. Dann geht es hoch her in allen Dingen. Die Damen legen sich breitspurige Schleppen zu und frisiren sich türkisch oder kosakisch, struppig anyhow, überdecken sich mit Geschmeide und ditto mit Fransen, mit eiweißklebrigen Schmachtlöckchen und brandschwarzen Schönheitspflästerchen, und daneben liegt der Puder wie zu Weihnachten der Schnee, in hellen Haufen, zuweilen wohl gar über die vorher rosenrothrosig geschminkten Wangen gestreut, wunderbar anzuschauen, aber nicht zum — küssen, pausbackig, aber nicht wie der Apfel zum — 'neinbeißen. Es ist das alte Lied:

zu wenig und zu viel verderbet jedes Spiel. Kleider machen Leute, aber nicht alle Kleider thun das, sondern nur die, so guten Geschmack haben und mit Verstand getragen werden. Aus den Holzschuhen springt sich's nicht so leicht in Pariser Glanzlederstiefelchen hinein, und wenn auch das Geld Verstand gibt und äußere „Bildung," oder mit anderen Worten, bessere Manieren als die eines bairischen Hausknechts, so sitzt doch auch der Teufel gleich daneben und sucht sein Geschäftchen zu machen. Geht es mit dem Geiz nicht, so probirt er's mit dem Luxus und mit dem großprahlerischen Wesen, und auf die eine oder andere Weise hat er schon gar Viele am Ohr gefaßt und zum Abgrunde geführt. Von Schusters Rappen auf's hohe Roß, und dann kopfüber wieder herunter. Kein Geld ist schlimm, aber viel Geld ist öfters noch schlimmer.

Vom rechten und richtigen Schlage war der alte Reifenstein, den wir bereits kennen gelernt haben. Als er noch kein Geld hatte, wußte er sich mit Fleiß und Sparsamkeit, durch Umsicht und Zähigkeit solches zu erwerben, Cent um Cent, und später Thaler um Thaler, zuletzt zu Hunderten, die in die Tausende stiegen. Aber dem sogenannten Glück zeigte er sich gewachsen. Er und seine Familie ging gleichen Schrittes nebenher. Klein angefangen, lief er nur langsam dem Größern entgegen.

Einfach in Lebensansprüchen, vergrößerten sich diese gleichsam nur nothgedrungen und mit äußerster Vorsicht. Erst wenn er doppelt und dreifach sicher gestellt war, ging er um einen Schritt weiter, baute ein neues Haus, verschönerte die Einrichtung, erlaubte seinen Kindern mehr Ausgaben, gönnte sich etwas mehr Bequemlichkeit, und stieg von Stufe zu Stufe, aber hinauf, nicht herunter.

Mit diesem Manne hatte der Zufall oder eine höhere Fügung Walter Wehr zusammen geführt. Er war nach langen und bittern Irrwegen endlich wieder an ein Ziel und in rechte Hände gekommen, und muthig und festentschlossen schritt er voran, um sich wieder eine feste und ehrenhafte Existenz zu erwerben. Er hatte Vieles gutzumachen, und das wollte er auch. Nicht nur seinen eigenen Frieden hatte er sich zu erkämpfen, sondern auch einer andern treuen Seele den Frieden wieder zu geben, den sein selbstverschuldeter Sturz ihr geraubt hatte. — Mit fester Entschlossenheit strebte er diesem Ziele entgegen. Nach wenig Wochen war er mehr oder minder die Seele des Geschäfts und ruhig konnte der alte Reifenstein sich zuweilen ein Stündchen behaglicher Ruhe erlauben. Er wußte das Seine in guten Händen, zumal Walter Wehr sich auch

die übrigen Clerks und Gehülfen im Geschäfte zu Freunden gemacht hatte, die willig und neidlos seine überlegene Geschäftsgewandtheit anerkannten. Ehe ein Jahr herum war, hatte er sich das unbedingte Vertrauen nicht nur seines Geschäftsherrn, sondern auch der Geschäftsfreunde und Kunden erworben, und ihm fiel immer mehr die verantwortlichste Thätigkeit im Geschäft zu. Der Einkauf wie der Großverkauf ging meistens durch seine Hand und um das Kleinere brauchte er sich wenig mehr zu bekümmern. Der Alte schmunzelte und hielt den jungen Mann hoch in Ehren. Er war einer von denen, die eine tüchtige Kraft nicht nur zum eigenen Vortheil ausnutzen, sondern auch die entsprechende Anerkennung zollen, und zwar in greifbarer Form, nicht mit leeren Complimenten. Leider thun nicht alle Geschäftsleute so, und das trägt vielfach mit zu der Entfremdung oder Abneigung bei, die heutzutage zwischen dem Arbeitgeber und dem Arbeiter in zahlreichen Fällen herrscht.

Reifenstein besaß zwei Kinder; einen Sohn von zwei und zwanzig Jahren, der ebenfalls im Geschäfte des Vaters thätig war, aber keine Liebe und keine Neigung dazu besaß. Kein Wunder, daß ihm unter diesen Umständen auch das Geschick dazu fehlte. Er machte Mißgriffe, es gelang ihm nichts, nur das Verkehrte, und das war eben ein verkehrtes Gelingen, das manchen Verdruß brachte. Lieber zog er mit seiner Büchse auf der Schulter und mit wohlgefüllter Waidtasche versehen hinaus zur Jagd. Das „Jägdeln" war ihm zur Leidenschaft geworden und das Herumstreichen dazu. Zu geordneter Thätigkeit schwand mehr und mehr die Lust, aber ein richtiger Jäger war er dennoch nicht. Ihm fehlte die Ausdauer und die Abhärtung. Er wurde bald müde und machte sich lieber über den Waidsack als über das Wild her. Der Braten mundete ihm am besten, den er nicht geschossen, sondern der Butscher gestochen hatte, und in der bauchigen Flasche war auch kein Brunnenwasser, sondern vom Besten aus den Fässern im Store. Das wußten bald ein paar ähnliche Schlingel mehr, und wurden seine getreuen Cumpane. Nur in einem war er stark: im Prahlen und Aufschneiden, da war er gar nicht faul, wie zum Schaffen, und da er obendrein Hans hieß, so nannte man ihn gar bald nur noch den „Großhans" und gab ihm andere ähnliche Namen mehr.

Solche Herumlungerei ist vom Uebel. In den Städten werden derartige Burschen zu Loafers und Tagdieben, zu Eckenstehern und Maulaffen, bis sie bald was Schlimmeres sind in einer oder anderer Art. Es wimmelt förmlich von solchem Gesindel. Oft braver Leute Kinder,

aber faul und arbeitsscheu, dumm, aber eingebildet, pfiffig nur für schlechte Streiche, verlogen und vertrogen, daß Gott erbarm!

Und draußen im Lande, in den Städtchen und Settlements, ist es dasselbe, nur daß in der Regel noch das „Jägdeln" damit verbunden wird, um weiter umherstrolchen zu können. Solche Kerle sind oft eine wahre Landplage für eine ganze Gegend, meilenweit in der Runde. Denn wo das Aas ist, sammeln sich die Adler, und wo der Eine umherstrolcht, gesellt sich bald der Zweite und der Dritte dazu. Dann ist die Bande complett und der Teufel los mit allen bösen Geistern.

Anders und besser geartet war die Tochter Rosalie, ein nettes und tüchtiges Mädchen von neunzehn Sommern, mit schlankem Wuchs und blonden Haaren, Zähne wie Elfenbein und rosig angehauchte Wangen, helle Augen und lachenden Sonnenschein im ganzen Gesichte, kurz, ein in jeder Beziehung angenehmes und freundliches Kind, mit warmem Herzen und tiefempfindendem Gemüth.

Der Vater hatte zu Hause sein Reiseabenteuer nicht verschwiegen. Seine Darstellung sollte Andern eine Mahnung zur Vorsicht sein. Aber eben so offen hatte er berichtet, wie Walter Wehr zu rechter Zeit für ihn eingetreten sei und vor großem Schaden bewahret habe, denn die Brieftasche, die er bei sich trug, enthielt eine bedeutende Summe an Banknoten und Werthschriften. Ohne Walters Aufmerksamkeit, Rechtlichkeit und Entschlossenheit wäre sie verloren gewesen, das sprach der Vater offen aus, und ebenso seine dankbare Gesinnung gegen den ihm fremden und unbekannten, nun aber plötzlich so nahe getretenen jungen Mann.

Diese offenen Mittheilungen hatten natürlich diesem im Hause eine freundliche Aufnahme verschafft, und nach außen hin, unter den Bekannten der Familie, Respekt. Die alternde Mutter legte das von der ersten Stunde an, da Walter in's Haus trat, an den Tag, der Sohn erzeigte ihm Achtung und die Tochter Freundlichkeit und Vertrauen wie einem Angehörigen des Hauses. Kein Wunder also, daß es mit Walter Wehr vorwärts ging und daß er in Monaten weiter kam, wie Mancher in Jahren, der eben keine solche Aufnahme sich zu zu verdienen Gelegenheit findet.

V.

Schneiderlieschen war nach wie vor das gute liebe Kind. Allerdings die Wunde saß tief im Herzen, aber starke und feste Naturen überwinden den Schmerz. Sie kosten ihn durch in seiner ganzen Bitterkeit,

aber sie gehen darin nicht unter. Und Lieschen war stark, denn sie trug eine erste Liebe im Herzen, und die gibt einem festen und tiefernsten Gemüthe wie das ihrige war, eine wundersame Kraft, zum Leiden wie zum Handeln. So trug Lieschen das Kreuz ohne unnützes Klagen und Jammern; still und in sich gekehrt suchte sie das Leid zu vergessen in emsiger Thätigkeit, die mit dem frühen Morgen begann und mit später Nachtstunde endete. Die Mutter ließ es gewähren, daß Lieschen sich nach und nach der gesammten Haushaltung bemächtigte und sie selber gleichsam in Ruhestand versetzte. Wußte sie doch wohl, daß Arbeit die Würze des Lebens sei, und geeignete regelmäßige Anstrengung das beste Heilmittel für innern Kampf und Schmerz. So war das Mädchen, dessen Wangen sich wieder zu färben begannen, stark im Tragen, und als die Zeit kam, fest im Handeln zugleich.

Es hatte sich nämlich unter den vielen stillen Verehrern Lieschens einer gefunden, der sie erringen zu können glaubte. Währende sie die Andern blos durch ihren Blick fernzuhalten vermochte und alle Annäherungsversuche schon im Keime vereitelte, gelang ihr das nur bei dem Einen nicht, und das war kein geringerer als — jener Obergeselle in der Schneiderstube, dessen schon einmal Erwähnung geschah, jener „deutsche Franzose aus dem Elsaß, der keine hundert Worte französisch verstand, aber große Rosinen in der Tasche hatte."

Ein tüchtiger Arbeiter war dieser Mossiö Jean Bernard, und gewandt in seinem Geschäfte. Das hatte er Niemand mehr zu verdanken als seinem Arbeitgeber, dem wackern Schneidermeister Spies. Wer längere Zeit bei diesem in Arbeit stand, der hatte die beste Gelegenheit in seinem Fache tüchtig zu werden, anders ging das nicht. Wer nicht Fortschritte machte, den mochte der Meister nicht lange um sich haben. Schläfrige Burschen konnte er nicht leiden, und alle Pfuscherei war ihm ein Greuel, selbst eine verborgene Nath mußte ordentlich gethan sein. Wer die eine Nath schlecht näht, weil sie gerade nicht an's Tageslicht kommt, näht die andere, die gelten soll, nicht besser. Ein guter Schnitt und eine tüchtige Nath, das macht den richtigen Schneider, so pflegte er zu sagen. Und dabei schnitt er in's Zeug, daß die gewaltige Scheere auf dem Tische rappelte wie Pferdegalopp, und seine Nadel blieb auch nicht stecken.

Das Handwerk hat goldenen Boden — sprach der Meister Spies zu seinen Gesellen und Lehrlingen, aber es muß richtig erlernt sein. Pfuscher sind immer dessen Schande. Pfuscharbeit verpfuscht zuletzt den Charakter, und dann ist der Lump fertig. Pfuscherei ist dem Hand=

werk, was der Rost und die brandigen Aehren im Weizen. — Das Mehl wird schlecht und das Handwerk kommt in üblen Geruch. Gute Arbeit und gute Bezahlung, das ist das Rechte, aber billig und schlecht — das heißt zuletzt nur sich selber betrügen.

Das Handwerk war zu früheren Zeiten zünftig und vor Pfuscherei und Uebersetzung geschützt. Die neuere Zeit hat diese Schranken niedergebrochen, aber nicht immer zum Vortheil des Handwerks selbst. Das sogenannte „Meisterstück" wird jetzt nicht mehr gemacht, und zum „Gesellen" wohl Keiner mehr geschlagen, es wäre denn am Herbergstische mit rappelnden Gläsern beim Knoten-Salamander. Das Studium wird am schnellsten vollendet. Burschicos wollen sie thun, ohne Burschen zu sein, von der rechten Sorte nämlich, und was daraus wird, ist bekanntlich nicht viel Gutes, nur Pfuscherei. Die Schlimmsten aber haben meist den größten Mund und wissen am lautesten zu schreien von Preislisten und Strikes, und daß einem jeden Arbeiter derselbe Lohn gebühre, ob er tüchtig sei oder nicht, gerade wie jenen Arbeitern im Weinberge, die noch in der letzten Stunde zur Arbeit eintraten und vollen Lohn erhielten — so deuten sie nämlich das Gleichniß zu eigenen Gunsten.

Das Handwerk ist ein Ehrenstand, so gut als irgend ein wissenschaftlicher Beruf oder Stand. Nicht was Einer ist, ist die Hauptsache, sondern wie er's ist, ob ein Meister in seinem Fache, oder aber ein Pfuscher. Ob Schneider oder Doktor, ob Schuster oder Kaufmann, das bleibt sich gleich, wenn er das nur in Wirklichkeit ist, was er zu sein angibt und seinen Mann darin stellt. Am Fortkommen wird es dann nicht fehlen. Leider sind das für viele gescheidte Köpfe altmodische Ansichten geworden. Der gescheitelte Jüngling hinterm Ladentisch gilt in vielen Häusern als eine bessere Partie für die Fräulein Tochter, als ein Mann vom Handwerk, und was da „clerkt" oder „angentelt", und den Bleistift hinter's Ohr steckt, ist willkommener als ein tüchtiger Arbeiter aus dem Shop, der zehnmal bessere Aussichten zur Selbstständigkeit hat als jene Clerks und Drummers und Commissions-Reisenden, welche all ihr Lebetag nie ihr eigener Boß werden.

Da rümpft manche Mutter die Nase, wenn sie hört, daß das Fräulein Mimi den Schneider Ix heirathe, und verbietet ihrer Tochter Bella die Huldigungen des Schusters Hammerstiel anzunehmen, und bedenkt nicht, daß beide im Stande sind, ihre eigenen Geschäfte in einer guten Straße zu eröffnen und auf eigenen Füßen zu stehen und eine Familie wohl versorgen zu können. Nein, die Nase soll höher getragen werden, die

Großthuerei und „all das Fixings", wie der alte Franz Krenning sagt, läßt ihnen nicht zu, sich mit Leuten vom Handwerk abzugeben, bis es zu spät ist; denn es gibt feine, d. h. tüchtige Mädchen genug, die die Sache besser wissen und zugreifen und es nimmer zu bereuen haben. Steckt aber nur so eine gewöhnliche Gesellennatur in dem Arbeitskittel, so ein Zeisigschneider oder ein Pechschuster, die nur fünf Arbeitstage in der Woche haben, weil ihr Hauptsonntag auf den blauen Montag fällt, 52 Mal des Jahres — dann laßt die Hand davon, ihr heirathslustigen Mädchen, und lasset solche Burschen allein gehen nach Schnaiders Garten oder nach Uhrigs Cave und Tony Fausts Terrasse, trotz der schönen Orchestermusik und des schäumenden Gerstensaftes. Wer auf eine anständig genossene Sonntagsfreude noch den blauen Montag obendrauf setzt mit obligatem Häringssalat oder saurer Kalbsleber, das flickt und fleckt sich früher oder später doch nur zu einem landläufigen Fecht- und Zechbruder aus, und nimmt in der Regel ein schlechtes oder ein mühseliges Ende.

Jean Bernard hatte sich diese Shopreden des Schneidermeisters Spies wohl gemerkt und zugleich auch danach gethan und gehandelt. Wahrlich nicht zu seinem Schaden! Er hatte sich bereits ein schönes Stück Geld erspart, und genoß allgemeine Achtung und Vertrauen. Kein Wunder, wenn er sich zuletzt einbildete, Lieschens Gunst erwerben und das prächtige Mädchen zu seiner Frau machen zu können, trotzdem er wußte, wie es um ihr Herz und ihre Erfahrungen und Hoffnungen stand.

Der Vater, als er die Bemühungen seines Vormannes merkte, hatte nichts dagegen einzuwenden. Das war bei den bekannten Grundsätzen dieses Mannes ganz natürlich. Er achtete das Handwerk und schätzte den Mann, der sich mehrere Jahre hindurch unter seinen Augen wacker gehalten hatte. Das Projekt gefiel ihm, nachdem seine Tochter den Fehlschlag der ersten Wahl erlitten hatte, und er selber dazu. Etwas Klatsch bleibt doch zurück, und ein Mädchen, dessen Verlobung wieder aufgehoben werden muß, erleidet immerhin eine schwere Einbuße. Etwas Schadenfreude regt sich selbst gegen die Besten, besonders von Seite derer, die es überhaupt noch zu keiner Verlobung gebracht haben.

Als Lieschen die Absichten des Bewerbers endlich gewahr wurde und seine Reden und Bemühungen zu deuten verstand, erschrak sie, denn die wahrscheinlichen Folgen traten ihr klar vor die Seele. Daß der Vater, des Lobes voll, mit der Werbung einverstanden sei, wußte sie gleich; daß sie aber derselben kein Gehör geben könne, nicht um alles

in der Welt, das wußte sie noch besser. Und das hatte seine eigenen Gründe.

Nicht nur hatte sie den ersten Verlobungsring freiwillig behalten und Walter Wehr ihren Verspruch in jenem Briefe erneuert, der seither nicht von seiner Brust kam, sondern ihre Abneigung gegen die Naturanlagen und Charakter-Eigenschaften des Mannes ward sie sich sogleich bewußt, sobald seine Absichten Ausdruck erhielten. Früher hatte sie sich damit, als etwas ihr Fremdes, nicht beschäftigt. Was ging es sie an.

Jean Bernard war eben ein Mann wie es viele gibt, von denen man sagt, sie seien „brav". Natürlich war er brav, arbeitsam, sparsam, nüchtern, bedachtsam und geschäftsgewandt, lauter schöne Tugenden, nach außen hin, aber am inwendigen Menschen — da war er arm wie Lazarus. Die Selbstsucht beherrschte ihn gänzlich, und nur weil es zu seinem eigenen Wohlergehen diente, hatte er sich jene guten Eigenschaften erworben. Sobald sich ihm ein anderer Weg zu seinem Ziele bot, würde er ihn ungescheut betreten. Sein Ziel aber, das war der Reichthum, das Geld, um damit großzuthun und die Nase hochtragen zu können. Alles andere war Nebensache. Ihm fehlte das, was so Vielen fehlt, die da mit Wohlgefallen sprechen: „Meine Religion ist: thue Recht und scheue Niemand," — ihm fehlte die Liebe, der Adel der Menschenwürde, ein warmes Herz und ein tiefes Gemüth, ihm fehlten des Lebens höchste Güter, die nicht Motten noch Rost fressen. Er war eben einer jener pharisäischen Gesetzesmenschen, die sich gut und besser dünken als Andere, weil sie äußerlich ehrbar einhergehen, innen aber sind es übertünchte Gräber, voll Selbstsucht, Geiz, Neid, Schadenfreude, Lüge, Heuchelei, Bosheit und Ungerechtigkeit; — einer jener Alltagsmenschen, die sich selbstgefällig rühmen, „ihr Leben anständig zu machen und Niemand nichts schuldig zu sein," wie die Redeweise lautet. Natürlich, Gott und die Menschheit kennen sie nicht, und sind also beiden „nichts schuldig."

Zu Lieschen, einem Engel des Lichts, paßte sicherlich nicht ein solcher Schatten der Nacht.

VI.

O die kurzsichtigen Menschen! da rennen sie hin und her und stecken die Köpfe zusammen und sprechen „mit den Armen," nämlich mit mächtigen Gestikulationen, es sei doch unerhört, daß Die Den nicht haben wolle, zum Manne nämlich, und auf alles Zureden von Tanten und Basen und zuweilen der Eltern selber nicht höre. „Was will denn

das thörichte Mädchen? denkt sie eine Prinzessin zu sein, daß ihr der schaffige oder reiche Bursche nicht gut genug ist? die mag aufpassen, daß sie in ihrem Hochmuth nicht auf die Nase fällt!" So lauten etwa die freundlichen Reden, sogar aus dem Munde der eigenen Angehörigen. Aber was das Mädchen abhält den Bund für's Leben zu schließen und die wichtigste Frage im menschlichen Dasein mit dem unwiderruflichen „Ja" zu beantwarten, das bedenken sie nicht. Sie sehen nur das Aeußere, das Sichtbare, Rang und Stand und Familie, Geld und Gut und business, und was damit zusammenhängt!

Ob aber der Bursche auch ein Herz hat, das wahre Liebe kennt, und ein Gemüth, das warm empfinden kann — und ob sie die innere Ueberzeugung hat, mit ihm eine glückliche und zufriedene Ehe führen zu können — darnach fragen die Andern nicht. Bricht später der Unfriede aus, und kommt das Elend in's Haus und der Jammer in's Herz, dann heißt es gleich: „Ja, warum hat sie Den genommen? das hätte sie wissen müssen!" Und die Pfiffigsten fügen wohl noch bei: „das dumme Ding! das hätte man ihr doch zum voraus sagen können, daß es so kommen werde."

O die kurzsichtigen Menschen von Ehestiftern! Wo bleibt denn da die angerühmte „Bravheit", wenn der Bursche, oft bevor die Honigmonde herum sind, seine Frau launisch behandelt, sie cujonirt und tribelirt, als wäre sie sein dümmster Lehrjunge, mit groben Worten traktirt und mit Rippenstößen regalirt wie die „Russen" im „Kerrypatsch", kurz, mit der Rohheit sich niederlegt und mit der Grobheit wieder aufsteht.........

Oder was ist das für ein Loos für eine Frau, wenn der Mann aus lauter Sparsamkeit zum Geizhals wird, der ihr die Bissen in den Mund zählt und ihr kaum das Hemd auf den Leib gönnt, geschweige eine andere Lebensfreude......... Welch ein Dasein unter Furcht und Zittern vor dem Haustyrannen, der anstatt Liebe im Herzen den Geiz im Leibe trägt, und Frau und Kinder darben läßt, wenn auch nicht an der nöthigsten Nahrung, doch an allem dem, was sonst noch zum Leben gehört, denn der Mensch lebt ja nicht vom Brod allein.

Und wie krampft sich das Herz einer edlen Frau zusammen, deren Gemüth alle schönen Tugenden des Weibes in sich vereinigt, Güte und Wohlwollen, warme Theilnahme an Anderer Freud und Leid, gepaart mit herzlicher Bereitwilligkeit zur Hülfe und zum Trost, — die eine reine Gesinnung in sich trägt und einen gottesfürchtigen Wandel führt — während der Gatte gemein denkt und unedel handelt, wenn auch unter

dem Deckmantel äußerlicher „Bravheit" — o welche Qual für solch ein Frauenherz!

Nicht umsonst singt der Dichter:

„Es prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet,
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang."

Das Herz zum Herzen! Nicht nur „brav" zu „brav", sondern mehr, viel mehr.

Dürfen wir denn einen solchen engen Maßstab anlegen an die Eheschließung im Allgemeinen? Nein, das dürfen wir nicht. Sie möchte sonst selten genug werden. Vielmehr lassen wir es bewenden bei dem alten Wort: „Gleich und Gleich gesellt sich gern." Es sind nicht alle Mädchen wie Schneiderlieschen. Es gibt Viele, die „brav" sind, wie Jean Bernard, der fleißige, sparsame und nüchterne Zuschneider, die aber doch, gerade wie dieser auch, sieben Teufelchen im Herzen tragen, oder wenigstens in guter Bekanntschaft zu ihnen stehen. Denen ist die unedle Gesinnung des Mannes kein Anstoß, denn sie sind selber nicht besser. Die bösen Geister der Selbstsucht, Geiz, Neid, Schadenfreude, Lüge, Heuchelei und Bosheit sind ihnen nicht fremd. Wenn zwei dieser Art zusammenkommen, da hat Keines dem Andern etwas vorzuwerfen, im Gegentheil, sie mögen zufrieden sein in der Gewißheit, daß sie beide „wunderbar gut zusammen passen."

Wehe aber auch dem Jüngling, dessen Sinn auf Hohes gerichtet ist und dessen Streben edel, der ein Herz voll Liebe und ein Gemüth voll warmer Empfindungen in seiner Brust trägt, wenn die Wahl seiner Lebensgefährtin eine unglückliche und unbesonnene ist.

O die kurzsichtigen Menschen! Da rennen sie hin und her, und stecken die Köpfe zusammen und wollen den Burschen absolut mit Der oder Dieser verheirathen und wundern sich gewaltig, wenn ihnen das nicht gelingt und die Wahl zuletzt ganz anders ausfällt.

„Ist denn der nicht gescheuter?" rufen sie kopfschüttelnd und tadelnd und besser wissend. Und doch muß der Mann selber die Folgen der getroffenen Wahl tragen. Und wie Mancher trägt schwer daran. Er hat sich bestechen lassen von äußerer „Bravheit", und nicht genug geforscht, wie es um die Eigenschaften des Herzens und Gemüthes stehe. Das Mädchen ist ja fleißig und ordentlich, versteht zu arbeiten und sich mit Verstand zu kleiden, spricht anständig und bescheiden und weiß sich wohl zu benehmen in allen Dingen. Kaum aber ist sie unter die Haube gekommen, da kommt der innere Mensch zum Vorschein. Vielleicht

der Eigenwille und die Herrschsucht, schlimme Zeichen fürwahr! Sie will Herr sein und den Pantoffel gebrauchen, wird maulig und trotzig, wenn es nicht nach ihrem Sinne geht, und läßt der Zunge freien Lauf, daß es klappert wie im Mühlenraum und dem Hörer das Rad im Kopf herumgeht. Oder sie hängt ein Schloß an den Mund, hat drei Tage lang Zahnweh, und legt sich stumm wie ein Fisch des Abends zur Seite des Mannes nieder, und steht als Stockfisch wieder auf. Es wird, nach Paragraph Elfe, fortgetrotzt! O die gute „brave" Frau macht ihrem Manne das Leben so sauer......

Vielleicht kommt das Gegentheil von der Herrschsucht zum Vorschein, indem die Frau gleichgültig und nachlässig wird. Sie läßt fünfe grad, und den Herrgott einen guten Mann sein, fängt das „Lesen" an, verschlingt Romane mit Heißhunger, lauter schöne und süße Worte, aber sie selber gewinnt nichts dabei, und der ganze Haushalt geht eben, wie er mag. Es ist keine Festigkeit in ihrem Wesen, nicht Fisch und nicht Fleisch, keine Kraft und kein Saft, kein Mark in den Knochen, ein Süpplein ohne Brocken. Du lieber Himmel, was wird in der Regel aus solchem ehelichen Glück! Nichts, es ist wie Märzenschnee, er bleibt nicht liegen und das erhoffte Glück hält nicht Stand. Heut' ist es da und morgen verflogen, wie der Wandervogel in's Weite gezogen.

Vielleicht entpuppt sich bei einer Andern der Sinn für Hoffart und Putz, für abgeschmackte Moden und übertriebenen Luxus für alles das, was an ihren Leib kommt. Dieser Trieb nimmt oft den ganzen inwendigen Menschen gefangen. Wo aber das Herz ist, da ist der Schatz, und in solchen Fällen ist es nicht der Mann und das eheliche Glück, sondern das Kleid und der Staat vom Kopfe bis zu den Füßen. Da bedeckt sich die schöne weiße Stirne nicht etwa nur mit natürlich aussehendem Haargekräusel, das der Natürlichkeit wegen passiren mag, sondern mit steifgeschnittenen und straff herabhängenden "kitchen-clips", oder mit runden, närrisch geringelten "beaucatchers", fest an die Stirnhaut gepappt. — — Das Traurigste dabei ist aber der Umstand daß für alles andere, für Pflicht und Aufgabe, für edle und uneigennützige Bestrebungen, keine Zeit und keinerlei Neigung mehr bleibt.

Nur der Spiegel an der Wand ist im Gebrauch, aber nicht der des Gewissens......

Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz — zum Herzen findet!

Das war auch Lieschens Grundsatz, und darum mochte sie von den Bewerbungen des Obergesellen nichts wissen, denn ihr Herz war längst nicht mehr ihr eigen.

VII.

Die Zeit fliegt dahin in eiligem Fluge. Auf die Dämmerung des Morgens folgt der helle Tag, bis die Sonne sich neiget zum Untergang und die Nacht kommt mit ihren dunklen Schatten. Tag um Tag, Woche um Woche! Wie bald ist der Frühling vergangen und auf den langen und heißen Sommer folget der freundliche und früchtereiche Herbst, bis mit dem Winter, ehe wir uns dessen versehen, schon wieder Weihnachten vor der Thüre steht. Das ist die Zeit freudiger Ueberraschungen, die Zeit des Gebens und Schenkens, die Zeit, da die Herzen weit und die Hände offen sein sollen, zu Ehren dessen, der uns die Liebe gelehrt und uns zu Kindern Gottes gemacht hat, unsers ewigen Vaters im Himmel. So war die Zeit auch an Walter Wehr vorüber geeilt, wie ein sausendes Rad, unbekümmert um seine Schicksalsgestaltung, vorüber wie ein breiter Strom, dessen Wellen abwärts rollen, ob heller Sonnenstrahl sie bescheint oder der Sturm darüber hinweg brauset, abwärts, unaufhaltbar, dem Meere der Ewigkeit entgegen.

Schon nahte die dritte Weihnachten seit Walter „still hinauszog in's Weite — auf Schusters Rappen", um in der Fremde wieder zu gewinnen, was er in der Heimath verscherzt und leichtsinnig verloren hatte. Nach langen und mühsamen Irrfahrten fand er sich zuletzt wieder auf richtigem Lebenswege, und mit eiserner Entschlossenheit hielt er denselben unter seinen Füßen fest. Er war nun den Versuchungen der Jugend gleichsam entwachsen und hatte das schwere Lehrgeld nicht umsonst bezahlt, wie das leider so oft geschieht. Er war auf dem besten Wege ein „gemachter Mann" zu werden und hatte bedeutende Ersparnisse in den Büchern des sicheren Geschäftes stehen, dessen Gesammtleitung von Woche zu Woche mehr und mehr in seine Hände überging.

Der alte Reisenstein, zwar noch in rüstigen Jahren, fühlte doch zuweilen, daß die Knochen mürber werden, und seit der letzten Reise nach dem Osten war er überhaupt stark gealtert, wie seine Umgebung das wahrgenommen haben wollte. Die Bewirthschaftung des weitläufigen Grundbesitzes nahm seine Zeit beinahe gänzlich in Anspruch, so daß für den Store und den Handel nicht viel davon übrig blieb. Er wußte das alles in guten Händen und war froh darüber. Walter Wehr stieg immer höher in seinen Augen, nicht nur wegen seiner Geschäftsgewandtheit und seinem Fleiße, sondern auch wegen seiner männlichen und exemplarischen Führung überhaupt. Aus solchen Burschen werden Männer, sprach er zu seinem Mütterchen, das ebenfalls anfing müde und müder zu werden. Er ist vom richtigen Holz, ach, wär's nur unser Hans auch — war Mutters Antwort.

Ja, mit dem Hans ging es schlimmer und schlimmer. Tagelang war er nicht im Geschäfte, sondern — auf der Jagd. Und was für einer? Nach Abenteuern und Lumpenstreichen, Sauf und Gelage, nicht mit Hunden, aber mit Lumpen, nicht „im Wald und auf der Haide", aber in Wirthshäusern und Kneipen, in Spelunken und Buschcamps, wo sich fahrendes Volk umtreibt, oft von der niedrigsten Sorte, Viehtreiber und Viehdiebe, Schelme aller Art, denn die Gegend von Wichita war ein Hauptmarkt für das sogenannte Texasvieh, das zu Tausenden hieher und weiter getrieben wurde. Jetzt ist das freilich anders als es vor Jahren war. Damals aber war es schlimm, und solche Jäger wie Hans kamen eher zum Kuß als zum Schuß und mußten selber Haare dabei lassen, anstatt das Wild. Es war eine wilde gefährliche Wirthschaft, und man zeigt jetzt noch den Platz an der Furth, wo damals die Schanties und Lumpenhütten am Flußufer standen, bis eines Tages das Verhängniß sie ereilte und das Feuer sie vom Erdboden wegfegte. Dann gab es freilich Ruhe.

In einer dunkeln Nacht erwachte Walter Wehr aus schweren Träumen. Zu sich selber gekommen, glaubte er ein verdächtiges Geräusch wahrzunehmen. Auf den Ellbogen gestützt lauschte er aufmerksam weiter und bald hatte er die Gewißheit, daß unter ihm, im Store und in der Office, nicht alles seine Richtigkeit habe, trotzdem die Thüren sorgfältig verschlossen und die Fenster wohl vergittert waren. Das schützt ja gegen wohlgeplanten Einbruch doch nicht. Leise erhob er sich und behend schlüpfte er in seine Kleider. Auf den Strümpfen huschte er die Treppe hinunter, als er aber die Thüre, welche in den Store führte, öffnen wollte, fand er dieselbe von innen verriegelt. Da hatte die Stille ein Ende. Mit einem gewaltigen Fußtritt sprengte er das glücklicher Weise nicht sehr starke Schloß, daß es klirrend zu Boden fiel und drang im gleichen Augenblicke, den Revolver in der Hand, in das große Geschäftslokal ein. Da war's hell, vornen aber in der Office, wo der eiserne Geldschrank stand, waren die Einbrecher an der Arbeit, wenigstens an der Arbeit gewesen, denn mit der krachenden Thüre und Walters gleichzeitigem Eindringen hatte die Diebsarbeit ein plötzliches Ende gefunden. Die Bande drängte nach der Thüre in's Freie, dem vordringenden Walter aber pfiff eine Kugel am Ohr vorbei und schlug krachend in die Wand, worauf er auch Feuer gab, ohne einen anderen Zielpunkt zu haben, als die offene Thüre, durch welche die Bande in wilder Hast entfloh.

Selbstverständlich war das alles blitzschnell geschehen. Noch ehe

Walter sich nach dem angerichteten Schaden umsehen konnte, stürzte auch schon der alte Reifenstein herbei. Die Tochter Rosalie folgte ihm auf dem Fuße, aber die Mutter mußte wegen ihren Leiden auf dem Zimmer bleiben. Die beiden Lehrlinge, die im Hause waren, schliefen den Schlaf der Gerechten. Weder die krachende Thüre noch die beiden Schüsse hatten sie daraus zu erwecken vermocht. Mit fliegenden Worten gab Walter Bericht. Dann sahen die Dreie sich um nach dem Geschehenen.

Sonderbar — die äußere Thüre des schweren eisernen Geldschranks stand angelweit offen. Die innere aber war noch geschlossen. Davor lagen allerlei Sprengwerkzeuge. Verblüfft sah Eines das Andere an. Wer konnte das künstliche Combinationsschloß öffnen, ohne im Besitze von dessen Geheimniß zu sein? Wer wußte den Schlüssel dazu zu finden? Offenbar waren die Einbrecher erst kurze Zeit vorher eingedrungen, ehe Walter aufwachte, und mußten die Flucht ergreifen, ehe ihr Unternehmen gelungen war. Walter zündete eine Laterne an und trat vor die Thüre. Stille Nacht ringsum. Nur ein schmaler Streifen Mondlicht erhellte ein wenig das nächtliche Dunkel. Seine Blicke schweiften scharf in die Runde, und blieben plötzlich auf einem Punkte haften, der sich zu bewegen schien. Walter rief den Andern und eilte vorwärts. Etwa zweihundert Schritte vom Hause entfernt, da lag Hans, der Sohn des Hauses, stöhnend in seinem Blute auf der Erde, nur auf den rechten Ellbogen gestützt, mit geschwärztem Gesichte......

„Herr Gott im Himmel" — schrie der alte Mann. Dann fing er an zu schwanken. Rosalie umfaßte ihn und hielt ihn aufrecht. Walters sonst so rosiges Gesicht war blaß wie der bleiche Mondenschimmer. Augenblicke des Entsetzens, die zu Ewigkeiten werden......

„Schlagt mich todt, ich bin des Lebens nicht werth," unterbrach Hans die schauerliche Stille: „Ich habe mich verleiten lassen zu dem Diebstahl. Wir wollten zusammen über die Mountains, nach Californien hinüber, aber wir mußten dazu Geld haben, viel Geld, denn es sollte lustig zugehen, auf der Reise wie Drüben. Zuletzt gab ich nach. O läge ich unter der Erde"......

„O diese Schande" — stöhnte der Vater — „in meinen grauen Haaren — und die Mutter! Die übersteht das nicht."......

Rosalie schluchzte laut an der Brust des Vaters, den sie immer noch umschlungen hielt.

Der Verwundete jammerte zum Erbarmen, nicht wegen seines zerschossenen Kniees, sondern wegen der begangenen schrecklichen That, die solch unsägliches Elend über die ganze Familie bringen mußte .....

Walter Wehr war der erste, der sich sammelte. Plötzlich, wie eine Erleuchtung, war es über ihn gekommen, was da zu thun sei. Er beugte sich nieder zu Hans und leuchtete ihm in die Augen. Er sah, daß der Unglückliche zur Selbsterkenntniß gekommen war und verzweiflungsvolle Reue über seine jüngste Lebensführung empfand. Nicht nur sein Knie, sondern auch sein Herz war zerschmettert und gebrochen. Da war Rettung möglich. Jetzt war gleichsam der entscheidende Moment da. Die Krisis war gekommen wie ein Donnerschlag.

„Vater," sprach Walter ernst und bestimmt, „öffnen Sie dem Sohne das Haus. Er war verloren und ist wiedergefunden worden. So war es einst mit mir der Fall. Ich bitte für ihn und bürge für ihn. Niemand außer uns darf erfahren, was geschehen ist. Die Kugel, welche die Bande mir bestimmt hatte, die soll es gewesen sein, die ihn traf. So sagen wir der Mutter; unter ihrer Pflege wird er leiblich und geistig genesen, während er vielleicht wochenlang an's Schmerzenslager gebannt ist. So wird Alles zum Besten gewendet, die Schande ihm und den Andern erspart, und ein Menschenleben gerettet, das schon halb verloren war. Herr Gott, wie sind deine Wege doch so wunderbar aber du führst es herrlich hinaus"......

„Amen," sprach der Vater und erhob sein Haupt und schöpfte tief Athem. „Es geschehe, wie du, treuer Walter, gesagt hast. Mit Gottes Hülfe mag es gelingen. Du aber thust mir auf's Neue viel Gutes, das ich dir kaum zu lohnen weiß."

Rosalie aber umschlang Walter mit beiden Armen und legte ihren Kopf auf seine Schulter. Sprechen konnte sie nicht. Ihr Dankgefühl fand keine Worte. Walter war bewegt und wehrete sanft dem Mädchen. Dann bückte er sich zu dem Verwundeten und nahm ihn behutsam auf seine starken Arme und trug ihn nach Hause auf sein Zimmer. Rosalie leuchtete mit der Laterne voran. Der Vater berichtete mit kurzen Worten der Mutter und ging dann selber nach dem Arzte, mit dem er persönlich befreundet war. Als er mit diesem zurückkam, lag Hans im Bette und die Mutter hatte bereits ihr Wärteramt angetreten, unterstützt von ihrer Tochter Rosalie und dem dienstgefälligen Walter. Das Blut, das aus der Schußwunde hervordrang, ward mit nassen Tüchern abgewischt und jene zugleich mit kalten Aufschlägen belegt, um der Geschwulst zu wehren. Nachdem der kundige Arzt seine Untersuchung vollendet hatte, erklärte er die Rettung des Patienten ohne Amputation, die über dem Knie stattfinden müßte, für wahrscheinlich, aber die allersorgsamste Pflege müsse dafür das

Beste thun. In einigen Stunden könne der Verband angelegt werden. Das Weitere müsse man dann abwarten und von der kräftigen Natur des Jünglings das Beste hoffen.

Das war vorläufig ein tröstlicher Bescheid. — Die beiden Männer entfernten sich mit dem Arzte und überließen den Frauen die Pflege für den Rest der Nacht. Schlaf kam freilich in kein Auge mehr, nur Walter entschlummerte später nach langen Gedanken, die endlich zum Traum sich gestalteten. Da hörte er Lieschens Stimme, innig und lieb wie immer, ihm in's Ohr oder in's Herz flüstern: „Ziehe mit Gott, ich vergesse dich nie!" Lächelnd öffnete er die Augen. Ueber der weiten Prairie erhob sich majestätisch die Sonne im Osten und brachte von dorther stille Grüße. Als Walter an's Fenster trat, erglänzte sein Gesicht im rosigen Morgensonnenstrahl, denn er war mit sich selber zufrieden, weil er ein gutes Werk verrichtet hatte. Das, und Anderes dazu, gab seinen Augen einen leuchtenden Glanz. Bald, bald hoffte er den Ring mit Ehren zurückfordern zu können ......

VIII.

„Der Lump, der ...... ich will nichts mehr von ihm hören, und du sollst auch gar nicht mehr an ihn denken. Auf Weihnachten ist Verlobung und zum Frühjahr die Hochzeit, und so ist's und dabei bleibt's und hernach ist's fertig und du wirst mir's dein Lebtag danken, daß du einen so braven Mann bekommst. Das ist die Hauptsache......"

So wetterte der ehrsame Schneidermeister Spies gegen seine Tochter Lieschen, und es war so weit gekommen, daß die Mutter kaum mehr viel beschwichtigen durfte. Der Elsässer hatte es ihm gleichsam angethan. Der war „brav," und gehörte zum Handwerk, und das war nach gewöhnlichem Menschenbegriff genug, eben zum Heirathen. Ob er nachher seine Frau den ganzen lieben langen Tag an die Nähmaschine setzte, wie sein Landsmann der Shop-Schneider Markus, an der untern Straße, und sie mit gefühllosen Worten, ja sogar mit „Mupf und Schupf" traktirte, wenn sie für seine Geldgier ihm zu wenig fertige Arbeit lieferte — daran dachte der gute Mann 'nicht. Da er selber sich gegen seine Frau nie etwas derartiges zu Schulden kommen ließ, hatte er von solchen Frauenvögten und Haustyrannen keinen Begriff.

Lieschen entgegnete kein Wort. Aber mit thränenvollen Augen blickte sie den Vater an in einer Weise, daß derselbe brummend auf

und davon ging, denn solchem Blicke konnte er nicht Stand halten. Er liebte ja sein Kind so sehr, nur wegen dessen „Versorgung" — wie er's nannte, — war er auf dem Holzwege. Und er war nicht der erste, der diesen Fehler beging. Auch der letzte wird er nicht sein. Irren ist menschlich. Und die Liebe ist blind — nicht nur die junge Liebe, sondern auch Elternliebe, welche schärfer zu sehen gelernt haben sollte.

„Wie mich doch der Junge trubelt — es ist nicht zum Aushalten mehr — wart du kriegst jetzt dein Theil!" Schläge? Strafe? I bewahre, dafür ist die Liebe zu groß und zu blind, lieber läßt der Vater und die Mutter sich weiter ärgern, als dem unartigen Jungen die verdiente Strafe zukommen zu lassen. „Das nächste Mal, wenn er's wieder thut, dann aber: „pfeift's!" Richtig, gerade wie das vorige Mal auch ......

„Ist das nicht zum Davonlaufen — jedesmal wenn Besuch kommt, sind die Kinder doch so unartig, daß man sich schämen muß, sonst sind sie ganz anders. Marsch hinaus, geh' mit, du Große, und halte sie still, sonst ......" Was sonst? — O weiter nichts!

So wachsen die Kinder auf mit Rufen und Schelten, mit Drohen und — herzen, und haben sich zuletzt an das alles gewöhnt, es gehört gleichsam zum täglichen Brod, wie die gebratenen Kartoffeln zum Frühstück.

„Hat das Mädel aber einen eigensinnigen Kopf — und einen bösen Mund! Meint denn die, daß ihre eigene Mutter ihr nichts mehr sagen dürfe? Lieber wollt ich doch ......" Was? Na nu? Wieder zufrieden werden, gelt Mütterle! denn deine Töchter haben, bei Licht besehen, nur deinen eigenen Kopf und deinen eigenen Mund, und zwar von Jugend auf. Und wenn sie über die bösen Scheltworte empfindlich werden und maulig zugleich, so mußt du bedenken, daß sie wohl deine Kinder, aber erwachsene Kinder sind, das Herz voll Gedanken, den Kopf voll Pläne und schöner Hoffnungen, den Himmel mit lauter Geigen behangen. Da klingen die ewigen Schelte um häusliche Kleinigkeiten gar mißtönig dazwischen. Natürlich hast du sie lieb und du würdest sie vertheidigen wie die Löwin ihre Jungen — aber sie verdienen es im Grunde auch. Sie sind fleißig und anstellig und haben gute Manieren, schlanken Wuchs und freundliches Angesicht mit „seelenvollen Augen," wie der alte Vetter sich ausdrückt — die kannst du schon lieb haben, denn die Liebe ist gegenseitig und sie hängen innerlich dir an, gerade wie — Kinder. Aber sie sind tausend Wochen alt geworden, und das macht

in der Behandlung einen Unterschied gegen die einstigen Hundert. Mutter bedenk's, und störe nicht deinen und des eigenen Hauses Frieden ohne Noth. Suche Alles zum Besten zu wenden. Es hat Alles seine Zeit, und geht seine eigenen Wege. Erzwingen, mit hartem Sinn, bringt selten viel Gewinn.

Das merkte selbst der brave Meister Spies. Aus lauter natürlicher Liebe wollte er sein liebes Töchterlein, „gut versorgen," und ihr einen Mann aufzwingen, den Lieschen nicht mochte, so „brav" er auch im Allgemeinen war. Der Widerstand, den er fand, erbitterte den Vater, und je näher die Weihnachten kamen, desto unwirscher und närrischer ward er und desto heftiger und stichelnder seine Reden. Walters Unglück wurde jetzt erst recht breit getreten und seine Schuld mit Zinsen und Zinseszinsen berechnet, seitdem es zu Tage kam, daß Lieschen ihre erste Liebe noch frisch im Herzen trug und die Hoffnung dazu, — sonst würde sie ja mit beiden Händen zugreifen und den präsentirten Elsäßer nehmen. So calculirte nämlich der erzürnte Vater, und Lieschen konnte, was Walter betraf, nicht nein sagen, aber den Jean Bernard nähme sie doch nicht, auch wenn der Tod ihre Hoffnung unwiederruflich vernichtete.

So waren trübe Stunden und Tage gekommen im Familienkreise, und wer am meisten litt, das war unschwer zu sagen, wenn man in Lieschens Angesicht sah. Das war schmal und die Wangen waren blaß, und die Augenlider hatten rothe Ränder vom stillen Weinen in langen Nächten. Und nur noch eine Woche vor Weihnachten! Wie soll das werden! Lieschen gedachte mehr und mehr des schönen Spruches aus dem Confirmations-Unterricht:

Nach oben schau'!
Auf Gott vertrau'
In allen bangen Stunden!

Und siehe da — es geschah, wie das Wort verheißt: Wenn die Noth am größten, ist Gottes Hülfe am nächsten.

IX.

...... In Wichita lag Hans im Elternhause schwer darnieder und bedurfte, wie der Arzt richtig bemerkt hatte, der sorgfältigsten und unausgesetzten Pflege. Mutter und Schwester theilten sich redlich darein, aber für Walter blieb noch ein gutes Theil davon übrig, besonders während den langen Nächten. Da löste er bald die Eine oder die Andere ab, oder kürzte die einsamen Stunden mit frischem Geplauder und gewandter Unterhaltung. Und nie nähern sich die Herzen

guter Menschen einander so schnell und innig als an einem Krankenbette. Da wächst und gedeiht die Blume der Freundschaft am schnellsten und entfaltet sich voll und ganz zu herrlicher seelenveredelnder Schönheit.

Freundschaft — ein schönes Wort, mit gutem Klang. Aber gar oft nur Rauch und Schall, vom Winde verweht, vom Sturme zerrissen, spurlos verschwindend, wie die Schattenbilder an der Wand, so bald das Licht auslöscht. Freundschaft — wie oft wird das Wort mißbraucht und verhunzt, daß es eine Schande ist. Das nennt sich Freund und College, Gönner und Kamerad, lauter freundschaftliche Namen, aber weiter ist es nichts, denn es steckt nichts dahinter, kein Ernst und keine Gesinnung, weder Beständigkeit noch Kraft. Das ist Freund in allen guten Stunden, bei vollen Schüsseln und Gläsern, College wenn es nützt, Gönner zum Ergattern und Kamerad ad libitum. Ist es alle, so ist es aus. Was darauf folget — o weh, da hat die Tasche ein Loch und die Freundschaft auch, und wie oft ist sie nur der Uebergang zur Feindschaft, zu allerlei Bosheit und fadenscheiniger Pharisäerei. Das heißt man: nicht unter die Mörder, aber unter die Freunde fallen! — Wahre Freundschaft vermag Wunder zu thun in ihrer selbstlosen und darum geheiligten Kraft; wenn sie aber unächt ist und der Versuchung erliegt, in der Stunde der Noth sich feige verkriecht, und wie Petrus den Freund verleugnet, ehe der Hahn kräht, oder aus dem Abfall Nutzen zu ziehen und die eigene Eitelkeit zu befriedigen sucht, oder nur so lange Stand hält, als sie den Freund gebrauchen kann — dann ist es traurig genug um solche wetterwendische Menschen. Treubruch ist schmachvoll und verwerflich, ob er die Liebe betrifft oder ihre Schwester, die Freundschaft, und zuweilen verächtlich zugleich.

Zwischen den beiden Geschwistern, Hans und Rosalie, und Walter Wehr, war während der Krankenpflege ein inniges freundschaftliches Verhältniß entstanden. Hans machte gute Fortschritte in seiner Genesung, zugleich auch an seinem inwendigen Menschen, aber er brauchte viel Aufwartung und eine entsprechende weise Behandlung, nicht nur der Wunde, sondern auch des Herzens. Und das verstand Walter ganz prächtig. Er war's, der dem verblendet gewesenen jungen Mann vollends die Augen öffnete und ihm gleichsam die Zukunft entschleierte, den Weg zu fernerem Wohl oder Weh, zum sicheren Hafen oder zum schrecklichen Schiffbruch in der ewig unruhvollen und gefährlichen Brandung des Lebens. Und daß er seine eigenen Irrwege, die er gewandelt, und die bitteren Schicksale, die er deßhalb erduldet, nicht ver=

schwieg, das gab eben seinem Rath und Zuspruch erst das rechte Gewicht. Er sprach von seinen eigenen Lebensschicksalen, von seinem tiefen Fall und von seiner Auferstehung zugleich.

Da war es kein Wunder, wenn Walter von dem durch ihn vor Schande und Verstoßung geretteten Hans und von dessen dankbarer Schwester Rosalie aufrichtig und warm geliebt und hochverehrt ward. Und mehr als das: er besaß ihr volles und festes Vertrauen. Bald gab es zwischen ihnen keine Geheimnisse mehr. Die beiden Geschwister kannten längst schon Walters Jugendliebe, und der Zettel von Lieschen war schon in beider Hände gewesen. So wurden der Geschwister drei, die in herzinniger Freundschaft sich verbanden. Der Schuß in das Dunkel der Nacht, der dennoch traf und den verirrten Sohn des Hauses niederstreckte, war gleichsam der Signalschuß zu einem neuen Leben desselben gewesen, und aus der schrecklichen und schmerzhaften Wunde sproßte zuletzt das Heil der Zukunft auf. Aus dem Unglück kam das — Glück.

So saßen eines Abends Rosalie und Walter am Krankenbette des Bruders in ernstem Gespräche und kurzweiligem Geplauder zugleich. Sie hatten einander die Herzen geöffnet und von künftigen Lebenswegen gesprochen. Walter von Lieschen, von seinen Hoffnungen und der langen Wartezeit, und Rosalie von der stillen Werbung eines tüchtigen jungen Mannes aus der Nachbarschaft, die wohl bald laut ausgesprochen und von ihr auch angenommen werde. Hans war damit völlig einverstanden. Auch mit dem Drängen seiner Schwester, daß es nun für Walter Zeit sei, den Seinigen Nachricht zu geben und von Lieschen den Ring „mit Ehren einzufordern“. Sie hatten sich zuletzt erhoben und Rosalie legte vertraulich beide Hände auf Walters Schultern und redete ihm ernst und dringlich zu:

„Weihnachten steht vor der Thüre und Sie, Walter, müssen mit dem Vater sprechen. Das darf nicht länger so bleiben. Er wird sich herzlich freuen und seine Zustimmung nicht versagen. Er liebt und schätzt Sie so sehr. Ich freue mich schon jetzt auf eine baldige und fröhliche Hochzeit und —

„Ich freue mich nicht minder“ — redete der Vater dazwischen, der unbemerkt in's Krankenzimmer getreten war. „So so, steht es auf diese Weise mit euch Beiden, liebe Kinder! Ich gebe euch von ganzem Herzen meinen besten Segen. Wie wird die Mutter sich freuen!......“

Mit diesen Worten trat der Vater näher. Beide Angeredeten waren erschrocken und errötheten bis über die Ohren. Dann aber brach

Rosalie in ein lautes Lachen aus. Auch Walter verzog lächelnd den Mund. Der Vater aber erstaunte, wie billig, über das Benehmen seiner Kinder in solch ernstem Augenblick.

„Du bist im Irrthum, lieber Vater," begann die Tochter, als ihr Lachreiz vorüber war. „Nicht ich bin Walters Braut. Obgleich ich gegen ihn als Bräutigam nichts einzuwenden hätte, so habe ich dennoch einen Andern noch lieber, und er hat ebenfalls eine Andere als mich zur Braut. Es ist gut, daß du gerade gekommen bist. Nun soll Alles klar werden, da gilt kein Bedenken mehr."

Und damit zog das Mädchen einen Stuhl heran und nöthigte den Vater zum Sitzen.

Walter begann seine Beichte. Zuletzt griff er nach seiner Brieftasche und öffnete die Zeilen von Lieschen. „Ziehe mit Gott, ich vergesse dich nie." Laut wiederholte der Vater die Worte. Dann faltete er den Zettel zusammen und gab ihn Walter zurück. Etwas enttäuscht und sinnend stand er auf und bot ihm die Hand zur guten Nacht. „Es ist gut, auch in dieser Weise," sprach er, „ich werde mir's überlegen, was zu thun ist."

In gespannter, aber hoffnungsvoller Stimmung begab sich Walter zur Ruhe, obgleich er den Schlaf lange nicht finden konnte.

Am nächsten Morgen nach beendigtem Frühstück versammelte Vater Reifenstein die Seinigen im Krankenzimmer seines Sohnes.

„Ich habe nicht lange zu überlegen gehabt, lieber Walter," hob er an, „was in deiner Sache zu thun sei. Ich reise heute Abend nach deiner Heimath und bringe deinen Eltern zu Weihnachten die frohe Kunde, daß sie wieder einen Sohn haben, auf den sie stolz sein können. Dann werbe ich um deine Braut und um deinen Ring. Die Zeilen von ihr nehme ich mit auf den Weg. Dann — fuhr er nach kurzer Pause weiter — dann übergebe ich dir zum Frühjahr das ganze Geschäft zu eigen. Den Werth der gelagerten Güter bestimme ich nach billigster Schätzung auf zehntausend Thaler. Die trägst du im Laufe der künftigen Jahre ohne Zinsen ab. Sollten Verluste entstehen, dann bleibe ich für diese dein stiller Partner. Mein Sohn hat weder Lust noch Geschick zu einem tüchtigen Kaufmann. Ihm soll später die Farm gehören. So ist es besser. Die Tochter, wenn sie, wie ich höre, bald zum Weibe begehrt wird, steure ich aus. Ist es euch allen recht so ......"

Rosalie fiel dem Vater in die Arme und lachte und weinte zugleich. Hans streckte ihm aus dem Bette beide Hände entgegen. Die Mutter aber sprach:

„Das hast du gut ausgedacht, Vater! Gebe Gott zum Gedeihen seinen Segen.“

Und Walter? Nun, der stand da wie Lot's Weib, als sie zur Salzsäule ward. Er drückte die Hand auf's Herz, aber sprechen konnte er nicht.

Sein Mund war geschlossen, aber über seine Wangen rannen helle Thränen. Vater und Mutter schüttelten ihm die Hand. Dann aber kam Rosalie und legte wieder ihre beiden Hände auf seine Schultern und küßte ihn herzhaft auf den Mund. „Der ist von deiner neuen Schwester,“ sprach sie. Und dann küßte sie ihn wieder: „Das ist für Lieschen, deine Braut!“

Das rief ihn wieder in's Leben und mit inniger Empfindung trug er seinen Dank ab. In den Herzen Aller aber war es, als jubelten die Engel im Himmel d'rein......

Im Laufe des Tages erfolgte richtig die Abreise des Vaters.

X.

Es war heiliger Abend.

Der Tag war trübe und die Dämmerung trat früh ein. Eigentlich hatte sie den ganzen Tag gedauert, denn die Sonne hatte nicht vermocht die Nebel und die dahinstreichenden trüben Schneewolken zu durchbrechen. Feuchtkalt und bleiern, drückend und trübe lag die Atmosphäre über der rauchenden Stadt. Zuweilen fegte ein kurzes Schneegestöber durch die Straßen und trieb die geschäftig dahineilenden Menschen zu doppelter Eile an, oder scheuchte sie vollends in die Häuser. Wer nicht mußte, der ging sicherlich nicht hinaus, sondern blieb am warmen Ofen und zählte die Stunden bis zur Bescheerzeit. Und die Kinder mochten diese kaum erwarten, die großen wie die kleinen. Die letzteren besonders wurden ungeduldig, weil sie nicht hinaus konnten in die Straßen und an den Häusern zu den Fenstern hineinsehen, um da und dort, wo die Laden nicht geschlossen waren, einen geschmückten Weihnachtsbaum zu erblicken, der nahe an's Fenster gerückt war, beutebehangen und kerzengeschmückt, wenn auch die Lichter daran noch nicht brannten.

Heiliger Abend...... Wie freudenvoll für die hoffende und harrende Jugend, wie erinnerungsreich für das genügsame und lebenserfahrene Alter, das zu solchen festlichen Stunden und Tagen sich zurücksehnt in jene glückliche Zeit, die der Freuden so viele und der Sorgen so wenige brachte, und der Himmel viel blauer, die Erde viel schöner

und die Menschen viel — besser waren. Unwillkürlich treten uns die lieblichen Bilder der Kindheit wieder vor die Augen und im Herzen tönen wieder die alten Kinderlieder, vielleicht jenes Weihnachtslied mit der wunderlieblichen und doch so einfachen Melodie:

„Stille Nacht! Heilige Nacht!
Alles schläft, einsam wacht
Nur das heilige Elternpaar,
Das im Stalle zu Bethlehem war,
Bei dem himmlischen Kind.“ — —

Heiliger Abend ...... O wie viel tausend und tausend Menschenherzen hast du schon erfreut und erquickt nach den Mühen und Sorgen des sich zum Ende neigenden Jahres, und wie viel Freude und Wonne bringst du Jahr um Jahr in die hellerleuchteten und glückdurchwärmten Familienräume. Im Palaste die prunkenden Gaben des Reichthums, im behäbigen Bürgerhaus Solides und Nützliches mit einander sinnig verbunden, und in der kleinen Hütte das Kleine der Armuth und doch nicht klein, weil der Reichthum der Liebe es darbringt, die größer und reicher ist, als alle Schätze der Welt. Und nur die Liebe, ob kleiner oder größer die Gabe, vermag die rechte Weihnachtsfreude zu erzeugen. Aus den tiefsten Schachten des Gemüthes schwingt sie sich empor zu Himmelshöhen und singt wie die Lerche in den Lüften jubelnd ihr dankerfülltes, selig beglückendes Lied. — — Was ist das reichste Geschenk, das nur aus Rücksichten dargebracht wird, was ist ein freundlich klingendes Wort, das nur ein Compliment ist, was ist ein Kuß ohne Wärme, froschkalt auf Stirn oder Lippen gedrückt...... Zu Weihnachten aber ist Liebe die Königin und führet den Reigen, und wärmet die Herzen, und erleuchtet die Augen, und schlägt Hand in Hand zusammen — o heiliger Abend! O du fröhliche, o du selige, Gnaden bringende Weihnachtszeit! — —

Auch im Hause des ehrsamen Schneidermeisters Spies lagen die Weihnachtsgaben bereit, und reichlich hatte die sorgliche Mutter aufgebaut für die lieben Ihrigen. Und dennoch wollte das Haus nicht warm werden und die Menschen darin auch nicht. Draußen die trübe Luft, feuchtkalt und bleiern, drinnen die unruhvollen Gemüther, wie durch die Schneewolken bedrückt, die der frostige Wind dick und schwer über die Häuser dahin jagt wie feuchte Abendnebel.

„Es bleibt dabei, und die Sache muß ein Ende nehmen, wie ich gesagt habe,“ bemerkte der Vater Spies zu den Seinigen nach dem Abendbrod. „Um acht Uhr schließen wir den Store und kommen herauf, der Jean und ich, und Onkel und Tante kommen herüber wie

immer zum Weihnachtsabend, und dann wird Verlobung gehalten und bescheert. Du wirst dich wundern, Lieschen, über die prächtigen Geschenke, die dir bestimmt sind."

„Vater, versuche es nicht — — was du verlangst, kann ich nicht thun, nicht um alle Schätze der Welt. O Vater, lieber Vater, thue es nicht. —"

„Das wollen wir denn doch sehen!" Und damit schritt er zornig zur Thüre hinaus.

......Und die achte Stunde kam. Die Entscheidung nahte, aber so bange es auch Lieschen um's Herz war, so wuchs doch ihr Muth mit jeder langsam vorübergehenden Minute. Was sie lange gefürchtet hatte, war ihr endlich willkommen. Es mußte ja freilich die Sache ein Ende haben, wie der Vater gesagt hatte, aber in anderer Weise, als wie er es durchzusetzen hoffte. Die Kraft ihrer unwandelbaren Liebe und Treue gegenüber dem Geliebten ihrer Jugend machte sie riesenstark. Was daraus werden mochte, das stellte sie vertrauensvoll dem lieben Gott anheim. Die Mutter, die am Bescheertische saß, faltete bange die Hände; Lieschen aber trocknete die Augen und hob den Kopf in die Höhe.

Onkel und Tante traten ein und grüßten und wurden freundlich wieder begrüßt. Es war Lieschen eine Beruhigung, nicht ganz allein zu sein, wenn sie der Werbung des Mussiö Bernard in Gegenwart der Eltern ein höfliches, aber entschiedenes N e i n entgegensetzte. Sicherlich mäßigte der Vater seinen Zorn in Gegenwart der Verwandten, auf welche er immer Rücksichten zu nehmen hatte.

Da schlug die Uhr auf dem Kamingesimse die verhängnißvolle Stunde, und kaum hatte sie ausgeschlagen, da traten schon die beiden Herren zur Thüre herein, der Vater mit seinem Günstling, letzterer in ausgesuchter Toilette, weißer Weste und weißen Handschuhen, wie es sich zu einer feierlichen Verlobung geziemt. Und zierlich verbeugte er sich vor den Damen und grüßte, und ebenso zierlich erwiederte Lieschen das Compliment und schien ganz unbefangen zu sein, auch nicht betrübt oder niedergeschlagen, so daß der Vater das für ein gutes Zeichen nahm und bei sich selber dachte, die Tochter hätte sich wohl anders besonnen, gerade wie Viele thun, wenn es zum Ja oder Nein sagen komme.

Guten Muthes öffnete er ein paar bereit gestellte Flaschen und füllte die Gläser mit dem goldenen Wein, um den Anwesenden den Trunk des Willkommens zu reichen, damit nachher die Werbung in wohlgesetzter und gut einstudirter Rede beginne und mit einem Fußfall

endige, ohne den es nach Fritz Reuter keine rechte Freierei gibt. Nachher die Umarmung, und dann die Bescheerung. So war das Programm. Doch ehe der Wein herumgereicht ward, erklang die Hausglocke in kräftigen Tönen. —

Unangenehm berührt durch diese Störung, öffnete der Hausherr in eigener Person die Hausthüre. Davor stand ein hochgewachsener Mann mit grauen Haaren und freundlich ernsten Augen, in behäbiger Kleidung, beleuchtet vom hellen Lichte der Halle. Mit freundlichen und wohlgestellten Worten kündigte er sich als der Ueberbringer einer Weihnachtsgabe aus weiter Ferne an, und bat zu diesem Zwecke in den Familienkreis eintreten zu dürfen. Zu seiner Legitimation, und daß er nicht etwa einen Fastnachtsscherz treibe, habe er den Nachbar von drüben mitgebracht, mit der Frau Nachbarin dazu, die ihn schon kennen und zur Einführung in diesem Hause bereit sind.

Ehe der Mr. Spies die sonderbare Sache recht überlegt hatte, lud er schon der Höflichkeit wegen zum Eintreten ein, und im nächsten Momente betraten sie alle zusammen, Mutter Wehr voran, das hellerleuchtete Familienzimmer.

Die gefüllten Gläser standen noch auf dem Präsentirbrette.

Auf dem Spiegeltische lagen noch ungeöffnet die Packete zur Bescheerung.

Verwundert blickten die Anwesenden die Eingetretenen an. Lieschen aber, als sie die Eltern ihres einstigen Bräutigams erblickte, empfand einen jähen freudigen Schrecken, und ihr war's, sie wußte selbst nicht wie. In Sekunden durcheilten ihre Gedanken Ewigkeiten. Doch blieb ihr so viel Fassung, Stühle herbeizurücken und zum Sitzen einzuladen. Dabei streifte sie das Auge der Mutter Walters und sah den Strahl des Glücks, der daraus hervorbrach, den in solcher Weise nur Mutterglück zu erzeugen vermag, und das Herz im Leibe fing ihr an zu klopfen und wollte schier zerspringen in der wachsenden Spannung des Augenblicks.

Und da erhob der fremde Mann seine wohlklingende und Vertrauen erregende Stimme und sprach:

„Ehe ich mich niedersetze, habe ich zu erklären, was mich hierher führt. Vor Allem bitte ich den werthen Hausherren und die verehrte Frau des Hauses um Entschuldigung, so unerwartet zu sonderbarer Zeit und Stunde in diesen Kreis eingetreten zu sein, der sich sonst natürlicherweise nur der Familie und nächsten Freunden öffnet. Allein, erst auf den Abend aus weiter Ferne hier eingetroffen, und nachdem ich mich mit meinem neuen Freunde, Ihrem werthen Nachbar, in Verbin-

dung und Verständniß gesetzt, und dorthin zuerst die Weihnachtsfreude gebracht habe, da darf ich sicherlich nicht säumen, auch diesem Hause meine Gabe darzubringen. Ich komme von Wichita, im Staate Kansas, und bin dort wohl bekannt. Darüber später das Nähere. Und da ist Einer, den ich wegen seiner Männlichkeit, seiner edlen und ehrenfesten Gesinnung und seiner geschäftlichen Tüchtigkeit schätzen und lieben gelernt habe wie einen wohlgerathenen Sohn, und ihn gerne zu meinem Schwiegersohn angenommen hätte, aber — fügte er lächelnd bei — es ging nicht an, weil er bereits an eine Braut versagt war und ihr seine Liebe treu bewahrt hat. Nicht nur liebe ich ihn, sondern ich fühle mich in seiner Schuld für das, was er nicht nur in meinen bedeutenden Geschäften, sondern auch in Stunden der Gefahr für mich und die Meinigen gethan hat. Er wird in kurzer Zeit mit meiner Hülfe auf eigene Rechnung an die Spitze des Geschäftes treten und ist schon jetzt an Mitteln und Charakter und wohlverdientem Credit ein gemachter Mann, in des Wortes ganzer Bedeutung. Deß bin ich Zeuge! Und so habe ich mich aufgemacht und die weite Reise nicht gescheut, um als Brautwerber hinzutreten vor seine heißgeliebte Braut und gemäß des Versprechens dieser Zeilen „mit Ehren zurückzufordern den Ring" für den Associe der Firma Reifenstein — für unsern lieben braven — Walter Wehr......".

Damit trat der Sprecher auf Lieschen zu und übereichte ihr schweigend den einst von ihr unter rinnenden Thränen geschriebenen Zettel.

Und wieder unter rinnenden Thränen nahm Lieschen denselben in Empfang, und nachdem ihre umflorten Augen darüber hinweggeglitten waren, da drückte sie ihn laut schluchzend an's Herz. Ihr Blick richtete sich aufwärts, ihre Hände falteten sich, ihre Lippen bebten, unhörbar dankte ihre Seele Gott für seine Fügung und für ihr neues knospendes Glück — — dann aber streifte sie einen Ring vom Finger und mit gedämpften Worten, halb vom Weinen erstickt, und dennoch von jubelndem Klang, sprach sie zu dem ebenfalls bewegten Manne:

„O ich glaube Ihnen. Sie haben die Wahrheit gesprochen. Ich fühle das in meinem Herzen und weiß es so sicher, als ich weiß, daß ein Gott im Himmel ist. Da ist der Ring. Diesen Abend habe ich ihn angesteckt, damit er mir Kraft gebe, möge kommen, was da wolle. Nun bin ich in Wirklichkeit wieder meines unvergeßlichen Walters Braut......... O Vater, o Mutter — o segnet euer Kind......"

Und weinend umschlang die Mutter ihre geliebte Tochter, und dann zog sie sie hin zum Vater, der, wie die Andern auch, stumm und tief er=

griffen dastand und kaum wußte, wie das alles so plötzlich gekommen und geschehen war. Sein Vaterherz forderte seine Rechte......

„Deine treue Liebe ist belohnt, mein Kind. Auch ich glaube alles, was uns über Walter so eben gesagt worden ist. Gott segne dich und deinen Bräutigam, wie ich es thue in meinem Herzen!"

„Amen," sprach die Mutter.

„Amen, Amen," sprachen die anwesenden Eltern des Bräutigams, die den ersten Ausbruch der Gefühle nicht unterbrechen wollten.

Bald aber raffte Lieschen sich aus den Armen der Mutter auf und eilte auf sie zu, ihnen beide Hände entgegen streckend.

„Nun auch mein Vater und meine Mutter, wenn ihr mich als Tochter annehmen wollet," sprach sie.

„O wie gerne, du getreue Braut! Dir allein verdanken wir ja die Rettung unseres Sohnes. Du mit deiner treuen Liebe — das war der Engel, der ihn aus den Schatten der Nacht zum Lichte des Tages zurückführte. O möge er dir's lohnen sein Lebenlang........."

Und der fremde Brautwerber? der hatte sich in eine Ecke gedrückt und gedachte in der Freude der Umgebung der Seinen zu Hause, und wie Gott alles wohlgemacht, und auf den bittern Kelch des Leides wieder den Becher der Freude credenze in den Schicksalsgestaltungen der Menschen. Ihm war's, als solle der Abend seines Lebens sich hellen.

Lieschen gedachte zuerst ihres Weihnachtsengels, der ihr zur Bescheerung den Bräutigam gebracht, und zog ihn mitten in den freudigen Kreis. Lauten und warmgefühlten Dank brachten ihm Alle entgegen.

Lieschen credenzte den Wein.

Nie ist ein froheres Glas getrunken worden.

„Das Programm ist erfüllt. Zuerst die Verlobung und dann die Bescheerung. Nachher aber setzen wir uns alle zusammen und hören, was der fremde hochwillkommene Gast uns Näheres zu berichten hat von den Lebenswegen unseres Bräutigams, und wie das Alles sich zugetragen und begeben hat."

Mit Freuden vertheilten der Hausherr und seine Frau die Gaben. Ein großes Packet aber, das da bereit lag, legte er still und unbemerkt bei Seite. Der Geber sollte es zurück empfangen. Auch die Gäste gingen nicht leer aus. Die Mutter wußte schon Rath zu schaffen.

Dann setzten sich Alle zum kleinen Mahle um den gemeinsamen Tisch, Lieschen neben den fremden Gast, Walters Mutter an dessen andere Seite.

Einer aber fehlte im Kreise. Das war Jean Bernard, der deutsche Franzose. Er hatte sein Sedan gefunden und mit Recht. Was wollte er ein Mädchen gegen dessen Willen zur Frau haben! — Als er gesehen hatte, wie die Sachen standen, trat er leise den Rückzug an und verschwand, sammt seiner weißen Weste und den Glacehandschuhen ditto. —

Fröhlich klangen im Verlaufe der Stunden die Gläser, wenn der heiter gewordene Brautwerber eine kurze Pause im Erzählen von Walters Schicksalen machte.

Das war ein heiliger Abend! —

Als Lieschen lange nach Mitternacht ihr Zimmer betrat, um sich zur Ruhe zu begeben, stand ein heller blinkender Stern im Südwesten über ihrem Fenster. Das war die Richtung, dort war ihr Bethlehem, dort ihrer Seele Frieden. —

Drei Monate später war Hochzeit.

Walter Wehr kam wieder von Schusters Rappen auf's hohe Roß. Er hatte das reinigende Feuer der Prüfung heldenhaft ertragen und den Sieg errungen. Auch Lieschen, seine Braut.

Hans, zwar noch lahm, aber innen und außen genesen, kam extra mit seiner Schwester Rosalie zum fröhlichen Hochzeitsfeste. Es war schon wieder ein „heiliger Abend.“ Auch ohne Weihnachtsbaum brannten hell die Kerzen der Freude.

* * *

Wo der Erzähler die Geschichte her hat?

Auf der Brücke zu Wichita, über den blauen, still und ruhig dahin fließenden Wassern des Arkansas, hat er sie vernommen aus lieber Schwester Mund. Ihr schickt er sie schwarz auf weiß wieder zum freundlichen Gruße. — Den lieben Pathchen zugleich für spätere Zeiten ein kleines Angedenken an den Onkel — Biesebrecht. —

Leonore fuhr um's Morgenroth.

I.

Hamilton ist eine schöne, freundliche Stadt, mitten in Gärten und Bäumen d'rin, gerade wie ein Wickelkind im schwellenden Federbettchen. Fruchtbare Wiesen und Felder ringsum, üppiger Boden und fleißige Hände, das sieht man auf den ersten Blick. Die Straßen der Stadt, die in der bekannten amerikanischen Weise angelegt ist, sind breit, mit Bäumen zu beiden Seiten, und die Seitenwege meistens in guter Ordnung und reinlich, wie es sich gehört. Die Häuser — nun ja, die Geschäftshäuser, und es sind deren nicht wenige, sind ansehnliche, drei- und vierstöckige Gebäude, die Wohnhäuser dagegen haben selten mehr als zwei Stockwerke, und viele lassen es auch schon bei dem Einen bewenden, was der Wohnlichkeit und Bequemlichkeit durchaus keinen Abbruch thut. Baumbeschattet, von Rosen und Epheu umrankt, die Fenster mit Blumen geschmückt, üppige Geranien und Fuchsien, prächtige Nelken und blaue Vergißmeinnicht, dienlich zu freundlichen Knopflochsträußchen — bergen sie manch stilles Familienglück, aus Freud' und Leid zusammengesetzt, wie Tageslicht und nächtliches Dunkel im ewigen Kreislauf der Zeit.

Eine schöne und nützliche Zierde zugleich bildet der Miami, der das Thal durchfließt, obgleich dieses stellenweise mehr Ebene als Thal ist. Der nicht unbedeutende Fluß, der zur Regenzeit gewaltig anschwillt, schlängelt sich scheinbar lammfromm dahin und läßt es sich ruhig gefallen, da und dort seine etwas einförmige Arbeit an Mühlen und Fabriken zu verrichten. Sobald er aber seine Sprünge macht, ist es damit vorbei, und die Leute sind froh, wenn er vorüberzieht ohne vieles Unheil anzustiften. Glücklicherweise geschieht das letztere sehr oft und das ist um so besser. Jetzt wird er auf der Westseite der Stadt von einer Drahtbrücke überspannt, welche einen recht interessanten Anblick gewährt. Gerne bleibt der fremde Wanderer da stehen und schaut hinaus in die üppige Landschaft, oder hinunter in die leise vom Morgenwinde bewegte Fluth.

Kurz, Land und Leute von Hamilton dürfen sich sehen lassen, und wenn die Pariser Weltausstellung Prämien bewilligte für weibliche Schönheit, mit Liebreiz und Anmuth gepaart, dann dürften vom Miami her leicht ein paar gefährliche Bewerberinnen erscheinen, die dem Preisgericht mehr als nur Kopfweh verursachen möchten.

Das Alles war nicht immer so; im Gegentheil, sogar bedeutend anders. Zwar wälzt wohl der Miami schon seit undenklichen Zeiten seine hellen und trüben Fluthen dem mächtigeren und schiffbaren Ohio zu; aber wie lange ist es her, seitdem die Wälder gelichtet und seine Ufer mit Wiesen und Feldern umgeben worden sind? — Wie lange ist es her, seitdem die indianische Rothhaut nicht mehr ihren Pony im Miami tränkt, den Bär und den Hirsch jagt oder die Streitaxt schwingt im wüthenden Kriegsgeheul?

Du lieber Gott! lange ist es wahrlich nicht her, davon wissen die alten Pioniere noch gar manches zu erzählen, selbst wenn es vom Vater oder Großvater herrühren sollte, die dort der Civilisation Bahn gebrochen und, mit der Waffe in der Hand, zuerst die riesigen Bäume gefällt und den jungfräulichen Boden mit Saaten bestreut haben.

Doch davon wollen wir hier nicht reden, nicht ein Gemälde zu zeichnen versuchen von jenen langen und bittern Kämpfen, welche durch das Zurückdrängen der braunrothen Ureinwohner von Seite der weißen Race entstehen mußten, und heute noch nicht einmal ganz beendet sind, obschon die Tage der ungebändigten Indianer sicherlich gezählt sind, selbst im fernsten Westen. Das liegt nun einmal im Laufe der Sache. Eine alte Geschichte in neuester Form, ein Stück Alterthum in der neuen Zeit, „Alles schon dagewesen." — Unser Bild hier, im engen Rahmen, zeigt nur eine Familiengeschichte, die wir dem freundlichen Leser in einfacher und ungeschminkter Weise erzählen wollen, so wie sie jetzt noch in der Erinnerung einiger weniger Pioniere oder deren Nachkommen sich erhalten hat.

Einer der ersten Deutschen, der bis zum Miami vordrang und sich daselbst niederließ, war von Pennsylvanien hergekommen. Dort hatte es ihm nicht lange gefallen, es zog ihn weiter gen Westen. In Deutschland herrschaftlicher Fischmeister, und seinem Berufe mit Leib und Seele ergeben, nannte man ihn in der Regel nur "the Fisherman," und da Karpfen und Forellen und andere Edelsorten von dem glatten Wassergethier gleichsam sein Lebenselement waren, so trug er den Namen weder mit Unrecht noch mit Unlust. Seine Gattin war eine treffliche Frau, wohlgebildet und wohl geschult in ihrer Jugend. Darum wurde sie

schon in Deutschland hochgeschätzt und erhielt Gelegenheit, ihre beiden Töchterchen sorgfältiger heranzubilden, als es sonst bei herrschaftlichen Unterbeamten der Fall war. Die Mädchen gediehen prächtig. Leonore war schon in ihrem zwölften Jahre eine liebliche Erscheinung. Vergißmeinnicht-Augen und Grübchen in den Wangen, die ihr silbernes Lachen so reizend erscheinen ließen, und die jüngere Adelgund stand ihrer Schwester in jeder Beziehung ebenbürtig zur Seite. Dazu herrliche Geistesanlagen, ein tiefes, warmes Gemüth, reich an äußerer und innerer Schönheit aufknospend wie junge Rosen — das trieb die Familie hinaus aus der Heimath hinüber in das neue Land Amerika.

Das kam nämlich so. Die gnädige Frau Gräfin hatte auch ein paar gnädige Fräulein, zu deren Spielstunden die Töchterlein des Fischmeisters öfters hergerufen, eigentlich herbefohlen wurden. Als aber im Laufe der Zeit diese die gnädigen Fräulein in jeder Beziehung überflügelten, da ward die Gnädige sehr ungnädig. Und als sogar die alte Erbtante anfing Wohlgefallen an den beiden lieblichen Fischermädchen zu empfinden, da stieg der Groll zur Siedehitze und das Ende der ewigen Plackereien war die Entlassung aus dem gnädigen Dienst.

Das war ein schwerer Schlag für die Familie, aber sie ertrug ihn mit stiller Fassung. Ihre Herzen durchwärmte ein religiöses Gefühl und ihr Trost war der ewige Gott und Vater, der Lenker der menschlichen Schicksale. Darum vertrauten sie ihm auch in der Zeit der Trübsal und Angesichts der dunklen Zukunft. Sie vergalten nicht Böses mit Bösem, sie rächten sich nicht weder mit Worten noch mit Werken, sie ließen sich nicht verbittern. Und siehe da, die Hülfe war nahe. Gerade jene edelgesinnte gräfliche Erbtante, als sie von dem Loos der bedrängten Familie hörte und den Zusammenhang der Dinge halb und halb errieth, brachte Hülfe und Rettung, und ließ dem entlassenen Teichmeister eine Summe Geldes zustellen, die ihn und die Seinigen für längere Jahre der dringendsten Sorgen enthob. Die Andeutung, lieber die Gegend ganz und gar zu verlassen, fiel auf fruchtbaren Boden. Das Amerikafieber war zu jener Zeit noch nicht so stark, als einige Jahrzehnte später, aber gebildetere Leute wagten schon damals das Unternehmen trotz aller Schwierigkeiten der Reise. Mit heißem Dankgefühl gegen Gott und gute Menschen verließ die Familie die alte Heimath, um sich über dem weiten Meere eine neue zu gründen, die nicht von Launen und Einfällen abhängig werden konnte.

Am Miami finden wir nach einigen Kreuz- und Querfahrten die Ausgewanderten wieder. Ein Grundstück von bedeutender Größe hatten

sie sich am Flusse erworben und bebaut und nebenbei Fischerei getrieben. Sie waren glücklich und zufrieden am eigenen, selbstgegründeten Heerd. Die Mädchen hatten sich schlank und zart, aber auch sehnig und kräftig entwickelt. Leonore etwas größer als Adelgund. Die Eltern hatten große Freude an ihnen. Oft sprach scherzend der Vater zu Leonore: „Du bist Sohn und Tochter zugleich, und Deine Schwester nicht minder; da werde ich wohl lange auf einen Schwiegersohn warten müssen. Und mir wäre der Rechte der Liebste, eher Heute als Morgen."

„Nur Geduld, Väterchen," lautete die neckische Antwort, „wir stellen ja fleißig die Netze und wissen auch die Angel zu führen. Kommt der Rechte, wird er uns sicherlich in's Garn gerathen und rettungslos hängen bleiben."

„Ja, so ein Fischblütiger, das wäre etwas für die Hummeln," brummte der Vater vergnügt in den Bart, ohne zu ahnen daß der Rechte schon im Garne saß und sich ganz behaglich darin fühlte.

Die Familie hatte nämlich vermöge ihrer Liebenswürdigkeit auf einen sogenannten Reiseprediger oder Missionar, wie sie in damaliger Zeit öfters zu treffen waren, einen sehr guten Eindruck gemacht. Der alte Teichmeister war zwar ganz entschieden ein freisinniger Protestant, ein vernunftgläubiger Christ, dem es ernst war mit seinem Christenthum, weil dasselbe das Ergebniß seines innern und äußern Lebensganges war. Aber er war, wie das ein besonderes Kennzeichen dieser Richtung ist, duldsam und gerecht gegen Andersdenkende. Er ließ, wie der alte Fritz von Preußen, Jeden nach seiner eigenen Facon selig werden, wenn er überhaupt vermöge seines Wandels eine Seligkeit verdiente. Er schätzte die Menschen nicht nach ihrem religiösen Bekenntnisse, sondern nach ihrem innern Werthe. Er wendete das Wort: „Aus allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm" — wörtlich und wirklich an gegen Alle. Katholiken, Juden und heidnische Indianer waren ihm Kinder des Einen Vaters im Himmel. Diese Gesinnung hatte ihm die Zuneigung des lieben und vortrefflichen Mannes und Missionars erworben. Das Haus wurde ihm zur liebsten Station. Er sann auf dankbare Vergeltung und fand richtig Gelegenheit dazu.

Etwa fünfzig Meilen weiter droben am Flusse lebte eine Familie von gleicher Gesinnung und gleichem Thun. Ein einziger Sohn war ihr am Leben geblieben, ein prächtiger, kräftiger, gebildeter und gutherziger Mensch, dem weiter nichts fehlte als eine — Frau, oder vielmehr ein Mädchen, das werth war, den Eltern als Tochter und Gattin heimgebracht zu werden. Aber solche Mädchen waren rar zu damaliger

Zeit. Darum war „Vater Stempel“ mit seinem Rathe willkommen. Zwei Tage später zog ein wohlausgerüsteter Reiter das Thal hinunter auf eine „Brautschau.“

Als ein „Landsucher“ sprach Leo Bergmann bei Fischers vor und bat um Auskunft und Zehrung. Das ward ihm bereitwilligst gewährt. Die Unterhaltung begann, ein Wort gab das andere, schlagfertig war man auf beiden Seiten. Der junge Mann gefiel, seine Rede war klug und verständig, sein Benehmen artig und natürlich — kein Wunder, daß Papa Fischer ihm weitere Gastfreundschaft anbot, die eben so herzlich angenommen ward, wie sie angeboten worden. Leo, der wußte, was er wollte, und Lieblicheres fand, als er je gedacht, saß nämlich schon tief im Garn und gab sich gefangen. Die, oder Keine! so jubelte er im Herzen.

Auch auf die beiden Schwestern hatte der junge und tüchtige Mann gleich einen tiefen Eindruck gemacht. Am Abend, als Leonore noch nach einigen Netzen sehen wollte, begleitete sie Leo mit ihrer Erlaubniß. Das Gespräch zwischen beiden war lebendig. Zuerst an das gewöhnliche anknüpfend, bewegte es sich bald auf ernsterem Gebiete. Lebensgestaltungen wurden berührt. Ein Ton erklang, der die Saiten der Herzen bewegte. Nachdenklich und stiller als gewöhnlich kam das Mädchen nach Hause. Die zartfühlende Adelgunde merkte bald, was die Glocke geschlagen hatte und wünschte im Stillen neidlos der Schwester Glück zu einem fröhlichen Ausgang.

Am nächsten Abend waren die Beiden wieder am Wasser. Hell schimmerte der Mond über der stillen Erde und silberne Strahlen zitterten in der leise bewegten Fluth. Der Abendwind flüsterte in den Wipfeln der mächtigen Uferbäume, und die Weiden senkten ihre schlanken Zweige nieder zu den Wassern. Verwundert sahen die Fische mit ihren listigen Aeuglein das stille Paar am Uferrand. Flüsternd erzählte Leo der Geliebten seine Geschichte.

„Und willst Du nun,“ frug er zum Schlusse, „willst Du, da Du alles gehört und vernommen hast, wie es um mich und mein Herz steht, die Meine werden und die Zukunft und ihre Geschicke mit mir theilen?“

„Ich will, — Dein bin ich auf Leben und Sterben,“ war die kaum gehauchte und doch so entschiedene Antwort.

O heilige Liebe! Wie ein Engel des Paradieses berührt dein Hauch die Herzen der Staubgebornen und trägt auf ihrem Fittig sie aufwärts von der Erde Schmerz und Noth in die seligen Gefilde unaussprechlichen Wonnegefühls. Nicht Sonnengluth, nicht Gletscherfrost vermag zu er=

tödten das zarte Reis einer ächten und rechten Liebe in der Menschenbrust. Sie überwindet selbst den Tod.

Leo und Leonore — „so eng und treu verbunden, und fest geknüpfet ein“......

Freudig ertheilten die Eltern in der nächsten Stunde den Liebenden ihren Segen. Die Schwester jubelte und weinte. Das Glück in der Hand, den Himmel im Herzen, suchten sie zu später Stunde die nächtliche Ruhe.

O Glück und Glas......wie bald bricht das! — —

Stiller Friede im Hause, vor der Thüre aber lauert schon das schreckliche Unglück — und „Leonore fuhr um's Morgenroth......Empor aus schweren Träumen!—“

II.

Die Nacht war dunkel; kein Mondschein erhellte die Gegend. Aber fern im Osten, am waldumsäumten Horizonte, brach leise und unmerklich die Dämmerung sich Bahn durch das dunkle Nachtgewölk. Einzelne Federwölkchen färbten sich golden und purpurn in der Höhe, unten aber lag noch die stille, schweigsame, ruhige Nacht und deckte mit ihrem dichten Schleier die Häuser der Menschen, die darin schliefen den stärkenden und erquickenden Schlaf, bis der anbrechende Morgen sie aufweckt zu neuer Lebensfreude, oder auch zu neuer Sorge und Last.

Unruhig wälzte Leonore sich auf ihrem Lager. Die schönen Traumbilder des ersten Schlafes verwandelten sich in düstere Phantasiegebilde. Verworrene und beängstigende Erscheinungen traten vor ihre im Schlafe dennoch wachende Seele. Ein jäher Schreck durchzuckte die jungen Glieder. Jählings fuhr sie in die Höhe und blickte halb bewußtlos und verwirrt um sich. Ein halb erstickter Schrei entfuhr ihren Lippen. Was hatte wohl ihr schlaftrunkenes Auge Schreckliches erblickt? —

Wald und Busch traten auf einer Seite bis auf hundert Schritte an das Haus heran. Wie still und feierlich war es dort in der ersten Dämmerstunde des jungen Morgens. Selbst die befiederten Sänger des Waldes schliefen noch, und die Käutzchen und alle Thiere, die während der Nacht umherstreifen, huschten in ihre Schlupfwinkel und die undurchdringlichen Dickichte zurück. — Und doch vernimmt ein geübtes Ohr zuweilen ein böses Knistern, als zerbräche ein dürres Reis oder raschelte ein trockenes Laub. Unheimliche Gestalten bewegten sich, schleichend, hockend, gebückt oder aufrecht, blitzschnell von Baum zu Baum huschend, oder hinter niedrigem Gebüsch sich verbergend.

Eine Indianerbande war's, die vom Wabash aufgebrochen war, um Vieh und Pferde zu stehlen, zu plündern, zu sengen, zu morden, obgleich sie nicht eigentlich den Kriegspfad betreten hatte. Ihre Hauptabsicht war keineswegs die Vertreibung der Bleichgesichter aus den frühern Jagdgründen des rothen Mannes, zumal darüber bereits Verträge durch das Gouvernement abgeschlossen und das „Indiana-Territory" vom großen Miami und Ohio bis zum Mississippi unter dem ersten Gouverneur, Captain Harrison, schon im Mai Anno 1800 errichtet worden war. Damals bestand die Einwohnerzahl dieses großen und fruchtbaren Ländergebietes aus etwa einhunderttausend Indianern, dazwischen etwa fünf bis sechstausend Weiße, in verschiedenen Niederlassungen, darunter hauptsächlich die französischen Settlements in Vincennes, am Wabash, Kaskaskia und Kahokia am Mississippi.

Obgleich die Streitaxt begraben sein sollte und die Häuptlinge der Stämme sich bemühten, den Frieden aufrecht zu erhalten, gab es doch unter den verschiedenen Nationen allerlei Gesindel, das seine eigenen Wege ging und da und dort einzelne Niederlassungen von Weißen überfiel. So hatte es die Bande dieses Mal auf Fischers Behausung abgesehen. Lautlos war sie durch Nacht und Nebel herangeschlichen, lautlos wie Gespenster hatten zwei davon das Haus erreicht, während die Andern am Rande des Waldes sich verborgen hielten, lautlos drückte der Eine sein rothbemaltes, federgeschmücktes, schreckliches Haupt an die Scheiben des einzigen kleinen Fensterchens, das sich auf der dem Walde zugewendeten Seite des Hauses befand, während der Andere an der Ecke die andere Seite des Hauses übersah.

In diesem Augenblick war's, da Leonore aus schweren Träumen emporfuhr und in der Morgendämmerung das schreckliche Angesicht am Fenster erblickte. Todesschauer durchrieselte ihre Glieder, ihre Haare sträubten sich in der secundenlangen Ewigkeit, ein halb erstickter Schrei entfuhr ihren blutlosen Lippen, der auch die Schwester aufweckte, die neben ihr ruhte und im ersten Augenblicke nicht begreifen konnte, was vorgegangen war. Stumm deutete Leonore nach dem Fenster hin; aber da war nichts mehr zu erblicken.

„Rothhaut am Fenster," brachte sie endlich mühsam hervor. Damit war aber auch Adelgund blitzschnell aufgesprungen und in das andere Zimmer geeilt, die Eltern aufzuwecken. Leonore hatte sich ebenfalls von ihrem krampfhaften Schrecken erholt.

Der Hausvater warf sich in seine Kleider und griff nach seiner Büchse. So that auch seine muthige Frau. Zu jener Zeit wußten auch die weiblichen Pioniere die Waffen zu führen.

Plötzlich erhellte röthlicher Flammenschein die nächtliche Dämmerung. Vor den Fenstern erhob sich qualmend die züngelnde Lohe.

„Nun hat uns die Bande Vieh und Pferde gestohlen und weggetrieben," bemerkte sorgenvoll und empört der Hausvater, „und um uns von der Verfolgung abzuhalten, haben die Diebe uns den Stall und die Heu- und Stroh-Vorräthe angesteckt."

So war's. Nur mit unsäglicher Arbeit gelang es den vereinten Kräften der Familie, das Feuer zu beschränken und das Wohnhaus zu retten. Wo aber blieb der liebe Gast? Wo war Leo Bergmann zu dieser Unglücksstunde?

„Das Glück in der Hand, den Himmel im Herzen," hatte er die nächtliche Ruhe gesucht, aber nach wenigen Stunden da ward es ihm zu enge unter dem Dach. Er mußte hinaus, in's Freie, um Raum zu gewinnen für seine Gedanken und Gefühle, seine Hoffnungen und Pläne. Kurz entschlossen warf er seine Flinte über die Schulter für den Fall, daß ihm ein Stück Wild über den Weg liefe, und schlenderte gemüthlich den Pfad dem Flusse entlang. So hatte er sich vielleicht schon eine Meile vom Hause entfernt, als er bei einer Biegung zurücksah und den qualmenden Feuerkegel erblickte. Eilenden Laufes kehrte er zurück. Im friedlichen Schlummer hatte er die glücklichen Hausbewohner verlassen; im Jammer und Wehklagen traf er sie wieder. Weinend lehnte Leonore sich an die Schulter des geliebten Mannes, der sie sanft umfing und sie zu trösten suchte. Des Feuers war man so ziemlich Meister geworden, aber die Vorräthe waren dahin; Kühe und Pferde waren verschwunden. Ein schwerer Schlag für die Pionier-Familie, schwerer als sich das mancher Leser jetzt denken mag.

Nach kurzer Hin- und Herrede faßte Leo einen raschen Entschluß. Sein Pferd hatte er auf einer Graswiese, einige hundert Schritte vom Wohnhause, angepflockt; vielleicht daß die Indianer dasselbe nicht entdeckt hatten. Diese Hoffnung bestätigte sich. Nach wenigen Minuten war das gute Thier gesattelt, und Leo erklärte, das Thal hinauf reiten zu wollen, um die Ansiedler aufzurufen, und mit ihnen, nach gefundener Fährte, die Bande zu verfolgen und ihr womöglich den Raub wieder abzujagen. Papa Fischer war erfreut über den muthigen Plan, aber Leonore erschrak über die Gefahr, der sich Leo aussetzen wollte. Was half's? Dieser küßte ihr die bangen Bedenken von der Stirne und mit dem ersten Morgensonnenstrahl trabte ein Reiter scharf den Thalweg hinauf, die mit Rehposten geladene Doppelflinte schußbereit quer über den Sattel. Leonore sank in die Knie und betete inbrünstig um Gottes

Schutz für den Geliebten. Weinenden Auges suchte Schwester Adelgund sie zu trösten.

O Glück und Glas......wie bald bricht das!

Eine Woche war vergangen, eine Woche lang und bang. Vater Fischer, vom Zufall begünstigt, hatte sich wieder ein Pferd zu verschaffen gewußt, und war ebenfalls thalaufwärts geritten, um Erkundigungen einzuziehen. Wo er aber auch anklopfte bei den damals noch dünn gesäeten Settlern am Miami — Niemand hatte etwas von Leo, noch von dem stattgefundenen Raubzuge vernommen. Mit schwerem Herzen kehrte er heim zu den Seinigen. Auch dort war keine Nachricht eingetroffen. Leonore, das sonst so starke Mädchen, brach in Wehklage aus und hatte das Unglück im Traume kommen sehen an jenem schrecklichen Morgen. Adelgunds Trostworte reichten nicht aus, sie war mitten in's Herz getroffen. Die Eltern beugten das Haupt in den gewaltigen Schlägen des Schicksals, und erhoben im inbrünstigen Gebet ihre Stimme zu Gott um Hülfe, um Fassung, um Trost und Aufrichtung, insbesondere für ihr unglückliches Kind. Und wenn auch die Familie überhaupt religiös gesinnt war, so erfüllte sich's dennoch an ihr, daß erst die Noth recht beten lehrt. Das wiederholt sich immer noch bis auf den heutigen Tag, trotz der überhand genommenen Religionslosigkeit und Gottesleugnerei. Ist's aber gar die letzte Noth, wenn das Stündlein kommt, das Keinem ausbleibt, da drängt sich selbst im Herzen des überklugen Spötters der Gedanke an Gott und an die Ewigkeit hervor, und wenn es dunkel wird vor den Augen und die Brust sich hebt und senkt im Todeskampfe, entringt sich wohl den bebenden Lippen noch das letzte Gebet: In deine Hände, o Vater, befehle ich meinen Geist. —

Nach einigen Tagen kam der alte Bergmann, unruhig über das lange Ausbleiben seines Sohnes, bei Fischers an. Da sank die letzte Hoffnung zu Boden. Daß Leo ein Unglück widerfahren, war sonnenklar. Die beiden Männer durchforschten die ganze Gegend. Nirgends eine Spur! Er mußte wohl von der Bande überlistet und schon zu Anfang seines Ausritts in einen Hinterhalt gefallen sein. Ob todt oder lebendig — wer konnte das sagen.

Gebrochenen Herzens ritt der betagte Vater wieder nach Hause. Einsam war es da geworden. Die Hoffnungen für den nahenden Lebensabend hatte, wie die Blüthe am Baum, der Frost getroffen.

Leonore versank in ein hitziges Fieber, das sich zum Typhus gestaltete. Mutter und Schwester kamen kaum mehr von ihrem Lager.

Es war herzzerreißend die herrliche Blume so welken zu sehen. Sie redete meist irre. Zuweilen öffneten sich ihre Lippen zu leisem Gesang. Die Verse eines alten Volksliedes waren dann in rührender Weise hörbar:

„Wir beide sein verbunden
Und fest geknüpfet ein;
Glückselig sein die Stunden,
Wann wir beisammen sein!“ — —

O Glück und Glas......wie bald bricht das! —

.........Ein Jahr war vergangen, ein ganzes langes und banges Jahr. Am Miami grünte und blühte es wieder und die Vögel im Walde sangen von Lust und Pracht, von Liebe und Lebensfreude. Am Uferrand saßen wieder zwei liebe Menschen. Und die Fische mit ihren listigen Aeuglein sahen wieder verwundert — auf das liebliche Schwesterpaar. Leonores Jugendkraft hatte die schwere Krankheit bezwungen und die allertreueste Pflege hatte mitgeholfen den Sieg zu erringen. Der Verlust an Geld und Gut, den die Familie durch jenen Ueberfall erlitten, war verschmerzt, aber nicht geheilt war die Wunde im Herzen. Leo's allzuwahrscheinlicher Tod hatte darin gleichsam einen Grabstein aufgerichtet, dessen Inschrift Leonores ganzes Sein und Denken erfüllte. Ihre Zukunft schien ihr inhaltslos und freudeleer. Nur selten wußte die Schwester den Sonnenschein eines milden Lächelns auf ihre Wangen zu zaubern. Um so schöner erblühten die Rosen auf den Wangen der lieblichen Adelgund. Der Raubzug nach Fischers Settlement und die Nachforschungen in Betreff Leo Bergmanns hatten manche Pioniere der Gegend auf Ort und Stelle gebracht, und warum ein erst kürzlich von Deutschland herübergekommener junger Mann, der jetzt noch bei seinem Onkel weilte, fast jede Woche den zwanzig Meilen weiten Weg ritt, um sich nach der Familie zu erkundigen, das wußte am Ende Niemand besser zu deuten als Fräulein Adelgund. Sie gab sich zwar Mühe, davon nichts merken zu lassen, aber der Schalk sah ihr zu den Augen heraus und verrieth sie ohne Gnade und Barmherzigkeit. Die beiden Schwestern hatten nachgerade ihre Rollen vertauscht. Die Welt ist eben rund und das Rad der Zeit steht nimmer still. Wie auf den Regen der Sonnenschein, so folgt auf dunkles Leid der helle Strahl des Glücks.

„Vater Stempel“ war im Laufe des traurigen Jahres mehrmals als Tröster erschienen und hatte durch seinen milden Zuspruch die Herzen gehoben. Vor einigen Wochen hatte er eine Missionsreise nach dem Quellengebiet des Wabash angetreten. Die dortigen Indianerstämme kannten ihn und fürchteten ihn, denn der Name als großer „Medizin=

Mann" ging ihm voraus. Allerdings besaß er viel ärztliche Kenntnisse, und als er bei seinem letzten Besuch dem einen Häuptling ein Auge curirte und einem andern seine Lieblingstochter wieder gesund machte, da war nicht nur sein Einfluß, sondern auch die Dankbarkeit groß.

Plötzlich, nach kurzen Wochen anstatt Monaten, trat Vater Stempel wieder bei Fischers ein. Alle waren freudig überrascht. Leonoren klopfte das Herz. Ihr kam es wie eine überirdische Erleuchtung, daß eine Spur von Leo gefunden sei. Dringend bat sie den ehrwürdigen Freund, ihr Alles zu sagen, da sie auf Alles längst gefaßt sei.

„Dein Herz hat dich nicht getäuscht, liebe Tochter," antwortete mit tiefer Rührung der Angeredete, „die Spur ist gefunden."

„Er lebt?"

„Ja, er lebt."

„Er kann gerettet werden?"

„Er — er ist's."......

Da faltete Leonore die Hände in einander. Ihre Augen richteten sich nach oben. Ihre Lippen bewegten sich, aber kein Laut war hörbar. Engel Gottes schwebten über den Häuptern in der feierlichen Stille.

Der Rest ist bald erzählt. Leo war wirklich schon bald nach seinem Aufbruch in einen Hinterhalt gefallen und sank betäubt vom Pferde. Anstatt zu scalpiren schleppten ihn die Rothhäute als Gefangenen mit. Ein Häuptling, der Gefallen an ihm fand, rettete ihn vom Marterpfahl und machte ihn zu seinem Sclaven, in der Absicht, ihm später eine seiner Töchter zum Weibe zu geben. Da fand ihn Vater Stempel und forderte ihn in geschickter Weise los.

Heimwärts ohne Rast zogen die beiden.

Aber die Freude im Elternhause, die läßt sich nicht beschreiben. Um die Braut vorzubereiten eilte Vater Stempel voran. Am folgenden Tage sollten Bergmanns ihm folgen, und gegen Abend trafen sie auch richtig ein. — Fräulein Adelgund war ihnen entgegen geeilt. Stumm deutete sie nach dem Weidengebüsche am Flusse. Leo sprang behend vom Pferde. Am Uferrand fand er, wie einst, Fräulein Leonore.

Lautlos hielten sich Beide umschlungen......Vergessen war alles Leid, was dahinten lag, hoffnungsvoll erschloß sich ihnen die gemeinsame Zukunft. — Schaarenweise kamen wieder die Fische herbei und mit zierlichen Wendungen thaten sie einander kund, daß ihre liebliche Königin, die sich so oft am Ufer gegrämt, nun wieder glücklich geworden sei. Ein paar verliebte Backfische schlugen Purzelbäume in ihrer närrischen Freude.

Im Familienrath wurde ausgemacht, die Hochzeit nach drei Tagen zu feiern. Leo wollte nicht mehr von dannen ziehen ohne seine Leonore.

„Das geht rasch," meinte Papa Fischer, „wer soll die Lücke mir füllen?"

Da sandte Adelgund ihrem stillen Verehrer einen nicht mißzuverstehenden Blick zu.

„Ich," antwortete sich erhebend Vetter Wilhelm, wie man den neuen Ankömmling scherzweise genannt hatte — „wenn die lieben Eltern und Fräulein Adelgund es erlauben."

„Hallo! nun gar eine Doppelhochzeit," rief es von allen Seiten. Freudig wurde gratulirt; der Schalk hatte seine Rolle gut gespielt. Nach drei Tagen wurden die beiden Paare durch den ehrwürdigen Geistlichen in den heiligen Stand der Ehe eingesegnet. Fröhliche Herzen, aber nasse Augen, auf festem Boden und doch wie auf Adlers Flügeln — welche Feder könnte das beschreiben! —

Unsere Erzählung ist zu Ende, es wäre denn noch hinzuzufügen, daß das Miamithal sich rasch bevölkerte, und daß in der Gegend, wo jetzt das freundliche Hamilton liegt, ein festes Kerngeschlecht in kurzer Zeit erwuchs. —

Unsere heutige Jugend aber weiß wenig mehr von den Mühseligkeiten und Beschwerden der alten Pioniere, deren Andenken wir dankbar auffrischen. Der Erzähler thut das um so lieber, weil ihm selber jüngst dort viel Freundliches geschah. Im gastlichen Hause erinnerten ihn die Namen Leonore und Adelheid an die alte Ansiedlergeschichte, und um den lieben Leuten dort eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen, entschloß er sich, ihnen die einfache Erzählung als einen freundlichen Gruß darzubringen.

„Glück auf! du freundliches Hamilton."

Aus dem Leben.

---

1. Alte und junge Leute.

Droben am Broadway in der Stadt Saint Louis befand sich in früheren Zeiten ein sogenannter Mound, von dem auch die den Broadway kreuzende Mound Straße ihren Namen hat und am Fuße desselben vorbeiführt. Bekanntlich haben die Indianer, die das Land einst besaßen vom Osten bis nach Westen und vom Süden zum Norden, ihren Kriegern und Häuptlingen, die sie zur Erde bestatteten, Denkmäler errichtet, die beinahe unvergänglich sind, weil sie aus zusammengetragener und aufgeschütteter Erde bestehen, die sie zu einem rundlichen Hügel aufthürmten von nicht unbeträchtlicher Höhe, je nachdem die Umstände oder auch die Würde des Verstorbenen das veranlaßten. Viele solcher Leichenhügel, größer und kleiner, sind im weiten Lande umher zerstreut, und wir können kaum mehr die Zeit bestimmen, da der fromme Glaube den rothen Mann antrieb, da und dort solche Ehren- und Erinnerungszeichen für die Todten im Schweiße seines Angesichts mit unsäglicher Mühe zu errichten.

Frommer Glaube? Ja freilich, was sonst? Das angeborene religiöse Gefühl, das auch bei uncivilisirten Naturvölkern nicht fehlt, der feste im Innern wurzelnde Glaube an ein höheres allwaltendes Wesen, an den „Großen Geist," an ein Fortleben nach dem Tode in den großen Jagdgründen der Ewigkeit, wozu den Abgeschiedenen die Waffen mitgegeben werden, Streitaxt, Pfeil und Bogen, und Proviant, und ihre Gräber bezeichnet, damit' die späteren Geschlechter wissen sollen, daß Menschen da ruhen und keine Büffel, Geschöpfe höherer Art, angehaucht von dem unsterblichen Gottesfunken der Vernunft — das ist Religion, ist Glaube an Gott, an Unsterblichkeit, wie unklar auch erkannt, wie mangelhaft auch vorgestellt und ausgedrückt. Darum ist auch die Religion nicht von Pfaffen erfunden, wie heutzutage Manche

absprechend urtheilen, sondern sie ist dem Menschen angeboren, in's Herz gesenkt, ein Theil seines innersten Wesens. Nur die äußere Form, die Schale des Kerns, der Buchstabe, das 'Wort, der Begriff — das ist Menschenwerk, und manches davon auch Priestertrug, in dunkler Zeit entstanden und ausgeartet oder falsch entwickelt im Wechsel der fortschreitenden Zeit.

Unweit des aufgethürmten Grabhügels, der eine prächtige Aussicht auf den nahen Fluß, den gewaltigen Mississippi, darbot, stand ein kleines, aber doch ziemlich geräumiges Haus, mit allerlei Schuppen im Hintergrunde, Viehställe, Wagenremisen, Futterdächer und Taubenschläge, bunt über das eingezäunte längliche Grundstück zerstreut. Da wohnte der Metzger Schneidebutz, und da betrieb er zugleich auch sein Handwerk und sein Geschäft, das sich einer bedeutenden Kundschaft erfreute.

Der Mann war brav und rechtlich, fleißig und meistentheils auch sparsam, obgleich er zuweilen auch eine Ausnahme machte, besonders wenn er vom Viehhandel zurückkam und einen guten fetten Ochsen gekauft hatte, um seinen Kunden einen saftigen Braten zu liefern. Ein Stück zähes Kuhfleisch lief manchmal mit darunter, das wollte doch auch verkauft sein; aber seine Preise waren mäßig und das Gewicht voll. Eine Federwage war ihm ein Gräuel und die verschiedenen damit zu verbindenden Kunstgriffe dazu. Er hielt auf strenge Reinlichkeit in seinem Geschäfte, sein Schnitt war gewandt, und mit Messer, Beil und Säge wußte er umzugehen wie der beste Künstler in seinem Fach, denn er hatte sein Handwerk gründlich erlernt und das will nachgerade schon etwas heißen. Der Pfuscher gibt es leider nur zu Viele, im Gewerbe wie in der Wissenschaft. Besonders hier zu Lande ist die eigentliche L e h r z e i t in vielen Geschäften beinahe gänzlich abgeschafft; die Maschinerie arbeitet mit so und soviel „hands," und damit basta. It is a free country anyhow.

Also, der Mann war brav und geschickt, aber einen garstigen Fehler hatte er doch, der ihm von Zeit zu Zeit kleinere und größere Unannehmlichkeiten bereitete und zuletzt in schweres Leid brachte. Er wurde nämlich gar so leicht z o r n i g , und dann fauchte er wie ein Puterhahn über einen rothen Lappen, und seine Haare sträubten sich wie dessen Gefieder. Dann ging es los, dann f l u c h t e er wie ein Heide und tobte wie ein ungebrochener Maulesel. Worte und Flüche kamen da zum Vorschein, daß es ein Graus war, ein Getöse wie donnernde Brandung an felsiger Küste.

Was konnte den Mann so außer sich bringen? Alles und Nichts, Großes und Kleines, Menschen und Dinge, ein barsches Wort oder ein feines Lächeln, das Messer, mit dem er sich schnitt, der Stein, an den er sich stieß, was ihm unangenehm oder hemmend in den Weg trat, das führte das Unwetter herbei wie der Winter den Schneesturm. Alle bösen Geister waren dann entfesselt und hausten wie das wilde Heer auf dem Blocksberge in der Walpurgisnacht. War die Aufregung vorbei, hatte der Zorn sich gelegt, wie die Wellen nach dem Sturm, dann war Philipp Schneidebutz wieder ein Mensch, brav und fleißig, und anständig in Rede und Geberde; aber es ging ihm doch etwas nach, wie das Wort heißt: Wer Koth berührt, besudelt sich, nämlich er kam immer mehr in das wüste Fluchen und Schwören hinein, auch wenn er gerade nicht im Zorn war. Die Betheuerungen und Versicherungen, das „soll mich dies und soll mich das" und was sich daran knüpft in immer stärkerer und kräftigerer Redeweise — das nahm zuletzt kein Ende: es ward zur Gewohnheit, zum täglichen Gebrauch, wie die Holzschuhe im Schlachthaus.

Und das war schlimm, denn es ist und bleibt eine Sünde gegen das uralte Gebot: Du sollst den Namen Gottes nicht mißbrauchen, und ebenso gegen das andere in der Bergpredigt: Ihr sollt alle Wege nicht schwören, und eure Rede sei Ja oder Nein, mehr ist vom Uebel! — Wie gerne hätte der Meister Schneidebutz zuweilen ein Fluch- oder ein heftiges Schimpfwort zurückgenommen, weil die unrechte Person es mit angehört hatte. Zuletzt aber war er sich der gebrauchten Worte selber kaum mehr bewußt, und ward auch immer seltener die Reue und das momentane Schamgefühl über sein Gefluche und Gedonner. Mehr und mehr gingen stille Leute ihm aus dem Wege.

.... Nebenan wohnte der Schuster Bliesewitz. Das Handwerk sah man ihm nicht an, denn er war gleichsam aus der Zunft gerathen und hatte gar nichts Pechschwarzes an sich, weder Hände noch Haare. Er war ein stiller, ruhiger Mann, der viel grübelte und sann, blaß von Farbe und schmal in den Backen, sonst aber von gemessenem Wesen. Die Nähte an den Schuhen und Stiefeln arbeitete er solid und dauerhaft, die Sohlen aber liefen meistens in die Breite, denn er klopfte sie nicht gehörig aus und schonte den Klopfstein wie den Hammer. Das machte ihm zu viel Geräusch und Lärm für seine Beschaulichkeit und Stille. Er war das reinste Gegenstück seines Nachbars Schneidebutz, nämlich was Rede und Ausdrucksweise und äußerliches Wesen betraf. War dieser schroff und barsch und von heftigem Gemüthe, so

war dagegen der Meister Bliesewitz sanft und geduldig und seine Langmuth kannte keine Grenzen. Kein böses oder heftiges Wort kam über seine Lippen. Er hatte beinahe die Stimme eines Jünglings, oder vielmehr einer stillen, manierlichen Jungfrau. Und doch übertrat auch er das Gebot und mißbrauchte den Namen Gottes, nur in anderer Weise als sein Nachbar, nämlich in unnützer und unnöthiger Weise, als leere Phrase, als gedankenloses Gerede. Er mischte den lieben Gott und seine Gnade in Alles hinein, was ihm etwa vorkam, in sein Vorhaben, das er „mit Gottes Hülfe" ausführen wollte, in kleines und größeres Leid, das ihm geschah, weil es „der liebe Gott so haben wollte." So ging das in frommer Salbung und in weichlicher Empfindsamkeit weiter, und wurde der Name Jesu genannt, so verfehlte er nie, seine Reverenz zu machen. Sein Herz wußte nichts davon, wenn seine Lippen tagtäglich übergingen von „Gottlob, Gott sei Dank, Gott behüte, um Gottes willen" u. s. w.

Auch das war schlimm, und wenn auch nicht so schlimm wie das Thun des Nachbars, so wurde doch dadurch das Höchste und Heiligste zur gedankenlosen Gewöhnung erniedrigt. Was sind wir ohne Gott, was können wir ohne ihn? Nichts — aber wir sollen seinen Namen nicht unnütz gebrauchen, eben so wenig als mißbrauchen, denn es ist beides vom Uebel und entwürdigt das Höchste. Kömmt obendrein noch Heuchelei dazu im frömmelnden Augenauf- und Niederschlag, dann ist es doppelt schlimm.

Die beiden Männer waren geworden, was sie in ihrer früheren Umgebung leicht werden konnten. Schneidebutz war früh eine Waise. Viel hin und her geschoben, war der zwar „recht" erzogen, aber bei seinem Meister hörte er als Lehrling schon viele heftige Worte und leider noch Anderes dazu. Bliesewitz hingegen stammte aus einer Familie, in der der Pietismus herrschte. Das war's.

.... Manche Jahre waren vergangen, die Nachbarn, trotz ihrer Verschiedenheit, vertrugen sich leidlich, und die Kinder waren groß geworden. Die ältesten Söhne in den beiden Familien waren längst an der Arbeit und im Geschäfte. Georg Schneidebutz, ein tüchtiger Metzger wie sein Vater. Der junge Bliesewitz, der nicht Schuster werden wollte, ein fleißiger Gerber. Beim Leder blieb er also doch. Im Uebrigen waren sie wohlgerathen und lebten ihrem Stande gemäß anständig und ordentlich, keine Verschwender und Nachtschwärmer, keine Kneipenhocker noch Modegecken, die alle vier Wochen einen neuen Hut im modernsten Styl und ditto Cravatte a la Scheuerthor haben

müssen, mit einer Nadel in der Mitte, so groß wie eine gebratene Auster; dazu an die steifen Manschetten noch Knöpfe wie Crabäpfel, und auf oder an dem Kopfe die bekannte neueste Heuschreckenfrisur — von dem allen waren die beiden jungen Burschen frei. Und das war gut, aber noch lange nicht genug, und was ihnen fehlte, das werden wir nun sehen, obgleich das nicht Alles ist, denn Niemand ist vollkommen und Jeder hat seine eigene Pfeife, die er zu theuer bezahlt, mag sie kürzer oder länger sein. „Das ist ja eben das allgemeine Unglück in der Welt, die eitle Selbstgefälligkeit mit dem Pfauenspiegel in der Hand, um Andere damit anzuwedeln, anstatt sich selbst. „So sein sie," spricht man im Hessenland, und anderswo: „heut haben sie's gekriegt," nämlich vom Herrn Pfarrer in der Predigt, wenn er von Untugenden, bösen Gewohnheiten und Lastern spricht......" „Der Franzsepp kann sich auch eine Abschrift davon geben lassen, die er nicht an den Spiegel steckt," sagt der Kohlenmichel, aber „die Priese war gut, doch starker Taback," denkt der Franzsepp vom Blaumeier. „Wenn ich so Eine wär'," flüstert die Weberlene der alten Marketbase zu, die drei Haare auf der Nase hat, wie der Bismarck auf dem Kopf, und schrecklich schlägt diese die Augen auf und spricht mit Salbung: „Gott b'hüt uns davor!"

So sprach man auch von den Fehlern der beiden jungen Leute, und Manche sprachen so, die die allergeringste Ursache dazu hatten, abgesehen von den Pflichten, welche die Nächstenliebe auferlegt und die wahrlich nicht gering sind.

Freilich, der Philipp Schneidebutz hatte arge Fehler. Er hatte ein barsches Wesen, brauchte viel wüste Worte und fluchte zuweilen wie ein preußischer Feldwebel zu des Großen Friedrichs Zeiten mit seinen Rekruten. Zudem war er ein Prahlhans und Großsprecher, der den Kopf hochtrug und Widerspruch nicht vertragen konnte, ohne streitsüchtig zu werden. Natürlich fehlte es ihm an Händeln nicht. So kam er nach und nach den Leuten in den Mund, die zuletzt keinen guten Faden mehr an ihm ließen.

Und der Gotthold Bliesewitz war zwar lang und schlank gewachsen, aber immer noch kein Mann. Er konnte den Mund nicht finden, wenn er sprechen sollte und hatte keine Courage. Er knickte zusammen wie ein Taschenmesser, wenn ihn Jemand scharf ansah und man nannte ihn einen Haubenstock, einen Leisetreter, und weil er ebenfalls die frommen Redensarten unnützlich gebrauchte, was in seinem Alter um so mehr auffiel, einen Heuchler, der es wahrscheinlich hinter den Ohren

sitzen haben werde faustdick. Kurz, er galt nichts, denn er hatte weder Saft noch Kraft, obgleich er sein Schabemesser gerade so kräftig führte, als nur irgend einer, und man hänselte und neckte ihn, wo man nur konnte. Er aber dachte sich im Stillen besser als die Andern, und das war sein größter Schade. Er dachte sich fertig und war's noch nicht. Solche Naturen sind im heißen Lebenskampfe wie ungebackener Teig; sie gehen auf und vergähren und werden doch ihr Lebtag kein Brod. Beide brauchten nothwendig eine Cur — aber wie? das war die Frage.

2. Die Cur beginnt.

Es war im Mai, im wunderschönen Monat Mai, vielgerühmt und viel besungen, und wahrlich mit Recht. Ist es doch ein eigenes Gefühl um die grünen Wiesen und Wälder, die sprossenden Halme, die thauigen Felder, um all die Lust und Pracht, die im Mai den Herzen entgegenlacht! Blühendes Leben in Wald und Flur, linde Lüfte, schwellende Knospen, Sang und Klang und Jubellieder draußen, und drinnen in der Menschenbrust ein leises Echo, ein stiller Abglanz, ein Singen und Klingen in den Saiten des Gemüths wie Aeolsharfen, und ein Drängen und Schäumen in den dunkeln Tiefen der Gefühle, wie Wein im Faß zur Blüthezeit der Reben. Weit hinaus in die Zukunft späht das Auge der Jugend, wie die Schifferin am Strand nach dem am fernen Horizonte auftauchenden Segel, aber auch weit rückwärts auf die kieldurchfurchten Wasser der müde Steuermann, der heimkehrt nach mühevoller Fahrt, auf der er die erhoffte Zauberinsel nirgens gefunden, aber um so öfter die täuschende „Fata Morgana" über den Wassern des eigenen Lebens.

Am „Mound" war es lebendig den lieben langen Tag, seitdem der Frühling gekommen war. Oben auf dem Hügel spielten die Kinder bis tief in die Nacht hinein, und nach dem Feierabend kamen auch die Erwachsenen auf den allgemeinen Sammelplatz. Es war auch ein Ausschank da, damit Niemand Durst zu leiden brauchte, und wer von der Aussicht auf den in östlicher Richtung gelegenen Strom, den majestätischen Mississippi, genug hatte, der fand weiter flußaufwärts hübsche Spaziergänge im Schatten von mächtigen Cottonbäumen, abwechselnd mit dem Dickicht am Uferrande, das sich zuweilen weit landeinwärts erstreckte. Da hinein führten verschiedene engere und weitere Pfade, und wer ihren Windungen durch die Brombeerbüsche und schattiges Unterholz nachging, traf da und dort hübsche lauschige Plätze an, wo gut zu ruhen war. Epheu und andere üppige Schlingpflanzen

rankten von Baum zu Baum und gestalteten sich zu lebenden Guirlanden, und alte Baumstämme, mit denen der amerikanische Wald immer noch reichlich versehen ist, lagen zerstreut umher und luden zum Sitzen ein. Wilder Wein war in der Blüthe und es duftete lieblich und in den Zweigen flüsterte es zur abendlichen Dämmerstunde. Auf dem Flusse rauschten die Wasser, die Danaiden schöpften in's unergründliche Faß, wie die Töchter Lybiens mit ihren Sieben, und hochauf spritzten die vom Rade des Dampfers gehobenen Wellen und fielen schäumend und rauschend in ihr altes Bett zurück. Hinauf und hinunter, dann stiller und kleiner, zuletzt auslaufend am Strand, leise plätschernd über ausgewaschenen Sand und über Kiesel und Muscheln allerhand. Kommen und Gehen, Leben und Sterben — wie von Alters her, Welle an Welle......

Lautes Gelächter schallte aus dem Gebüsche. Man hörte Stimmen wirr durcheinander und zuweilen auch Gesang, irgend einen scherzhaften oder neckenden Vers. Eben erhielt Georg Schneidebutz seine Abfertigung von der munteren, beinahe übermüthigen Anna Fuchs, der er nach seiner Art einige Schmeicheleien gesagt hatte, die gerade nicht die feinsten waren, obgleich nicht böse gemeint. Das Mädchen hatte eine schlagfertige Zunge und einen hellen Verstand, und aus ihren dunklen Augen leuchtete Geist und Witz; leider kam sie eben so leicht „in die Hitz'", wie unser krauser Metzgerbursche auch, nur mit dem Unterschied, daß ihre Worte dann spitz und scharf waren wie englische Nähnadeln, während er mit seinen Reden um sich hieb wie mit dem Schlachtbeil. Sie hielt den Kopf kühl, so heiß auch das Blut war; aber ihm passirte regelmäßig das Gegentheil; sein Kopf lief mit dem heißen Blut auf und davon, das heißt, er verlor ihn, wie man zu sagen pflegt, und dann wetterte und fluchte er d'rauf los wie ein zorniger Feldwebel unter'm alten Dessauer.

„Was hat sie mich zu schimpfen und zu ärgern, sie, der ich doch nichts in den Weg gelegt habe...... Hans Grobian nennt mich die Jungfer Naseweis? Da schlage doch ein —"

„Georg!" fiel Gotthold Bliesewitz ihm schnell in die Rede, „sprich doch nicht so sündige Worte, bedenke......"

„Ach was, geh' mir weg mit Deinem frommen Gerede, Du Lämmerkopf! — ich soll mir so etwas gefallen lassen? ich will verd......"

„Georg!" flüsterte halblaut eine Stimme daneben und ein paar sanfte blaue Augen blickten ihn in dem Augenblicke vorwurfsvoll an.

Es war Clara Fuchs, Annas Schwester, die so leise bat, aber um so ernster und eigenthümlicher zu ihm auffsah, daß er plötzlich verstummte und sich abwandte.

„Sieh', sieh'," kicherte die spitze Lies', die klatschsüchtige Tochter der Weberlene, „was sich liebt, das neckt sich, gerade wie der Georg und die Anna. Heidi — was für ein schneidiges Paar! Lunte und Pulverfaß nahe beisammen — nun kann's losgehen."

„Willst Brautjungfer werden?" erwiederte etwas spitz die Geneckte, „mußt wohl lange warten, und da es Dir selber eilt mit dem Heirathen, geb' ich Dich lieber frei, Dich und den Hans."

Das gab der Weberlies' einen rothen Kopf, denn es hieß, sie suche in Ermangelung eines Bessern den lahmen Hans der Marketbas anzulocken. Das war zwar kein übler Bursche, aber er hinkte, und das gab zuweilen Anlaß zu Spottreden, die anzuhören ein junges und eitles Mädchen sich scheut, besonders so lange in der Hauptsache nichts entschieden ist.

So dauerten die Neckereien noch eine Zeitlang fort, bis Clara Fuchs zum Heimgehen mahnte. Die war immer die Stillste und Freundlichste von Allen, fügte Niemand ein Leid zu weder in Worten noch in Werken, und meinte es gut mit Jedermann. Ihr Herz war voll Güte, warm das Gemüth, und mit ihren sanften Augen verband sich doch eine Schärfe und Sicherheit des Blickes, die ohne genauere Beobachtung Niemand so leicht errieth. Eben so wenig ihre Kraft und Stärke, wenn es galt, etwas zu vollbringen, das nicht nur Anstrengung, sondern auch viel Geduld und Umsicht erforderte. Sie war eine von den Stillen, die nicht viel von sich reden machen und geräuschlos einhergehen, aber zur rechten Zeit immer zur rechten Stelle sind.

Die Mädchen entfernten sich und stimmten im Weitergehen ein Lied an zur guten Nacht, und lieblich erklang in der schweigenden Natur die hübsche Weise: „Wallst dort leise, lieber Mond," die noch von der Schulzeit her bekannt war. Der Mond aber barg sich hinter eine dünne Wolke, um dem Gesang ungestörter zu lauschen, vielleicht auch um die fröhlichen Gesichter der Sängerinnen um so länger betrachten zu können, ohne ungezogen zu erscheinen. Als er sein breites Gesicht wieder hervor hob, lächelte er still vergnügt, ungefähr so wie das bekannte Bild den Mann in der Zipfelmütze darstellt, der sich die berühmten Hamburger Tropfen eingießt. — Vom „Mound" her aber sang Georg halb fröhlich, halb ärgerlich:

„Geh' Du nur hin, Du hast Dein Theil,
Du führst mich nur am Narrenseil!
Ohne Dich kann ich schon leben,
Ohne Dich kann ich schon sein!"

Der trotzige Bursche dachte an die stille Clara und ihre milden besänftigenden Augen, mit denen sie heute Abend ihn gebändigt hatte, als das Wetter losbrechen wollte. Neben ihm seufzte der verzagte Gotthold und überlegte, ob es wohl Gottes Wille sein könnte, daß die schneidige Anna ihm gut würde. Schon der bloße Gedanke an die Möglichkeit gab ihm so Courage, daß er an ihrer Seite es ganz allein mit den bekannten sieben Schwaben aufgenommen hätte. Es war aber auch ein Blitzmädel, die Anna.

Die Cur begann und die Medizin wurde schon gemischt, die beide Burschen so nöthig hatten. Und sie schien süß zu sein, aber es kam ein saurer Nachgeschmack, wie wir bald erfahren werden.

3. Medizin, süß und sauer zugleich.

......Die Fuchsen-Mädchen (wie man die Schwestern oft nannte), waren beliebt und angesehen, wer sie aber am liebsten hatte, das war ihre eigene Mutter, eine rüstige Vierzigerin, und lange schon im Wittwenstande. Das war eine Frau — nun ja, wie es allerdings noch Viele gibt, und Viele auch nicht. Sie war eben Nummer Eins! und das zu sein ist zuletzt doch so leicht nicht, wenn es ernst genommen wird. Sie stand auf eigenen Füßen und brauchte niemand Fremdes zu ihren Entschließungen; alle Tugenden einer rechtschaffenen Mutter und Hausfrau hatte sie sich zu eigen gemacht. Fleiß und Sparsamkeit, Ordnungsliebe und Pünktlichkeit, dazu eine geschmackvolle Einfachheit, in den Kleidern wie im Hause überhaupt — das sind Eigenschaften, die überall Gutes zur Folge haben. Verbindet sich dann mit einer guten Schulbildung noch eine gute Portion gesunder Menschenverstand, und ein praktischer, zufriedener, heiterer und frommer Sinn, so bildet sich mit allen diesen Eigenschaften gleichsam ein Mustermensch, der zwar nicht auf Unfehlbarkeit Anspruch macht, aber auf ein nützliches Dasein, dessen wohlthätiger Einfluß sich erweiset nach allen Seiten hin. Ein solcher Mensch zieht Furchen des Geistes und seine Saaten gedeihen. Wie groß oder klein auch sein Arbeitsfeld sein mag, es ist wohlbestellt und die Garben reifen zu edler Frucht.

Die Wittwe Fuchs erlebte Freude an ihren Kindern. Die beiden Töchter, trotz der verschiedenen Naturanlage, thaten es in der Haupt-

sache der Mutter nach, und so konnte es nicht fehlen, daß die jungen Herren gerne nach den Mädchen schielten und in nähere Berührung mit ihnen zu kommen suchten. Aber mit dem ihr eigenen Taktgefühl wußte die Mutter immer gleich zu sorgen, daß es beim Versuche sein Bewenden hatte. Und die Mädchen selber merkten gar bald bei Diesem und Jenem, daß er „nicht der Rechte" war. Damit hatte näherer Umgang ein Ende. Sie wollten nicht Einen oder Mehrere im Vorrath haben, um auf alle Fälle gerüstet zu sein, wie das etwa die koketten Dinger thun vom Schlage der Weberlies'. Merkwürdig war es, daß sie mit den beiden Burschen, mit Georg und Gotthold, noch am meisten verkehrten, trotzdem über beide so ungünstig gesprochen wurde. War es die Nachbarschaft, der gemeinschaftliche Schulweg, den sie früher gegangen waren, mancherlei Erinnerungen aus der Kinderzeit, das diesen Verkehr, so ungesucht und natürlich wie er war, aufrecht hielt, oder waren es gegenseitige dunkle Gefühle, die nur der Zeit bedurften, um zu reifen und an den Tag zu treten — wer kann das sagen! Es findet sich, was zusammengehört, oder auch nicht, und Manche finden sich, die besser auseinander geblieben wären. Das sind Schicksalstücke, wenn auch gar oft selbstverschuldet.

...... Es war schon längere Zeit ein groß' Gerede unter den jungen Burschen und Mädchen um den Mound herum von einer großen Hochzeit, die im Herbst stattfinden solle. Eine Menge Einladungen wurden erlassen, und allerlei Pläne und Bemerkungen wurden gemacht, und dies und das verbreitet und widerlegt, wie es in solchen Dingen zu geschehen pflegt. Der reiche Milchmüller verheirathete seine jüngste Tochter und dabei sollte es hoch her gehen, anders that er's nicht. Müller hieß er nämlich, und eine große Milcherei betrieb er, und darum hieß man ihn den Milchmüller. Früher hatte er ebenfalls in der Nachbarschaft vom Mound gewohnt und dort sein Geschäft klein angefangen. Später, als er bereits gut vorangekommen war, beerbte er einen wohlhabenden Onkel in Deutschland und mit dem schönen Stück Geld erwarb er sich draußen an der Olivestraße eine große und schöne Farm, hielt hundert Kühe und ein Dutzend Pferde und hieß nun selbstverständlich der *reiche* Milchmüller. Er selber war zwar der Alte geblieben, einfach, sparsam, wohlwollend, aber seine Jüngste, die Dorothea, hatte von den mageren Zeiten nichts gesehen, da Schmalhans in Küche und Keller regierte, um so mehr aber von der späteren Hüll' und Füll'. Und wo die Kinder im Ueberfluß aufwachsen, da braucht es eine scharfe Umsicht, um zu verhüten, daß sie nicht schon früh sich den

Magen verderben mit — heißen Biscuits und Eiswasser?! auch das, aber mehr durch die unmerkliche Angewöhnung eines luxuriösen Lebens mit allem, was drum und dran hängt. Kinder, die im Sommer barfuß gehen und oft mit einem Butterbrod vorlieb nehmen müssen, auf dem die Butter fehlt, haben meistens eine schönere Zukunft vor sich, als die verhätschelten Puppenkinder, die schon mit dem ersten Lebensjahr in die Zwangsjacke des geschniegelten und gebiegelten Puppenthums hinein gesteckt werden, bei Tische regieren und von der schmackhaften und nahrhaften Hausmannskost nicht die Hälfte der abwechselnden Gerichte mit Lust essen lernen, richtige „Schnöker", bevor sie nur wissen, wo das Brod herkommt. („Was geht denn das den Onkel B. an? Ich kann meine Kinder kleiden und nähren wie ich will" — denkt wohl irgend eine mütterliche Leserin ...... Hast recht, liebe Frau, und der Onkel wünscht nur, daß du auch recht behaltest. Amen!)

Also, des reichen Milchmüllers Jüngste, die Dorothea, heirathete einen ebenfalls reichen Farmer aus dem benachbarten Franklin County. Sie wäre zwar lieber in der Nähe der Stadt geblieben, aber es war nun einmal so gekommen und nicht anders. Um so größer mußte die Hochzeit und der damit verbundene Wegzug gefeiert werden. — Und sie kamen die geladenen Gäste von weit und breit, zu Pferd und zu Wagen, und es war wie zur Fairzeit im Herbst Wagen an Wagen an der Olive Straße um die Mittagsstunde des betreffenden Tages. Auch unsere Bekannten, als alte und wohlangesehene Nachbarn, waren geladen. Anna Fuchs war erste Brautjungfer, und da es mit den Brautführern einen Wirrwarr gegeben hatte kurz vor der Hochzeit, so wurde auf ihren Rath der Gotthold Bliesewitz, der sich zu Allem willig gebrauchen ließ, gleichsam als Ersatzmann gerufen. Schneidebutzens durften nicht fehlen, da viel Vieh aus des Milchmüllers Stall in's Schlachthaus kam, und die besten Kälber extra dafür aufgehoben und auch extra bezahlt wurden.

Stadtleut' und Landleut' sind zweierlei Leut', gerade wie die Mannsleut' und die Weibsleut', das merkte man besonders an dieser großen Hochzeitsgesellschaft. Als die Trauung früh am Nachmittage kurz und einfach vollzogen war, wie das die räumlichen Verhältnisse mit sich brachten, sollten auf die ernste Stunde des Gelöbnisses nun auch die Stunden der Fröhlichkeit und Heiterkeit folgen. Das wollte zuerst nicht recht gelingen. Die Städter thaten, als wären sie dazu gekommen, den Gastgeber und das Brautpaar zu ehren durch tapferes Zugreifen und durch laute und fröhliche Scherzrede. Die Leute vom Lande thaten

das Gegentheil, sie ließen sich nöthigen, drückten sich hintenrum, als wollten sie bedeuten: das alles können wir zu Hause haben, wenn wir wollen, und deßhalb sind wir nicht hergekommen. Und das laute Gerede begleiteten die Meisten mit Stillschweigen.

Als aber einmal die Bahn gebrochen und der Sitz warm geworden war, dann knöpfte sich Einer um den Andern auf und die Köpfe wurden auch warm und Lust und Fröhlichkeit nahm überhand, und als nach vollbrachter Tafelei endlich die Musikanten den lustigen „Lauterbacher" aufspielten, da ging es lustig zum Tanz und die Ziererei und Zimpferlichkeit hatte ein Ende. Glück auf, du fröhlich' Volk! „Ist doch ein fröhliches Herze Gott lieb; natürlich, alles mit Maß und Verstand!" sagte der vergnügte Brautvater zum alten stillen Nachbar Bliesewitz, der sein Lebtag keinen Fuß zum Tanze gehoben hatte vor lauter Kopfhängerei.

....Einer der Fröhlichsten war natürlich Georg Schneidebutz. Er war in seinem Element wie der Fisch im Wasser. Es gab da Gelegenheit zum Prahlen und Großthun; seine patzigen Redensarten, mit Kraft- und Fluchwörtern gewürzt, wurden zwar von der Musik übertönt und gemildert, denn der Trompeterfriedli stieß gewaltig in sein Horn, wie der Krappenzacher an der Hochzeit zu Endringen, aber es dauerte doch nicht lange, ehe er seine Händel hatte, und auf einige gegenseitige spitze Worte war das Feuer im Dache, ehe es Mitternacht geworden war. Bevor aber laute Störung stattfand, trat die stille Clara dazwischen und bat leise um einen Dienst, den Georg willig übernahm und sich mit ihr auf einige Augenblicke entfernte.

Es war eine stille Herbstnacht und silbern glänzte der Mond über dem weiten Gehöfte und schaute vergnügt auf das fröhliche Hochzeitsfest hernieder. Hie und da fiel ein Apfel vom Zweig in dem mächtigen Obstgarten, sonst war alles still und nur die Blätter der Bäume flüsterten unter den Klängen der Musik einander zu, daß das jüngste Kind, dem sie so manche süße Frucht gespendet, nun das Elternhaus auch verlasse und in die Ferne ziehen wolle...... ein, zwei, drei von den schönsten fielen fast zu gleicher Zeit zur Erde, als wollten sie wie früher das Kind locken und rufen: komm und hole mich!

Durch den Garten kamen Zwei im emsigen Gespräch. Schnell barg der Mond sich in seiner heitersten Laune unter eine dunkle Wolke, als wüßte er gar wohl, daß er sich damit einschmeicheln könne.

„Ich wollte dir's nicht sagen, aber ich kann es nicht lassen; ich gehe nie mehr in eine Gesellschaft, zu welcher du auch geladen bist.

Denn dein Benehmen kann ich nicht mit ansehen, ohne daß es mir in der Seele weh thut......und —"

„Hast du denn ein Interesse an mir, an dem verrufenen Burschen, Clara? hast du denn mich ein klein wenig lieb?"

„Ja wohl, Georg, heute hörst du es zum ersten und zum letzten Mal. Seit du damals den bösen Hund von mir abwehrtest und dabei selber gebissen wurdest, seitdem habe ich dich gern, und ohne daß ich es wollte oder wußte, ist das Gefühl zur Liebe erstarkt, die du mit deinen abscheulichen Untugenden endlich aus meinem Herzen gerissen hast. Leb' wohl!"

„Clara!" — Sie war verschwunden. Mit offenem Munde stand er da. Der Vollmond machte ein hämisches Gesicht und lachte ihn aus. Seine Medizin hatte er bekommen und es überlief ihn heiß und kalt. So stand er lange unter einem Apfelbaum, bis ihm einer mitten auf die Nase fiel, ein Apfel nämlich, der ihn wieder zu sich selber brachte. Sonst hatte er einen geschwollenen (hochmüthigen) Kopf, jetzt war's die Nase. Aber den Apfel, den er zuerst zertreten wollte, hob er auf und steckte ihn in die Tasche.

Es raschelte auf dem nahen Kiesweg. Wieder kamen Zwei gegangen, die sich viel zu sagen hatten. Die muntere Anna hatte den stillen Gotthold im Gebet, oder vielmehr: sie las ihm ein Capitel aus den Leviten, das gerade nicht in der Bibel steht.

„So ein Jugendfreund und Nachbar, der auf der Hochzeit sich nicht einmal um die Brautjungfern bekümmert......unerhört! Und ich muß zuhören, wie man dich hänselt und als „Tappes" hinstellt, während ich lieber — — das Gegentheil hören möchte. Du warst immer ein stiller Bursche, aber du treibst es zu weit. Als ich in der Schule der Weberlies' den Streich spielte, dessen du verdächtigt wurdest, nahmst du die Strafe auf dich, ohne mich zu verrathen, trotzdem du die Wahrheit kanntest. Ich hab' dir das nicht vergessen. Aber von heute an sind wir geschiedene Leute."

Jetzt stand der auch da wie Lots Weib und hatte ebenfalls seine Medizin weg. Ihm zitterten die Kniee und doch wallte das Blut heiß in seinen Adern. In seinem Leben hatte er sich nie so geschämt. Als er zu einer Entgegnung kommen wollte, war das Mädchen längst — nicht über alle Berge, aber wieder mitten in der fröhlichen Gesellschaft.

Die Hochzeit von Milchmüllers Jüngsten dauerte selbstverständlich bis zum frühen Morgen. Aber früher als andere kamen zwei Burschen nach Hause — wie begossene Pudel.

4. Es wirkt.

Ein paar Wochen waren vergangen seit der großen Hochzeit, die mancherlei Entscheidungen gebracht hatte, und eines schönen Tages stellte der Winter sich ein. Eigentlich kam er über Nacht, gerade wie der Frühling in der Regel auch sich einstellt „mit der Regenfluth der Nacht," wie es in dem bekannten schönen Liede heißt. Als die Schläfer am Morgen die Augen öffneten, da standen Eisblumen an den Fenstern in tausendfacher Verzierung und jede Scheibe war eine Musterkarte eigener Art. Schön und kunstvoll sind diese Frostgebilde, wie alles, was die Natur und ihre Elemente hervorbringen — allerdings nur für das Auge des denkenden Menschen. Ein Holzklotz bleibt derselbe, ob über ihm die gestirnte Nacht sich wölbt in majestätischer Pracht, oder tausend Knospen und Blüthen um ihn sich ausbreiten in duftendem Wohlgeruch auf blumiger Wiese, in Gärten und im Walde. Klotz bleibt eben Klotz.

Es hatte geschneit, tüchtig geschneit; bis zur Mitternacht war das große Leichentuch halb Fuß dick über die weite Natur ausgebreitet. Dann schlug der Wind um und der eisige Frost jagte in pfeifenden Stößen einher wie donnernde Lawinen an den steilen Gebirgshalden, und die Fenster der Häuser klirrten, und wo immer der Wind sich fing, da krachte oder heulte es in allen möglichen unheimlichen Tönen. Bei'm Aufstehen vom warmen Lager zur Morgenzeit kam es wie Schüttelfrost über die Menschen, auch wenn sie nicht am Fieber litten.

Ein offener Marktwagen rollte mühsam durch den tiefen Schnee. Das vorgespannte kräftige Pferd dampfte vor Anstrengung, denn der Schnee war an manchen Stellen bis zur Brusthöhe zusammen geweht, und das Bahnbrechen ist bekanntlich immer eine mühsame Arbeit, nicht nur in mächtigen Schneewehen, die der Wind häuft. Es war zur frühen Morgenstunde. Wenige noch hatten die Straße passirt, weder Wagen noch Fußgänger, und wer nicht absolut hinaus mußte, der ließ es wohl bleiben. In solches Wetter jagt man keinen Hund hinaus, wie man zu sagen pflegt.

Auf dem Wagen saß Georg Schneidebutz, der zu Markte fuhr, um seine Kunden zu versorgen. Er wäre gern schneller gefahren, aber der Wagen war schwer beladen und der Schnee lag zu hoch. So mußte er sich in Geduld üben, obgleich ihm das seines hitzigen Temperamentes wegen sehr schwer fiel. Die letzten Monate hatten ihn zwar meistens stiller und nachdenklicher gesehen, als das früher der Fall war,

und die Medizin in des Milchmüllers Obstgarten, welche ihm an der großen Hochzeit von der stillen freundlichen Clara gereicht worden war, hatte zu wirken angefangen. Und je länger er über diese Sache nachdachte, um so weniger konnte er darüber in's Reine kommen. Die sanften klaren Augen, so blau und tiefgründig wie ein klarer Bergsee, die kamen ihm nicht mehr aus dem Sinne, seitdem er wußte, daß sie mit dem Gefühl inniger Liebe auf ihm geruht hatten ohne sein eigenes Wissen.

Er hatte das Mädchen seit jener Hochzeit nicht wieder gesehen, trotzdem er es oft versucht hatte, ohne geradezu in's Haus zu treten, wozu ihm, dem sonst so prahlhansigen Burschen, der Muth bisher gefehlt hatte. Das aber stand fest in ihm: so konnte es nicht lange mehr bleiben, die letzte endgültige Entscheidung war die unter jenem Apfelbaum noch nicht gewesen. Der Spiegel, den Clara ihm vor die Augen gehalten, hatte ihm sein Bild nicht umsonst gezeigt, er erkannte sich mehr und mehr, und die Erkenntniß, daß der bisherige Lebensweg ihn nie zum Glück und Heil geleiten könne, dämmerte stärker und heller in ihm auf. Er kam sich selber von Tag zu Tag jämmerlicher vor mit seinem bisherigen Großthun und seinem barschen und aufgeblasenen Wesen, und seine heftige und absprechende Redeweise kam ihm je länger je mehr zum Bewußtsein, von seinem Poltern und Fluchen gar nicht zu reden. Er fing an den Vers zu verstehen:

„Vor Hochmuth und vor Uebermuth,
Bewahr' uns Gott in Gnaden!
Denn Dickethun und junges Blut,
Die kommen gar bald zu Schaden."

Freilich, er war es so gewöhnt von Jugend auf, zum Theil wenigstens, und um so schwerer war sein Kampf mit den bösen Angewöhnungen, die nach und nach sich fest genistet hatten wie die Schwalben unterm Dach. Sein Entschluß aber war gefaßt. Er mußte Clara sprechen. Gab sie ihm noch Hoffnung, dann wollte er ein neuer Mensch werden, wie, das wußte er selber noch nicht. Ach ja! eine rechte Liebe im Herzen ist eine süß-saure Medicin, und die Cur langwierig und peinvoll, aber wirksam ist sie doch.

.........Eine weibliche Person arbeitete sich mit Mühe vorwärts auf der verschneiten Straße. Als der Wagen sie einholte, blieb sie stehen und trat zur Seite, um Raum zu geben. Gleichzeitig blickte auch Georg Schneidebutz verwundert auf die Fußgängerin, die zu früher Stunde einsam die bahnlose Strecke zog. Ein jäher Schreck durchzuckte Beide, als ihre Augen sich begegneten.

„Clara!“ Mit diesem Ausrufe hielt auch schon der Wagen und mit einem Sprunge stand Georg neben ihr im tiefen Schnee. „Du hier...... Sie hier, Fräulein Clara, bei solchem Unweg und Unwetter?“

„Ich muß zur Stadt! Tante Marth' ist schwer erkrankt. Onkel schickte gestern spät Abends Bescheid; da ist meine Hülfe frühmorgens am nöthigsten. Der Weg ist allerdings schlimm, aber es muß sein!“

„Da kann ich doch wenigstens einen Sitz anbieten auf meinem Wagen, obgleich nicht besser als er ist,“ wagte der junge Mann vorsichtig zu sagen, „ich fahre ja dort vorbei......“ Und ohne langes Besinnen entgegnete Clara Fuchs, nachdem sie noch einen Blick auf die verschneite Straße gethan hatte: „Es wäre unter den Umständen Thorheit, von dem Anerbieten keinen Gebrauch zu machen; ich möchte gerne jetzt schon zur Stelle sein, weil ich dort nützlich sein kann.“

Rasch schwangen sich beide auf den Wagen. Da saßen sie nun — „mit ihren Kenntnissen“ — nahe zusammen gerückt, und der Wind jagte den Schnee umher und strich eisig kalt durch die krausen Locken, aber sie fühlten das kaum, denn in ihren Herzen war's warm wie in der Augusthitze und eine Blutwelle jagte die andere über die beiden Gesichter. Wußten sie doch seit jener Mondscheinnacht was und wie viel sie einander waren, trotzdem mit dieser „Erkenntniß“ zugleich jede fernere Verbindung zwischen ihnen aufhören sollte. So hatte Clara gesagt. Ob sie Wort hält? Sonst war sie es gewohnt; aber was einmal im Herzen sich geregt hat als Zuneigung und Liebe, das ist nicht so leicht ertödtet, ganz besonders nicht bei Naturen wie die von Clara Fuchs.

Was an jenem kalten Schneemorgen zwischen den Beiden gesprochen wurde — das hörte Niemand. Wohl aber hörte man bald darauf, daß so lange die Tante Marth' schwer krank lag und Clara deßhalb in der Stadt drin blieb, fast jeden Tag nach Schluß der Marktzeit ein „Butscher-Wagen“ in der Nähe eines gewissen Hauses an der Dritten Straße hielt, aus dem dann bald ein hübsches Mädchen trat, und kürzere oder längere Worte mit dem Wagenlenker wechselte. Ehe vierzehn Tage herum waren, hatte es die Weberlies' schon herum gesagt wer die Beiden seien, und der lahme Hans behauptete steif und fest, daß mit Georg Schneidebutz etwas besonderes vorgefallen sein müßte, denn sein Wesen wie sein Reden sei ein ganz anderes als es bisher gewesen sei, man wisse nicht, was daraus werden wolle, jedenfalls keine Kopfhängerei, denn dafür sei er zu fröhlich und zu vergnügt, trotzdem er „zahm“ geworden zu sein scheine. Die alte Weberlene aber, die sehr abergläubisch war, glaubte ganz bestimmt, eine Wahrsagerin habe dem

Georg ein großes Glück verkündet, das ihm werden solle, oder wenn es das nicht sei, dann habe er den Teufel gesehen und Respekt bekommen. So sagt sie zur Marketbas', und diese schlägt wie gewohnt die Augen auf und erwiedert salbungsvoll ihr gewöhnliches „Gott b'hüt uns davor!"

Die Wittwe Fuchs hatte scharfe Augen. Sie nahm bald eine Veränderung an ihrer Tochter Clara wahr und suchte der Ursache auf den Grund zu kommen. Sie war immer lieb und gut gewesen, die Clärchen, jetzt aber über alle Maßen, denn sie trug eine innige Liebe im Herzen und eine süßselige Hoffnung dazu. Das adelt den Menschen sichtbar und gibt seinem ganzen Wesen eine eigene Weihe. Gott selbst ist ja die Liebe! Wohl dem, der das fassen und empfinden kann. Sein Streben wird unendlich dadurch gehoben und sein Können wirkungsreicher. Wo keine Rettung mehr möglich scheint und keine Erreichung des Zieles, da findet die Liebe noch Mittel und Wege, denn (wie es heißt im 1 Cor.-Brief) sie ist langmüthig und freundlich, sie eifert nicht, treibt nicht Muthwillen und blähet sich nicht, stellet sich nicht ungeberdig, suchet nicht das Ihre, läßt sich nicht erbittern, verträgt alles, glaubt alles, hoffet alles und duldet alles. Sie hört nimmermehr auf......

Natürlich, das Räthsel löste sich bald. Clärchen war viel zu gut, um vor dem Forschen der Mutter etwas verbergen zu wollen. Ihrer Schwester, der schneidigen und klugen Anna, hatte sie ohnehin schon gebeichtet, daß sie mit dem früheren Schulkameraden, dem wegen seinen üblen Gewöhnungen verrufenen Georg Schneidebutz im Einverständniß, und ihm von Herzen gut sei. Georg habe vortreffliche Eigenschaften neben den üblen, sein innerster Kern sei gut, aber die äußere Schale hart und rauh, gesundes Holz, aber ungehobelt, ein Edelstein, aber ungeschliffen. Nur eine Frau, die ihn liebe mit ganzer Seelenstärke, und von ihm ebenso wiedergeliebt werde, könne ihn glätten und hobeln und schleifen, zum vorzüglichen Menschen bilden und glücklich machen. Sie fühle sich berufen und von ihrer Liebe getrieben, das zu thun, wenigstens den Versuch dazu zu machen, und der Anfang sei schon gemacht und wohlgelungen. „Sieh', Schwester Anna," fuhr sie mit Thränen in den Augen fort, „ich habe es einmal unternommen und kann es nicht lassen, Georg von seinen wüsten Untugenden zu heilen, von seinem Lärmen und Prahlen, seinem Fluchen und Schwören, und ihn glücklich zu machen, damit ich's auch sein kann. Du weißt ja, wie er mich damals von dem bösen Hunde rettete und selber einen Biß davon trug — seitdem wuchs mein Gefühl für ihn Jahr für Jahr, bis ich

zuletzt inne wurde, daß es die Liebe war, die ich im Herzen trug. An der Hochzeit von Milchmüllers Dorothea, da habe ich draußen im Obstgarten mich ihm verrathen, um ihn von den angefangenen Händeln zu behüten, und zugleich Adieu gesagt für immer; aber es ist anders gekommen, und wenn Georg sein Wort hält, das er mir gegeben hat vor Gott dem Allwissenden, und seine Leidenschaften bezwingt und in seinem Betragen ein neuer Mensch wird, dann bin ich sein auf Leben und Sterben. Und er bringt's fertig, sollst's sehen, du weißt gar nicht welch ein liebherziger Bub der Georg sein kann, wenn er recht will und man ihn richtig behandelt, und das kann ich, und er weiß es auch und ist glücklich, daß es endlich so gekommen ist, und ich dazu. Ich kann dir gar nicht sagen, Anna"......

Thränen erstickten ihre Stimme und die Augen der Schwester wurden auch naß. Sie war mit Clara völlig einverstanden und redete ihr Muth und Hoffnung ein. Wie es um's eigene Herz stand, das behielt sie noch vorläufig für sich, da die Schwester jetzt genug für sich selber zu denken und zu sinnen hatte. Der Mutter aber machte sie im Einverständniß mit Clara Mittheilung von dem Stande der Dinge.

Etwas überraschend war der Mutter die Sache doch. Aber, als eine kluge und klar blickende Frau, besah sie dieselbe auf allen Seiten. Sie fuhr nicht dazwischen mit allerlei stichelnden und wegwerfenden Reden, wie manche Mütter thun, wenn sie hören, daß der für die Tochter erhoffte Prinz — nur ein „gewöhnlicher" Bursche ist, mag er im Uebrigen noch so brav und tüchtig sein. „So Einen hätte meine Zirbeline noch lange haben können, was hat denn das für Eile!" Du lieber Gott, es mag ja sein, oder auch nicht. Es frägt sich eben, was das für Einer ist, mit andern Worten: Was ist er werth, nicht an Geld oder Erbschaftsaussichten, sondern an Charakter und Tüchtigkeit. Da liegt der Hase im Pfeffer, wie der Franzsepp sagt. Und ebenso ist es mit den Töchtern. Es hat schon Mancher, unter Naserümpfen seiner Eltern und Geschwister, ein braves und tüchtiges Dienstmädchen geheirathet, das „nichts hatte", und doch ihrem Bräutigam ein reiches Heirathsgut einbrachte, gerade wie des Josenhansen Amrei dem Johannes des reichen Landfriedbauern. Jenes „Barfüßele" hinterließ überall Segensspuren, wo ihr Fuß hintrat und ihre Hand hielt das Glück gefangen, weil es in ihrem eigenen Herzen war, der eigenen Tüchtigkeit entsprossen. Wo das Herz auf dem rechten Flecke sitzt und die Augen mitten im Gesichte, da hat es keine Gefahr wegen dem „Nichtshaben"; vielleicht ist solche Tüchtigkeit ein sicher angelegtes Capital, das in alle Zukunft reiche

Zinsen trägt, ohne sich selber aufzuzehren. Eines darf dabei nicht vergessen werden: es gebt Viele, die das Reichwerden oder Vorankommen nicht gut vertragen können. Sie werden gar so übermüthig, tragen den Kopf so hoch wie ein Storchennest auf dem Hausgiebel, und darum ist auch hierzulande die Redensart entstanden von dem gebildeten (reichgewordenen) Hausknecht, und von dem „Shoddythum" überhaupt.

Also, die Wittwe Fuchs besah sich die Sache auf allen Seiten und überlegte vorsichtig und liebevoll, so wie es eben nur eine verständige Mutter kann; dann sprach sie zu ihrer Tochter, freundlich, Vertrauen erweckend, und lernte ohne Verzug die Umstände vollständig kennen. Danach faßte sie ihren Entschluß und beauftragte Clara, ihren Liebhaber zu einer Unterredung einzuladen.

Georg Schneidebutz dachte, es noch nicht wagen zu dürfen, sofort um Clara anzuhalten. Seine Umkehr war zu neu, sein Vorsatz noch zu unbewährt. Er war erfreut, daß die Mutter mit ihm reden wollte, aber zur Freude gesellte sich auch Furcht. Sein früher so vorlautes und hochnasiges Wesen ließ ihn nun im Stich, da es Ernst galt. Wie, wenn die Mutter Claras nichts von der Sache wissen wollte? Was dann?......

Freundlich empfing ihn die rüstige Frau und ging sogleich auf ihr Ziel los. Es war ein strenges, aber kein unfreundliches Verhör, das Georg und Clara zu bestehen hatten.

„Es ist im Allgemeinen so übel nicht," sprach am Schluß die Mutter, „was ihr da miteinander gesprochen und verabredet habt. Ich habe Dich, Georg, aufwachsen sehen und kenne Dich und Deine guten Eigenschaften, aber auch die bösen. Ich glaube, wenn es Dir gelingt, diese zu bemeistern und Clara zu gewinnen, daß ihr beide ein glückliches und zufriedenes Paar werden könnet. Sie mildert Deine Schärfe, Du gibst ihrer Milde Kraft; sie hemmt Dein Ungestüm, Du belebst ihre Beschaulichkeit; sie liebt Dich mit der ganzen Kraft ihrer Seele, Du hast dasselbe Gefühl und wirst Dich ihrer würdig zeigen, so hoffe auch ich, nicht nur ihr beide. Aber die Zeiten sind veränderlich und die Menschen noch mehr. Das Gold muß sich im Feuer bewähren und der Mensch in der Geduld. Ein fester, zuverlässiger Charakter entsteht nicht über Nacht wie die Pilze im Sumpf, sondern bedarf viel Regen und Sonnenschein, wie die Traube am Weinstock, bevor er gereift ist. Das Leben ist ein Kampf, und wer noch nie in's Feuer gekommen ist, der ist noch kein gemachter Soldat, wäre er noch so gut einexercirt. Darum sollt auch ihr beide das Feuer — der Prüfung bestehen, bevor

der entscheidende Schritt gethan wird. — Du, Georg, gehst auf ein Jahr wenigstens hinaus in die Welt, wo es fremdes Brod gibt und einen Meister, der nicht der eigene Vater ist. Entweder lernst Du Dich selbst und Deine üblen Angewöhnungen beherrschen, und wirst dadurch ein tüchtiger und umgänglicher Mensch, der in gute Gesellschaft paßt, oder Du wirst das, was Du zum Theil schon gewesen, ein Raufer und ein Schreier und Flucher. Das letztere ist ohnehin bei Dir zu Hause. Und für Dein Geschäft ist es ebenfalls zweckmäßig, wenn Du siehst, wie man dasselbe auch an anderen Orten betreibt. Dein jüngerer Bruder mag zu Hause in Deine Stelle einrücken. Kommst Du dann über Jahr und Tag gesund an Leib und Seele als ein fixer Bursch wieder heim, und ihr beide habt noch dieselbe Liebe und Neigung im Herzen, dann habe ich nichts dagegen, wenn ihr das Band festknüpft, das euch jetzt schon umschlingt. Unterdessen lernt die Clara warten, und dann wird sich erzeigen, wie ihr die Prüfung bestanden habt. Ist Dir's so recht, Georg?"

Der zögerte keinen Augenblick mit seiner Zustimmung, und der alte Schneidebutz, als er mit dem Stand der Dinge bekannt gemacht wurde, hatte ebenfalls nichts dagegen. Ehe vier Wochen in's Land gingen, war Georg reisefertig. Als er kam um Abschied zu nehmen, da ließ die Mutter die Beiden allein, indem sie sagte: „Macht's kurz, Kinder." Bald war's geschehen. Clara weinte und die Schwester Anna dazu. Lächelnd bemerkte sie unter Thränen zu Georg, wie oft er künftig den Trutzvers singen werde: „Geh du nur hin, du hast dein Theil," u. s. w. Zuletzt reichte Georg der Mutter die Hand.

„Komm als braver Sohn wieder, oder mir nicht mehr vor die Augen! Gott behüte Deinen Ausgang und segne, wenn die Zeit kommt, Deinen Eingang, Amen!" Ihre Lippen bewegten sich im unhörbaren Gebete. Clara ging still in ihr Zimmer und Anna rumorte in der Küche herum, um ihre Gedanken zu bemeistern. — Um fünf Uhr ging das Boot ab, das Georg Schneidebutz nach New Orleans bringen sollte. Vater und Brüder gaben ihm das Geleite bis zum Schiffe.

Die spitze Lies' aber, die konnte nicht klug werden über die stattgefundene Abreise, trotzdem sie überall hinhorchte und Jedermann ausfrug. Ihre Mutter, die Weberlene, munkelte von „Durchbrennen" bei der Marketbas', und diese sagte wie immer: „Gott b'hüt uns davor." Es muß eben Klatsch sein in der Welt, daß die Menschen ihren Trubel haben.

5. Die Kur geht zu Ende.

Pfingsten, das lieblichste Fest, war gekommen, und die ganze weite Natur stand im schönsten Brautschmuck. Das Frühobst hatte schon abgeblüht und an manchen Stellen scherzte der Wind mit den abgefallenen Blüthenblättchen auf dem Rasen, trieb sie hin und her, hob sie wirbelnd empor und ließ sie wieder zur Erde fallen, bis die meisten zerstreut waren in allen Richtungen, gerade wie es den Menschen ergeht im Wirbelwinde des Schicksals. Droben, östlich vom Broadway, am Fuße des „Mound", hatte in alten Zeiten ein französischer Ansiedler ein paar späte Goldrenetten gepflanzt, welche noch einige Blüthen zeigten, aber die Frühkirschen, welche daneben standen, lange später durch die jetzigen Besitzer gepflanzt, die trugen bereits vielversprechende Früchte, grüne Erbsen an langen Stielen, und die spielenden Kinder reckten schon die Hälse nach den Zweigen der Kirschbäume empor und warfen sehnsüchtige Blicke darauf, und mochten fast nicht die Zeit der Reife erwarten, wie es oft nicht nur den kleinen, sondern selbst den großen Kindern ergeht. Und doch reift alles zu seiner Zeit, nur Geduld, du eiliges Menschenkind. Der Wind schüttelt die Blüthensterne und der Regen begießt sie in strömender Fülle, aber der goldene Morgensonnenstrahl küßt die nassen Zweige und trocknet die Thränen der Regennacht. Ehe wir uns dessen versehen, ist schon die Reife gekommen und das Ziel erreicht. Dann wird die Frucht gebrochen und gesammelt — vergiß es nicht, der du gepflanzt bist, o Mensch, in den großen Baumgarten dieser Welt, Frühkirschen reifen schnell......

„Nun rathe, was ist das:

Weiß wie Schnee, grün wie Klee,
Roth wie Blut, schmeckt allen Kindern gut."

„„Die Erdbeere!""

„Nein, die Kirsche am Baum!"

So streiten sich die spielenden Kinder unter den Obstbäumen, bis sie zuletzt einsehen, daß beides richtig ist; dann spielen sie im Frieden weiter und freuen sich ihres Daseins und daß die Kirschen bald reif und roth werden, wie ihre eigenen frischen Kinderlippen.

Anders als die kleinen, streiten die großen Kinder, und zum Frieden kommen sie nicht so leicht, bis der Tod sie streckt und dem Handwerk Feierabend gebietet. Ist doch für Manche das Klatschen und Weitersagen und Händelstiften wirklich zum Handwerk geworden, mögen sie im übrigen noch so arbeitsscheu sein.

Am „Mound-Market", jenem kleinen Markthause, das heute noch

steht, aber wenig mehr benutzt wird, stehen ein paar Weiber vor der Bude der Marketbase und ihres lahmen Hans. Und die Weberlene flüstert ihr eifrig in's Ohr, halblaut, aber doch auch für Umstehende hörbar, und die Angeredete schüttelt bedächtig den Kopf und schlägt die Hände zusammen und murmelt wieder ihr gewöhnliches „Gott b'hüt uns davor!"

Später kam noch die spitze Lies' herbei gelaufen, um mit dem Hans zu plaudern. Da ging es von neuem an, und es hatte gar kein Ende mit dem „man sagt, man hört, man vermuthet, man will wissen, es verlautet" — und wie der Klatsch eben beginnt und die Eingangsformeln lauten. Dann heißt es: Der und Jener hat davon gehört, und Die und Diese weiß es auch, und zum Schlusse kommt das Gewissen und verschanzt sich hinter die löcherige Brustwehr des moralischen Vorbehaltes: Ich sag's wie ich's gehört habe, bestimmt weiß ich's nicht und gesehen habe ich's auch nicht. Dazu bemerkt sehr treffend der berühmte Schriftsteller Auerbach im „Forstmeister" durch den Mund Jorns: „O ich sehe die Klugen, wie sie das Kinn in die Hand nehmen und mit pfiffiger Miene dreinschauen, die Achseln zucken und sagen: Es muß doch was dran sein. Pfui! Alte Weiber in Männer- und Frauenkleidern thun groß und sagen: Es muß doch was dran sein."

An was? Nun, das kam bald zum Vorschein, nachdem die Weberlene mit der Bas', und die Lies' mit dem Hans gesprochen hatte. Das war gerade wie Feuerlauf, wie ein „Ausschellen" zu früherer Zeit.

Eine Frühlingspartie war angesagt und in dem Gebüsch und unter den Bäumen am Flusse veranstaltet worden. Die Bekannten aus der Gegend vom Mound, und von der Stadt überhaupt, waren dazu geladen und fanden sich zahlreich ein zum schönen Feste in Gottes schöner Natur unter dem blauen Himmelszelt und unter frischbelaubten schattigen Bäumen. Die Fuchsen-Mädchen waren auch da, obgleich Clara anfänglich schwer dazu überredet werden konnte; aber ihrer Schwester, der muntern Anna, konnte sie nichts abschlagen.

Gotthold Bliesewitz lachte das Herz im Leibe, als er sie von weitem sah, und doch bekam er Herzklopfen und im Gesichte ward er so roth wie ein gesottener Krebs. Seit der bekannten Hochzeit von des Milchmüllers Dorothea hatte er das Mädchen nie mehr allein zu Gesicht bekommen und auch nicht gesprochen. Aber unvergessen waren die Worte, die ihm damals unter dem Apfelbaum in die Ohren tönten, gewaltig wie die Posaunen vor Jericho. Der „Tappes", den sie ihm damals in's Gesicht warf, der hatte ihn aufgeschreckt und ihm den Staar gestochen und

die Augen geöffnet. Eine innere Umwandlung hatte sich seither an ihm vollzogen. Seine Rede war fester geworden, und den lieben Gott führte er selten mehr so unnütz im Munde, wie er das früher im elterlichen Hause gewohnt war. Sein Muth war stärker, sein Auftreten kräftiger. Das vollzog sich zwar langsam, aber sicher, ohne Aufsehen zu erregen.

Es ging gegen Abend und hoch schlugen die Wogen der Freude. Die Mailuft, wohl auch der Maiwein, hatte dazu beigetragen. Und da droben am „Mound" hatten immer fröhliche Leute gewohnt, die waren heut' alle zu Stelle. Weiter gegen den Fluß zu war ein hübscher Spielplatz, und ein lebhaftes Pfänderspiel war dort im Gange. Andere sahen zu, lachten und schwatzten.

Plötzlich gab es Wortwechsel und zornige Reden. Geschehen denn Zeichen und Wunder? Ist das der stille, schlottrige Gotthold Bliesewitz, der schüchterne Lämmerkopf, wie ihn Georg Schneiderbutz öfters genannt hatte? Der spricht so aufgeregt, so entschieden, so drohend?

„Wer das sagt, der lügt, und ich werde es ihm beweisen; heraus mit der Sprache! Wer Andere hinterrücks schlecht machen will und verdächtigen, der soll auch die Folgen tragen solcher Ungerechtigkeit. Ich lasse meinen abwesenden Freund nicht im Stiche, daß ihr's nur wißt!"

„Brav gesprochen, Gotthold Bliesewitz, da hast Du meine Hand," rief die entschiedene Anna Fuchs. Aber die Clara war weiß geworden wie ein Lilienblatt. Was wurde denn über Georg gesprochen, wer hatte von ihm Nachtheiliges gehört?

Das kam bald zu Tage, denn das entschlossene Auftreten des jungen Mannes wurde allgemein gebilligt, und nach kurzer Hin- und Herrede, da war's offenbar: die spitze Lies' hatte ihrer Klatschzunge wieder einmal den Lauf gelassen, und mit Hülfe des ihr zu Gefallen lebenden lahmen Hans hatte sie in geschickter Weise ausgestreut, daß Georg ein lautes lustiges Leben führe in New Orleans, so nach der alten Weise, und dort eine Braut habe. Darum sei er seiner Zeit so unerwartet auf und davon gegangen.

„Woher stammen diese Nachrichten," forschte Gotthold, „wer hat sie empfangen, von wem kommen sie her?"

Da war der Tanz bald aus, denn die Lies' wußte die Quelle nicht zu nennen, aus der das trübe Wasser geflossen war, das sie herum gereicht hatte. Jedermann war innerlich überzeugt, daß die Geschichte erfunden und erlogen war, und daß der Gotthold wie ein wahrer Freund gehandelt habe, dem Unfuge sogleich ernstlich und entschieden ein Ende zu machen. Der Mißton und das entstandene Mißbehagen löste sich

wieder, und mit leichtern Herzen traten die meisten Anwesenden mit einbrechender Dämmerung den Heimweg an. Einer aber sagte gerade wie Auerbach lange später den Forstrath im „Forstmeister" sprechen läßt: „Hört! Wenn von einem Freunde Uebles berichtet wird, da sagt jeder Rechtschaffene zuerst: Ich kenne meinen Freund, was da Uebles berichtet wird, ist nicht wahr, das kann nicht geschehen sein; sollte derartiges geschehen sein, so müssen Umstände dabei walten, die die Sache ganz anders erscheinen lassen. Wer nicht so denkt, der weiß nicht, was Freundschaft ist."

Wie es kam, ist schwer zu sagen, aber eine Thatsache war es, daß der Gotthold mit den beiden Schwestern, Clara und Anna Fuchs, noch lange beisammen blieb, als der Festplatz bereits von allen Festbesuchern verlassen war. Auf einem alten Baumstamm saßen die Drei neben einander und hatten sich viel zu sagen.

„Sieh', Gotthold," sprach die schneidige Anna, „ich war wie aus den Wolken gefallen, als ich mit einem Male Deine Stimme hörte, fest, klar, entschieden, und doch so anständig und wohllautend. Ich freue mich darüber recht von Herzen. Ich hörte schon lange, daß Du Dich sehr zu Deinem Vortheil verändert habest, und die Gewißheit davon habe ich nun mit eigenen Ohren gehört. Die täuschen am wenigsten. Was ich Dir in jener Nacht gesagt habe, als wir zusammen an der Hochzeit waren, das soll vergessen und wir wieder Freunde sein, darauf reich' ich Dir die Hand." —

„Die ich mit tausend Freuden ergreife," fuhr Gotthold mit innerer Bewegung weiter, „die mir aber nicht mehr genügt, denn ich werbe um Dein Herz, Anna, mit der ganzen Kraft meiner Liebe. Der vergangene Winter, mit seinen vielen einsamen Stunden, die ich verlebte, der hat mich nachdenken lassen und hat mich zur Erkenntniß gebracht. Ich weiß jetzt, daß man auf eigenen Füßen stehen muß, um etwas zu gelten, und daß ein überzuckerter Mann nur ein Lebkuchengebild ist, das keinen Bestand hat im Lebensgewühle. Zwar, mein Sinn ist mild und mein Gemüth gottesfürchtig und demüthig; aber zugleich fühle ich mich stark, und an Deiner Seite, Anna, da allein erblüht für mich das Glück, das ich auch Dir bereiten möchte für's ganze Leben, so lange ein Tropfen Blut in meinen Adern ist."

Weiter sprechen konnte er nicht. — Träumerisch blickte das Mädchen vor sich nieder. Dann schlug sie ihr klares Auge voll und ganz zu ihm auf und ihr Blick tauchte sich fest in den seinen, als wollte sie durch den Spiegel des Auges schauen tief auf des Herzens Grund. — Kein

Wort wurde mehr gesprochen. Aber — wie es kam, wer kann das sagen — sie hatten sich erhoben und hielten sich fest umschlungen und gaben sich Hand und Kuß zum Bunde. Die Kur ging zu Ende.

Wie lange die Beiden noch dagestanden hätten?...... Schwester Clara aber, die sich entfernt hatte, als sie merkte wie die Sachen standen, fand es an der Zeit, ihrerseits Glückwünsche darzubringen, freudig und doch etwas beklommen, denn von den ausgestreuten Klatschereien der Weberlies' war doch vorläufig ein Dorn im Herzen sitzen geblieben. Das Mißtrauen, das einmal erregt wird, wenn auch verläumderisch, ist wie die Unverschämtheit: vornen hinausgeworfen, kommt sie bei einer Nebenthüre wieder herein, und wie viele Seiten- und Nebenthüren hat doch das menschliche Herz, auch wenn es nicht verliebt ist. Eifersucht und Mißtrauen wuchern auf jedem Boden, gerade wie giftiges Unkraut, und wer es ausraufen will, verbrennt sich leicht die Finger dabei, wie an Brennnesseln.

Gotthold, der Glückliche, dankte herzlich für den ersten Glückwunsch, der ihm und seiner Anna dargebracht wurde, aber er ließ es dabei nicht bewenden. „Du, meine künftige Schwägerin Clara, Du sollst bald klaren Wein eingeschenkt bekommen, da darf kein Schatten am Glase sein. Der Georg, mein Freund, ist Deiner würdig geblieben, ich schwöre darauf!"

„Ja Du, und schwören!" neckte die muntere Anna. Gotthold mußte lachen, ob er wollte oder nicht. Er dachte an das Capitel im Obstgarten bei der Hochzeit von des Milchmüllers Dorothea.

Mit kurzen Worten erzählte der neue Bräutigam seinen Plan. Nach Texas wollte er gehen und sich dort, wo so viele Häute des Gerbers warten, in seinem Geschäfte umsehen. Nun aber ginge die Reise zuerst nach New Orleans zu seinem Freunde Georg, den er munter und gesund an Leib und Seele auffinden werde. Die Wahrheit darüber werde er schreiben. Bis zum Spätherbst komme er heim, um seinem muntern Vögelein ein warmes Nest zu bereiten, denn er habe sich schöne Ersparnisse gesammelt und habe jeder Zeit einen sichern Verdienst. „Heidi! wird die spitze Lies' sich ärgern, wenn sie von der Doppelhochzeit hört, die wir im Herbste feiern — ich und du, und 's Müllers Kuh, heißt es im Kinderlied, jetzt aber heißt es: Clara und Georg dazu!"

Die Mädchen lachten. „Ist das," dachten sie beide, „der stille Gotthold Bliesewitz, der Leisetreter, der Haubenstock, der Teig, der nie Brod wird? Wie kann er bei den warmen Empfindungen seines religiösen Gemüths und dem Ernste seines erprobten Charakters doch so fröhlich

sein und freundliche Scherzreden gebrauchen, anstatt wie früher ein Gesicht zu machen a la irdisches Jammerthal und den Namen Gottes fortwährend zu mißbrauchen in allerlei unnützlicher Weise! —

Es war spät geworden bei dem Geplauder, und drüben über den Bergen in Illinois erhob sich der Vollmond am Horizonte. Berge sind es zwar nicht, sondern ein freundlicher Höhenzug, die „Bluffs" genannt, die sich in verschiedener Entfernung vom östlichen Ufer des Flusses erheben, in alten Zeiten wahrscheinlich an ihrem Fuße von seinen Fluthen bespielt. Silbern tanzten die Strahlen des Mondes über die weite Fläche des Stromes herüber und im Gebüsch und unter den Bäumen begannen sie die phantastische Schattenmalerei in allerlei Umrissen und Gebilden. Dem Alten selber huschte ein Wölklein über die breite Stirne, als er die Drei unter den Bäumen gewahr wurde. Er dachte, sie würden wieder so auseinander laufen wie damals im Baumgarten an der Olivestraße, keine drei Meilen von da, wo jetzt Kortkamps Weinberg ist und Braches die Fässer füllt. Aber die alten Bekannten waren neue Menschen geworden. Sie hatten eine derbe Kur durchgemacht und waren durch süße und sauere Medizin von ihren Schwächen geheilt und fertig — für das Leben? nein, dafür wird Keiner fertig, wenn er auch noch so fix zu sein vermeint, sondern blos zum Lebens-Kampf, fertig zur Arbeit, nicht mehr als angehender Lehrling, sondern als Geselle, als Vormann im eigenen „Shop", im eigenen Haus, und am eigenen Herd...... Das merkte auch der Mond, als er die leuchtenden Gesichter sah, und schmunzelte behaglich, denn er ist ein gar friedfertiger Wanderer und freut sich jederzeit über ein stilles, heimliches Glück, das vor der Sonne noch verborgen ist und das nur er und die stille Nacht kennt und weiß, und es Niemand weitersagt.

.......Zu Hause, im hübschen Gärtchen saß nach dem Feierabend die Mutter Fuchs und wartete auf ihre beiden Töchter. Zu beiden Enden der grün angestrichenen Gartenbank standen zwei wohlgepflegte, hoch aufgeschossene Oleander mit neuen hellgrünen Trieben und schwellenden Blüthenknospen, von denen einzelne bereits sich öffneten und ihr freundliches Roth durchschimmern ließen. Der Abendwind säuselte in den Zweigen zweier Schattenbäume, die vor dem Hause standen, und Dächsel, der Hund, hatte neben der Hausfrau Platz genommen und knurrte zuweilen mit geschlossenen Augen, gerade wie im Traume. Das Mutterherz war zu dieser Dämmerzeit seltsam bewegt. Altes und Neues, Vergangenes und Künftiges trat vor ihre ausschauende Seele. Was war es! Wohl auch Eigenerlebtes, mehr aber das Schicksal ihrer

beiden Kinder. Clara, eigentlich schon Braut, wenn der Bräutigam sich bewährte, hoffend und harrend, und das Mutterherz fast noch mehr als sie, — Anna ...... ja, wie wird für diese das Schicksal sich gestalten......

Eben ging der Mond auf und begoß mit seinem Schimmer die Gartenbank, und über den murmelnden Wassern des Stromes erblickt ihr Auge den zitternden Lichtstreifen, und freudig, wie von Ahnungen durchschauert, hüpfte ihr Herz auf: Licht! Licht auf dem Pfade der Zukunft für die heißgeliebten Kinder. — O Mutterherz, wie hoffst du leicht — und zagst du leicht. Hoffe nur, hoffe! Und wenn deine Hoffnung zur Täuschung wird, laß sie dennoch nicht fahren. Bricht das Auge im Jammer und Schmerz über ein irrendes Kind, hoffe, Gottes Gnade ist groß und seine Wege sind wunderbar. Hoffe für die Ewigkeit. Amen!

......Es nahten sich Schritte. Clara öffnete die Gartenthüre und erblickte die Mutter neben den Oleanderbäumen auf der Gartenbank. „Zürn' nicht, Mütterchen," bat sie schmeichelnd, „wir kommen spät, aber zu Dreien. Gotthold hat uns begleitet, und denke Dir: Er und die Anna haben sich miteinander verlobt und wollen um Deinen Segen bitten, damit ich Dir's gleich sage." Und mit kurzen Worten erzählte sie der freundlich aufblickenden Mutter, wie heute das Alles gekommen. Es sei nichts Neues zwar, aber die Knospe erst heute aufgegangen, wie die Rosen zu Pfingsten.

Die Mutter hörte ruhig zu, während Clara sprach. Die Anderen harrten still auf ihr Wort. Noch einmal richtete sie still ihren Blick auf das silberne Mondlicht, das über dem Strom erglänzte, und erhob sich.

„Reicht mir die Hand, Kinder, zur guten Nacht. Auch Du, Gotthold! Es ist spät geworden. Morgen nach dem Feierabend finde Dich ein, dann wollen wir weiter reden. Es ist schon gut, Gottes Wille geschehe!"

Damit trat die Mutter in's Haus; Clara und Anna folgten ihr auf dem Fuße, mit festem Händedruck entfernte sich Gotthold. Draußen, nach zwanzig Schritten, wendete er sich noch einmal gegen das Haus um und sang mit seiner melodischen Stimme mit innigem und gedämpftem Tone:

„Zur guten Nacht!
O mög'st Du ruhig schlafen,
Die Eng'lein für Dich wachen
Zur guten stillen Nacht."

Eine Gestalt beugte sich oben aus dem offenen Fenster und ein weißes Tuch winkte: Zur guten Nacht!

Der alte Mond aber lächelte still vergnügt hernieder, als wäre er selber einst jung gewesen und kenne das Glück wahrer Liebe.

......Es waren noch keine drei Wochen vergangen, da kam schon ein Brief von Gotthold aus New Orleans an Anna Fuchs, und darin lag ein kleinerer an Clara, der ungefähr lautete: „Viktoria, piff, paff, puff!" Dein Liebster, der Georg Schneidebutz, mein Freund, das ist der bravste Kerl unter der Sonne und kein falsches Haar an ihm, und gesund an Leib und Seele, und in meine künftige Schwägerin verliebt bis über die Ohren. Zum Herbst machen wir beide Hochzeit, nämlich nicht der Georg und ich zusammen, sondern jeder mit seiner Braut, versteht sich, und unser alter Pastor, bei dem wir confirmirt worden sind, der versteht es, den Knoten zu schürzen."

Clara leuchtete hell auf vor Freude. Die Anna aber drohte ihr schelmisch mit dem Finger und sagte: „Sieh' 'mal Eines den stillen, übermüthigen Menschen! Ich werde ihn etwas kürzer halten müssen."

......Zum Herbst war richtig die Doppelhochzeit. Die Freude war groß auf allen Seiten und die Engel vom Himmel jubelten drein. Auf dem „Mound" feuerten junge Bursche nach alter Sitte Ehrensalven ab.

Die Dorothea war eigens zur Hochzeit gekommen. Am nächsten Tage nahm sie die beiden jungen Paare mit sich auf die Farm, denn die Trauben waren reif und der Most süß. Große Hochzeitsreisen waren damals noch nicht Mode und die "Sleeping Cars" noch nicht eingeführt. Als sie zurück kamen, gingen sie tapfer an die Arbeit. Die Kur war zu Ende.

Die spitze Lies' heirathete später den Hans, aber die Ehe war unglücklich. Ihre Zunge war zu spitz, und der Hans zu lahm. Die alte Bas', als sie davon hörte, sagte im Ernst: „Gott b'hüt uns davor."

Den „Mound" haben die Leute später abgetragen, aus Unverstand, gerade wie sie früher schon den schönen klaren See in der Mitte der Stadt aufgefüllt hatten. Unsere Zeit liebt nicht Hohes noch Tiefes; flach — das ist die Losung des Tages.

Schau um Dich — Schau in Dich.

Zeitbetrachtungen,

aus der „Union" gesammelt und auf mehrfaches Verlangen den Erzählungen beigefügt.

Bessere Zeiten.

(October 1879.)

Schau um Dich! Was siehest Du? „Bessere Zeiten," das ist klar und offenbar, trotzdem Manche noch unzufrieden beifügen, daß sie davon noch wenig gemerkt hätten. Das kann wohl sein. Es wird nicht gleich Jeder von der Sonne beschienen; es kommt drauf an, wo er steht. Aber das steht fest: auf die sieben magern Jahre sind endlich die fetten im Anmarsch. Ein reicher Erntesegen, der seines Gleichen sucht, hat unserm Lande große Reichthümer und goldene Schätze in den Schooß geschüttet. Es ist alles vollauf, was nöthig ist für Menschen und Vieh. Es ist mehr, es ist Ueberfluß.

Und nun kommt dazu, daß in manchen Ländern Europas eine Mißernte eingetreten ist. Sie haben nicht genug Brod, sie leiden Mangel und müssen kaufen, viel kaufen um schweres Geld. Da findet unser Ueberfluß Absatz und Verwendung, und das Geschäft ist in vollem Gange. Die Schiffe fahren hinüber, vollgeladen mit Weizen und Mehl, mit Fleisch und Schmalz, und bringen uns nicht nur, was wir im Umtausch gebrauchen können, allerlei Waare und Fabrikat, sondern obendrein Gold, viel Gold, und das macht den „schlechten Zeiten," wie diese seit Jahren von Jedermann beklagt wurden, sicherlich ein richtiges Ende.

Ist das etwa nicht recht und wünschenswerth? O ja, aber Biesebrecht hat doch ein Haar in der Sache gefunden. —

Zuerst aber kehren wir um einige Jahre in die Vergangenheit zurück. Das war um die traurige Kriegszeit, als die Regierung dieses Landes Armeen aus dem Boden stampfen und ausrüsten, bewaffnen, verproviantiren und transportiren mußte. Das schuf eine ungeheure Nachfrage, ein weites Feld für den Absatz aller Produkte und Fabrikate. Ein Soldat im Feld zur Kriegszeit kostet bekanntlich mit allem, was drum und dran hängt, was verbraucht oder verdorben wird, das zehn- und hundertfache eines einzelnen Kostgängers im Frieden. Und die Regierung bezahlte gut und bezahlte cash, wenn auch nur mit Papier, mit Greenbacks, die bald im Preise sanken, weil es eben nur Papier war und kein richtiges Weltgeld, wie man es in jetzigen Zeiten haben muß. Weil der Krieg so lange dauerte und die größten und ungeheuersten Anstrengungen gemacht werden mußten, um die amerikanische Union vor ihrem Verfall zu bewahren, so wurde nämlich des Guten beinahe zu viel, der Credit, das Vertrauen sank, oder vielmehr: die Waare stieg, ihr Werth verdoppelte und verdreifachte sich, die gesteigerte, ungewöhnliche Nachfrage und das zweifelhafte Zahlungsmittel trieb den Preis jeder Waare in die Höhe, und zwar in einem Grade, von dem man sonst nie eine Ahnung gehabt hatte.

Das Geld kam auf diese Weise zum Schornstein herunter, es lag auf der Straße, es regnete in Strömen, Manche ersoffen förmlich in der Fluth der Greenbäcks, und noch ehe der blutige Krieg zu Ende war, begann der üppige Carneval, und man lebte herrlich und in Freuden wie jener reiche Mann im Evangelium, oder wie das Sprichwort sagt, wie der Herrgott in Frankreich. Ja, das war ein Leben! Lauter Flötenspiel und Geigen, alle Tage Juchhe und Zuckerbrod, und das Rottenfeuer auf den Schlachtfeldern knallte äffend nach im Champagner-Geplänkel, und volle Salven wurden gegeben mit köstlichen Weinen vom Rhein und von der Mosel, und der Fünfundsechziger gar war ein gefährlicher Bursche, der den Leuten die Köpfe berückte wie die blonde Wassernixe dem Fischerburschen am Strand.

Ja, das war ein Leben! Man hörte es rauschen in der Luft wie Wasserfälle, die zwar nur auf den Köpfen getragen werden, das Rauschen aber kam von Sammt und Seide, die die Menschen über die Straßen und Seitenwege schleppten, nicht nur in den Städten, sondern selbst draußen auf den Dörfern und Farmen, um Scheune und Kuhstall herum. Die Boys in Blue brachten Geld die Fülle, Sold und Bounty, und wußten kaum wohin damit. Der Arbeiter erhielt dreifachen Tagelohn, der Lieferant die höchsten Preise, der Cräckerbäcker

in St. Louis baute sich ein „Schloß", heut' noch das „Cräker-Castel" genannt, und die Andern bauten sich wenigstens Luftschlösser, und meinten, das müsse so fortgehen bis zum jüngsten Tag, denn das Vermögen war ja da, man hatte es ja, man konnte es afforden.

Aber auf den tollen Carneval kam bald genug ein Aschermittwoch. Da ging die Herrlichkeit zu Ende. Wie gewonnen, so zerronnen. Der Krach brachte Heulen und Zähnklappern. Der Rundtanz war vorüber und der Bankerott rief nun die Quadrillen auf, zu denen der Constabler und der Auktionär die traurige Musik lieferten. Die „Papiere", die Stocks und die Shares, purzelten auf ein Minimum herunter, Lotten und Leasen wollte Niemand mehr haben, die ungeheuren Vorräthe, welche die heillose Ueberproduktion geschaffen, fanden keine Verwendung, die Feuer unter den Dampfkesseln löschten aus, die Paläste kamen unter den Hammer und die Menschen drin in bittern Jammer — kurz, es kamen auf die sieben fetten nun die sieben magern Jahre, wie zur alttestamentlichen Zeit im fernen Morgenland. Wahrlich, es war eine schlimme Zeit, „kein Geld unter Leuten," wie das geflügelte Wort hieß, obgleich das Geld nicht vom Erdboden verschwunden war, sondern nur die eingebildeten Werthe und die wilde halsbrecherische Spekulation, mitsammt der dummdreisten Unternehmungs- und Gründungswuth.

Als der Krug in Scherben brach,
Gab es einen großen Krach —

reimt, wie Biedermeier mit der Leyer, so der Onkel Biesebrecht.

S c h a u u m D i c h ! — Besser soll's nun kommen, besser ist's schon geworden. Die schreckliche Krankheit hat ausgetobt, das Fieber ist vorüber, die Luftblasen sind geplatzt, das Spinnengewebe ist weggefegt, die Luft ist reiner geworden, gesunder der Handel und Wandel und das geschäftliche Leben. Man hat gelernt Einschränkungen zu machen, ist bescheidener und zufriedener geworden, die Schule der harten Zeit ist nicht wirkungslos geblieben. Man hat versucht, sich mehr nach der Decke zu strecken (weil man mußte), und es ist vielfach ganz prächtig gelungen. Man hat den Luxus, der zu der berüchtigten Schoddyzeit in's Regenbogenfarbene ging, beschränkt, die Einfuhr vermindert, die Ausfuhr vergrößert, und ist im Ganzen genommen sparsamer geworden. Ei, ei, Sparsamkeit und Amerika — wie reimt sich das zusammen! Freilich nur weil es mußte, nach dem alten Sprichworte „Vogel friß oder stirb." Und jetzt kommt plötzlich die Mißernte in Europa und die Vollernte in Amerika, und was nun?

Schau um Dich! Es fängt gut an, aber wie? das lesen wir allbereits schon in öffentlichen Warnungen, wie z. B. die „Ill. St. Ztg.“ schreibt:

Als vor sechs oder acht Wochen die „Chic. Trib.“ vor einem neuen Krach warnte, dem das Land mit vollen Segeln entgegensteuere, da mochte das als schwarzseherische Angstmeierei belächelt werden. Hatte doch damals die bessere Zeit kaum erst begonnen und war in manchen Geschäftszweigen kaum zu spüren. Zudem durfte man wohl annehmen, daß, so leichtsinnig und leichtlebig auch das amerikanische Volk sei, es in den sechs Jahren der schweren Noth doch wenigstens soviel Weisheit und Vorsicht gelernt haben werde, wie ein Kind, das sich die Finger verbrannt hat und in der Folge das Feuer scheut.

Allein diese Annahme, so natürlich sie auch war, scheint sich doch nicht zu erwahren. Denn wie ein heftiger Wirbelsturm ist plötzlich wieder die wildeste und tollste Gier nach plötzlichem Gewinn über das Land losgebrochen. — In allen Geschäftszweigen herrscht der boom; — in allen steigen die Preise mit fieberhafter Geschwindigkeit und der Umsatz ist so kolossal, als sollte Alles nachgeholt werden, was man sich in den bösen sechs Jahren hat versagen müssen. Die Kunde, daß Europa jetzt der Schuldner Amerikas ist und seine Schulden in Gold bezahlen muß, scheint Hunderttausenden von Menschen die Köpfe ebenso arg verrückt zu haben, wie vor acht Jahren der „Milliardensegen“ den Menschen in Deutschland. Alles steigt: Getreide, Fleisch, Eisen- und Holzwaaren: vor Allem aber — und dies ist das Bedrohliche — die Frachtpreise der Eisenbahnen. Die Eisenbahnkönige sind entschlossen, Heu zu machen, so lang die Sonne scheint. Binnen drei Monaten haben sie die Frachtpreise auf den Hauptverkehrslinien um 75 bis 100 Prozent erhöht, also den Verdienst der Ackerbauer an ihrer Ernte entsprechend verringert. So lange nun in Europa die Getreidepreise steigen, so daß auch hier höhere Preise erzielt werden, mag die von den Eisenbahnen geübte Erpressung den Bauern nicht sehr fühlbar sein; allein das würde sofort anders werden, wenn der boom in Europa nachließe und der Weizen von $1.10 wieder auf 95 oder 90 Cents herabgehen sollte.“

Und ein anderes Blatt, der „Anz. d. W.“ schließt einen Artikel mit folgenden Worten:

So mehren sich auf allen Gebieten unseres wirthschaftlichen Lebens die Zeichen, daß die Sucht ohne Arbeit, durch Spekulationen, reich zu werden, wieder anfängt den Leuten die Köpfe zu verdrehen und

die Lehren der letzten Krisis schon vergessen worden sind, aber je schneller man wieder zu ruhiger Ueberlegung kommt, desto leichter wird der Rückschlag zu ertragen sein, der schon jetzt unvermeidlich erscheint.

Und ein drittes Blatt fügt diesen Mittheilungen bei:

Eine Nation, welche wie toll nach arbeitslosem Gewinne jagt und ihren Wohlstand auf das Unglück und den Ruin ihrer Nebenmenschen gründet, entbehrt alles sittlichen Gehalts, und wird deßhalb über kurz oder lang bei ihrer tollen Jagd das Genick brechen.

(Biesebrecht führt das alles ausdrücklich an, damit er nicht allein als Schwarzseher oder Klugpfeifer angesehen werde.)

Und weiter sagt er: Schau in Dich! Frage Dich selber: woher rührt all das vergangene wie das kommende Elend? Es kommt von dem bösen Geiste der Zeit, der selbst die bessern Menschen erfaßt hat. Unser Land ist ein gutes Land, und es hat viele Kirchen, aber es hat zu wenig Religion. Es ist ein christliches Land, auch ohne Staatsreligion, aber es hat zu wenig praktisches Christenthum. Es heiligt den geschäftsstillen Sonntag, aber zu wenig die arbeitsvolle Woche. Man predigt so viel von Sabbathsfeier und Temperenzzwang und über allerlei theologische Lehrunterschiede und Glaubenssatzungen — aber zu wenig vom wirklichen Leben, von allem dem, was ein Volk hebt und zu wahrer Wohlfahrt leitet, oder von dem, was dasselbe an den Rand des Abgrundes führt. Man hat es meist nur mit der Bibel zu thun, allerdings das Buch der Bücher, aber zu wenig mit der Geschichte, die doch auch göttliche Offenbarung ist. Man verurtheilt die kleinen Sünden und Sünder und weiß die großen Krebsschäden der Zeit kaum anzufassen. Allerdings, das Eine thun, aber das Andere nicht lassen. Wenn im Handel und Geschäft die Grundsätze der striktesten Ehrlichkeit außer Geltung kommen und die wildeste Spekulation den Markt beherrscht, — wenn im Wetten und Wagen die eigene Ehre, die Existenz der Familie, die ganze Zukunft auf's Spiel gesetzt und jeder Börsentempel von den Wechslern zur Mördergrube gemacht wird, — wenn das Monopol dem Schwächern das Messer an die Kehle setzt und ihn um den Fleiß seiner sauren Arbeit betrügt und aussaugt wie die Blutigel, — dann ist es Zeit, daß auch die Kirche um sich schaut und mit lauter Stimme den unehrlichen Geschäftsknifflern, den unsaubern Spekulanten, den gewissenlosen Monopolisten zuruft: Halt! Ihr thut Sünde! Bedenket das Ende! Wenn auch das bürgerliche Ge-

setz euch nicht fassen kann, Einer über uns kann's schon! Ihr ruinirt und demoralisirt ein ganzes Volk und gehört eher in's Zuchthaus als ein gewöhnlicher Dieb! Ihr seid Schacherjuden und Wucherteufel, wie es nie ärgere gab. Wehe, wehe, wenn über Nacht eure Seelen von euch gefordert werden.......

O — schau um Dich, schau in Dich!
Noch ist es Zeit. —

Papier.

(1. November 1879.)

Schau um Dich! Was siehest Du? Herbstblumen in den Gärten, bunte Blätter in den Wäldern, reiche Herbstespracht rings umher im milden Sonnenschein. Verschwunden ist die dörrende Hitze, die Menschen athmen auf, sie freuen sich des Daseins, das weder durch die qualmende Hitze des Sommers, noch durch die eisige Kälte des Winters erschwert wird. Und schön ist der amerikanische Herbst, die schönste und angenehmste Jahreszeit von allen, und wenn Ende Oktobers sich an die schönen Herbsttage noch der sogenannte Indianer- oder Altweiber-Sommer anreiht, dann mag die angenehme Zeit oft tief in den Winter hinein dauern. Doch nicht vom Herbst und seinen letzten Rosen, nicht von farbenreichen Blumen und bunten Wäldern wollte Onkel Biesebrecht heute sprechen oder schreiben, sondern von ganz andern Dingen, von Blättern, die nicht an den Bäumen wachsen, wie die schönen Mädchen in Sachsen, wenn das Scherzwort die Wahrheit berichtet, was sehr zu bezweifeln ist, sonst hätten die amerikanischen Waldverwüster und Bäumeschinder das längst ausgefunden und einen richtigen Kahlschlag getrieben.

Schau um Dich! Was siehest Du? Papier, sagt der alte Biesebrecht, Papier, nichts als Papier, von Lumpen gemacht, oder von Stroh und Bast und Fasern, lauter lumpiges Zeug, zu unserer lumpenpapiernen Zeit, da man sogar das Geld aus Papier schlagen zu können vermeinte, notabene ohne etwas Festeres hintendran zu setzen. Nun, das sogenannte "Rag-baby" hat sein Leben nicht weit gebracht, und wahrlich, dem Krüppel ist die ewige Ruhe zu gönnen. Ein schwindsüchtiges Dasein ist überhaupt keines, obgleich es immer gewissenlose

Aerzte gibt, die selbst dem unheilbarsten Patient noch Heilung und Rettung versprechen und ihm ein langes Leben mit guter Gesundheit und delikaten Zuckererbsen in Aussicht stellen, bis der blasse Tod der laufenden Doktorrechnung einen Strich darunter setzt.

Schau um Dich! Gibt es auf der ganzen weiten Gotteswelt etwas, das so geduldig wäre als das Papier? Es läßt sich schneiden und wickeln, drucken und pressen, leimen und kleistern, es leistet erstaunliche Dienste und läßt zu Allem sich willig gebrauchen. Es ist so weit damit gekommen, daß wir füglich unsere Zeit, so eisern auch ihr Rad ist, eine papierne nennen können. Eine Sündfluth von Papier! Man macht sich kaum einen Begriff davon, Tonnen davon wie Tropfen in's Meer! Packpapier — Druckpapier — Schreibpapier — Seiden- und Pergamentpapier, Papier zu allerlei Fabrikation und Arbeit — Papier ...... man denke sich das heutige Leben ohne Papier! —

Man hat gemeint, das gefährlichste Papier sei das, welches als Geld bedruckt und gezeichnet wird, oder als Werthpapier, Börsenpapier, Aktienpapier, Stocks und Shares, und wie die Dinger alle heißen, lauter zierliches und eitles Zeug, das Jedermann auf den ersten Blick sagt und prahlt: „ich bin so und so viel werth." Ja wohl! heute, aber was ist's morgen? die Hälfte, ein Viertel, oft auch gar nichts mehr, je nachdem, je nach Steigen und Fallen, je nachdem die tödtliche Krankheit die schleichende oder die galloppirende Schwindsucht ist.

Das sind schlimme und schmerzhafte Leiden, aber die schlimmsten sind es nicht. Man kann sich dagegen schützen, kann klug sein und Verstand gebrauchen, sich nicht vorschwatzen lassen, nicht Alles für baare Münze nehmen. — Gebrannte Kinder fürchten das Feuer, und wer wohl aufmerkt, und mehr und klüger ist als ein Kind, der wird es bald bleiben lassen, verbrannte Kastanien aus dem Feuer zu holen. Am Geldbeutel sind die Menschen meistentheils am empfindlichsten und die Lektionen in Bezug von Dollars und Cents werden am schnellsten begriffen. Das ist immer so gewesen, und wird so bleiben in Ewigkeit. Es gibt viel schlimmere Papiere als diese, die etwas Bestimmtes sein wollen und zuletzt doch nichts sind.

Schau um Dich! Schleichende Gifte sind in der Regel die gefährlichsten, weil sie anfänglich nicht beachtet werden, nicht bis es zu spät ist, bis sie in's Blut übergegangen sind. Solch ein schleichendes, wucherndes Gift ist zu unserer heutigen lumpenpapiernen Zeit die — Zeitungs- und Bücherschreiberei, das Papier, das buchstabenbedeckt das Land überschwemmt.

Ei, ei, was fällt denn dem Onkel Biesebrecht ein? Aus Büchern und Zeitungen kommt ja die Bildung, der Fortschritt, die Wissenschaft, die Unterhaltung, alles Gute überhaupt — und der Onkel ist ja selber so etwas von einem Federfuchser und schreibt für „die Union", und es soll gar nicht ungern gelesen werden, was er in seiner eigenen Art und Weise erzählt, so ist ihm schon öfters gesagt worden. — Er bedankt sich schönstens für's Compliment, aber er bleibt dennoch steif und fest bei seiner Aussage: es steckt Gift in der Bücherei und Blätterei; was ein Segen sein sollte und könnte, ist zu einem guten Theil verpestet; es ist zum Uebel geworden, das um sich frißt wie ein verzehrendes Feuer.

Wie so? Erstlich ist des Guten zu viel geworden, und Zuviel verdirbt das Spiel. Zuviel ist ungesund. Es ist eine Ueberschwemmung, eine Sündfluth an Blättern und Büchern, daß man davor sich kaum zu retten weiß. Das Abonniren und Subscribiren und Hausiren, verbunden mit dem nöthigen Drangsaliren, das macht Vielen das Leben sauer. Das ist eine Concurrenz, die ganz fürchterlich ist. Auf der Leipziger Büchermesse werden gegenwärtig alljährlich mehr neue Bücher in Verlag und Handel gebracht als früher in zehn Jahren. Zwei Drittheile werden nie verkauft. Den hiesigen Verlegern geht es ebenso. Und erst die Blätter, die Zeitschriften, die Journale, die "monthlies", die "weeklies" von den "dailies" und von den sogenannten „Zeitungen" überhaupt gar nicht zu sprechen, die sind beinahe unzählbar wie der Sand am Strande. Jedes Gewerk, jedes Fach, jede Richtung auf den verschiedenen Lebensgebieten ist durch Dutzende von Organen vertreten, jedes County, jedes Städtchen hat sein Blättchen und je größer das Format, desto größer die Ehre, gerade wie bei der Eitelkeit per excellence: je länger die Schleppe, desto feiner die lady — prosit die Mahlzeit.

Zweitens: Wir lesen und hören viel von der Verfälschung und Vergiftung der Lebensmittel, die zu unserer körperlichen Nahrung dienen. Ebenso verfälscht und vergiftet sind die meisten unserer Mittel, die dem Geiste zur Nahrung geboten werden. Es ist nicht nur die Zahl der Gerichte, sondern auch ihre Massenhaftigkeit, die schädlich wirkt. Es gibt eine Uebersättigung, die der Geist nicht verdauen kann, eine Unmäßigkeit, die die allerschlimmsten Folgen hat. Wer da Tag um Tag sich durchlesen will durch die Masse der Artikel, der Nachrichten und Mittheilungen, dem wird sicherlich bei alle dem so dumm, als ging ihm ein Mühlrad im Kopf herum. Er

weiß oft am Abend nicht mehr, was er am Morgen gelesen hat, weil er es eben nicht gelesen, sondern nur „überschnarrt" hat. Hurryupp! Alles mit Dampf, in der größten Geschwindigkeit, welche bekanntlich keine Hexerei ist. Wären die Blätter um die Hälfte kleiner im Umfang, und der Lesespalten zur Hälfte weniger, dann könnten diese auch mit um so mehr Verstand wirklich gelesen werden. So aber eilt das Auge darüber hinweg und übersieht in der Regel das Beste, das, was wirklichen Nährwerth für den Geist hätte, wenn es mit Verstand, d. h. mit Muße oder mit nur mäßiger Eile gelesen würde.

Und nun gar erst der Stoff dieser gefüllten Leseschüsseln. Daß Gott erbarm! Amerikanische Küche, halb gar, halb roh. Sensation, Aufsehen, Schein, hohle Nüsse, ungewaschenes Zeug, schlüpfrige Dinge, blühender Unsinn, Lächerlichkeiten — und daneben die Schule des Verbrechens, die allergenauesten Einzelheiten eines Scandals, eines Ehezwistes, einer Bordellgeschichte, eines Einbruchs, einer Spree mit Mord und Todtschlag im Handumdrehen, vermischt mit Baseball, mit Red Stockings und Blue Stockings, mit Party-Berichten und Kleiderausstellung a la Mode-Journal — da erstickt das gute Saatkorn, das noch dazwischen gestreut sein mag, unter den Disteln und Dornen, der gute Geschmack geht verloren bei solchem geistigen Preßschlapp, ein Mixtum wie boarding-house hash zehnter Classe an der Clabber Alley.

Beseht euch doch einmal den papiernen Lebensgang eines Kindes. Kaum aus den Windeln, kommen schon die ersten Bilderbücher. Gut, wenn nicht da schon eine Uebersättigung stattfindet, wie zuweilen mit der Milchbottel. Dann geht es zur Sonntagsschule. Das erste Büchlein, Karten und Kärtlein mit bunten Bildern, das Sonntagsblatt, manchmal auch zwei, noch ehe das Kind lesen kann. Dann die Schule. Da gibt's Bücher über Bücher, Textbücher die Hülle und Fülle, eins eins nach dem andern wird durchgedrückt, wie beim Wurstmacher die Wurst. Der Schulweg ist mit Büchern förmlich gepflastert. Je größer das Kind, desto schwerer die Bücherlast, die es mühsam umherschleppt, aber wenig davon zu verdauen im Stande ist. Zwischen hinein kommen nun schon die "novels", die Räubergeschichten, die Gruseliaden, die Galgenromantik, die fun Stories, die Wochenblätter für die Jugend, mit überspanntem und ungereimtem Zeug, an die sich dann, leider, die Hauszeitungen anschließen und gierig verschlungen werden, ungekaut, wie das Kaninchen von der Riesenschlange im zoologischen Garten.

Später, oft auf Jahre hinaus, hält diese krankhafte Lesewuth an. Morgens vor dem Frühstück, des Mittags ein Stündchen, Abends bis

zur Mitternacht und darüber. Da wird alles verschlungen, was Gedrucktes in den Weg kommt. Geht es zu einem Picnic, in's Freie, werden Blätter und Bücher mitgenommen; auf der Spazierfahrt liest das Lesefräulein seinen Roman und das große Buch der Natur, das da aufgeschlagen ist, bleibt ungelesen und unverstanden, gerade wie meistentheils die andern Bücher auch, besonders wenn noch etwas Ordentliches drin steht, nicht blos Sensation- und furchtbare Räubergeschichten, mit Büchse, Revolver, Dolch, Bowiemesser, Gift, Kerker, Brand, Schrecken allerhand. Schauderhaft! O diese Uebertreibungen! Welche Pest!

Oder, auf der andern Seite, das süße, seichte, nichtssagende, langweilige Zeug, mit Leierkasten-Melodien, matt, schwach, wie homöopathische Dosen, bald in den Wolken, bald unter der Erde, aber selten darauf, nicht aus dem Leben gegriffen, ohne markige Grundtendenz, ohne Frische und Kraft — welche Zeitvergeudung, welche Schlaftropfen für das aufwachsende Geschlecht! —

Schau um Dich! Wie die körperliche Nahrung, so sollte die geistige auch sein: gesunde Hausmannskost! Das meint nicht lauter Schwarzbrod mit Wurst, und schließt nicht aus die Gans auf Martini, noch den Turkey auf Thanksgiving, — aber alles mit Maß und Ziel, nicht übertreiben, nicht überladen, weder den Magen mit Essen, noch den Geist mit Papier. Wahrlich, die Blätterei und Bücherei ist ausgeartet. Es gibt zu viel davon. Der Zahl wie der Masse nach. Die eine Hälfte ist faul, giftig, die andere wird davon angesteckt. Und mit diesem Satansbrei wird das heranwachsende Geschlecht aufgefüttert.....

Schau in Dich! — Werde nicht ärgerlich, alter Biesebrecht, denn Du änderst nichts daran! Ganz recht, aber gesagt muß es sein, heraus muß es. Man kann nicht immer lispeln und säuseln: Liebes Engelein, lies nicht zu viele Büchelein — es muß zuweilen auch Jemand mit der Faust auf den Tisch schlagen und von der Leber weg sprechen: Halt! fort mit dem Giftstoff, diesen und jenen Blättern, Broschüren, Büchern! Nur Gutes in's Haus, und selbst davon nicht zu viel, damit es richtig verwendet werde. Der schlechte Lesestoff ist — eine S ü n d e, und die blinde Lesewuth dazu.

Das Papiergeschwür aber wird wachsen bis es reif ist zum Aufbrechen. Dann mag die Heilung kommen, wenn der Körper noch genug Kraft hat, um auch diese Krisis nebst den andern Krankheiten der Zeit zu überstehen. Gott allein mag's wissen. Alte Culturvölker sind auch an gewissen Krankheiten zu Grunde gegangen. Schau um Dich — schau in Dich!

Armen-Zustände.

Schau um Dich! Was siehest Du? Trübe Wintertage, schwere Nebel oder silberner Frost auf den Hausdächern am frühen Morgen, zuweilen ein paar verirrte Schneeflocken, bis eines schönen Morgens Felder und Wälder, Hof und Straßen vollgeschneit sind und der richtige Winter sein frostiges Regiment angetreten hat, bis linde Frühlingslüfte ihm das mit Eiszapfen geschmückte Scepter wieder aus der Hand winden.

Er ist ein harter und unfreundlicher Geselle, der Winter, und Angenehmes bringt er gerade nicht viel mit. Die Lust der Jugend zum Schneeballengefecht oder zum Schneemänneraufrollen dauert in der Regel nicht sehr lange, besonders wenn die Biese pfeift, so ein richtiger Nordwester aus der ersten Hand. Und das Schlittschuhlaufen ist wohl ein schönes Vergnügen, aber nicht Jedermanns Sache, sowenig als das Schlittenfahren, denn billig zu haben sind in der Regel alle beide nicht, für den Städter nämlich. Draußen im Lande, oder droben im Norden, wo der Schnee oft monatelang liegen bleibt, ist das eine andere Sache.

Und doch hat auch der Winter sein Schönes, wie jede andere Jahreszeit. Er bringt warme Zimmer in die Häuser und trauliche Heerdfeuer, und führt die Menschen näher zusammen an den trüben Tagen und an den langen Winterabenden. Es thaut da zuweilen wie in einer lauen Mainacht, in den Herzen nämlich, und treibt und knospet manch ein Blümlein in dem näher zusammengerückten Kreise, wenn auch Eisblumen am Fenster stehen und der Wind schauerlich in den Giebeln pfeift. Ja, ja im hellen Wohnzimmer, „zur Seite des wärmenden Ofens,“ wohlgenährt und wohlgekleidet, da schafft auch der Winter schöne genußreiche Stunden im trauten häuslichen oder freundschaftlichen Kreise.

Wie aber, wenn nur ein trübes Kerzenlicht flackert in der kalten Stube, das Feuer im Ofen erloschen ist, der Wind durch die schlechtverschließenden Fenster und Thüren dringt und der Magen weder innerlich durch Nahrung, noch äußerlich mit angemessener Kleidung erwärmt wird — wie aber dann? Das ist die Kehrseite des Winters und eine traurige dazu. Da wird der kalte Winter zur Geißel der Armuth und Jammer und Elend, Hunger und Zähnklappern ist in seinem Gefolge. Da wird er ein ungleich schlimmerer Peiniger, als irgend eine der andern Jahrszeiten. Was da helfen kann, das ist allein

die Wärme der Liebe! das ist die warme, milde Hand! Die Bescheerung nicht blos zu Weihnachten, dem Feste der Liebe, sondern den ganzen Winter hindurch, überall da, wo die Noth herrscht und der bittere Mangel, wo Kinder frieren und hungern, wo kraftlose Mütter oder kranke Hausväter den Kampf mit dem winterlichen Unwetter nicht mehr aufzunehmen vermögen. O, schau um Dich — freundlicher Leser.

Schau um Dich! Es gibt des Elends zu dem andern noch mehr. Kalte Stube und leerer Magen, trübes Licht und dünnes Kleid, — das ist schon schlimm genug. Kommt aber dazu noch ein kaltes Herz und ein leeres Gemüth, ein trübes Geisteslicht und ein dünner, durchlöcherter Charakter, — ist es um den innern Menschen nicht besser bestellt, als um den äußern — dann ist es um so schlimmer, dann ist der Sumpf des Elendes gleichsam bodenlos geworden, und eine Rettung daraus beinahe eine Unmöglichkeit. Zur leiblichen Armuth noch die geistige, zum Schmutze des Elendes noch den Schmutz der Sünde und der Verkommenheit, zum finanziellen Bankerott noch den moralischen, das ist das Traurigste, was es geben mag und geben kann. Und wie oft in heutiger Zeit finden wir beides zusammen vereinigt. Armuth und Sünde, leibliche und geistige Versumpfung, die dahin lebt wie das Vieh im Stalle, und sich im Kothe wälzt wie das bekannte borstige Hausthier. Ganz besonders sehen wir das in größeren Städten, in verrufenen Quartieren, bei Weißen und Schwarzen, und beim professionellen Tramp.

Schau um Dich! In der Stadt St. Louis erschien kürzlich in den öffentlichen Blättern der Jahresbericht der sogenannten „Provident Association," oder um deutsch zu reden, des freiwilligen Unterstützungs-Vereins, der seine Organisation über die ganze Stadt ausbreitet und seit dem Herbst 1878 bis Herbst '79 eine Summe von $23,000 verausgabt hat. Der angestellte Superintendent macht darüber verschiedene interessante statistische Mittheilungen, aus denen unter anderm auch hervorgeht, daß die Zahl der unterstützten Familien 2,400 beträgt, im Ganzen eine Kopfzahl von 8,240, wovon etwas mehr als die Hälfte, nämlich 4,818 — Eingewanderte. Von diesen 2,400 Familien sagt der Jahresbericht in Bezug der Confessionen wörtlich Folgendes:

Römisch-Katholische..	18
Protestantische..	27
Zu keiner Kirche gehörig..................................	2,355
Macht zusammen....................	2,400

Jetzt schau um Dich und betrachte einmal genau diese traurigen Zahlen! Dem alten Biesebrecht ist es weh und bang geworden davon. Er kennt die Armuth aus erster Hand, er ist selber ein Armenpfleger und hat jährlich über ein paar hundert Thaler zu diesem Zwecke zu verfügen. Er weiß, wie die Armuth aussieht in ihren verschiedenartigen Gestalten. Er kennt die kämpfende und ringende Armuth, die heldenmüthig aus dem drückenden Jammer herauszukommen strebt und ein reines Gewissen hat, und er kennt auch die Armuth der Sünde und der Verkommenheit, ihren geistigen und leiblichen Schmutz, ihre geistige und leibliche Trägheit und Faulheit, ihren schauerlichen Stumpfsinn, der öfters an Blödsinn grenzt — kurz das ganze A B C des Lebens in großen und kleinen Buchstaben. Aber in dieser Weise aufgerechnet hat er das menschliche Elend der Armuth noch nicht gesehen, und bei all seiner Erfahrung kannte er nicht den Umfang und die Tiefe dieses Uebels.

Diese traurigen Zahlen! Den alten Biesebrecht schüttelt es wie Fieberfrost und Thränen rinnen über seine Wangen, während er dieses schreibt und das ganze Elend gleichsam mit durchlebt und durcharbeitet. Von 100 armen Familien, die Unterstützung erhalten, kaum z w e i, sage zwei, die sich noch zu einer Kirche halten, die noch Religion haben, die ihre Kinder in der Armuth nicht auch zugleich v e r t h i e r e n lassen, die noch einen Trost, einen Halt, eine Hoffnung, einen Gott im Himmel haben, ein Gebet in der Noth, ein Gewissen als Wegweiser und Wächter auf dem sauern Wege des Mangels, eine Zufluchtsstätte in der Verlassenheit.

Wehe, wehe, daß es so weit hat kommen müssen. Neben der Armuth hockt das Laster, neben der Noth die Schande und das Verbrechen. Dort rekrutirt sich das Correktionshaus für die Jungen, und das Zuchthaus und der Galgen für die Alten. Wo die sittlichen Triebe nicht geweckt, das Gewissen nicht geschärft wird, da strauchelt der Fuß, eh' er sich's dessen versieht.

Wo die Jugend nicht in Zucht und Lehr' gehalten wird, wer soll später sie bändigen! Wo die religiöse Erziehung fehlt, sowohl im Hause als in einer kirchlichen Gemeinschaft, woran soll denn Moral und Sittlichkeit erkannt, gewürdigt und geübt werden. Das Bischen Freischule, das, wenn es gut geht, den Kindern der verarmten und unterstützten Familien zu Theil wird, das gibt ihnen wohl die nothdürftigsten Kenntnisse, aber nichts für das Herz, nichts für das Gemüth. Keine Erkenntniß über den Zweck unsers Daseins, noch über

die allgemeinen und besondern Pflichten des Lebens. Von eigentlicher Bildung ist noch lange keine Rede, denn ächte Bildung ist nicht nur Kopfbildung, sondern sie umfaßt auch Herz und Gemüth, sonst ist sie nur Halbbildung, Schein, Flitter, Maskentand, gerade wie Leierkasten und Nigger-Show, Kalenderholzschnitte oder "Capt. Jenks of the horse marine" zu Kunstleistungen zu rechnen sind, die Manche an die Stelle der Kirche und Religion setzten möchten. — Und wie Viele kommen nicht einmal zur Freischule, sondern zur Bettelschule, und studiren anstatt des Lesebuchs den Lumpaci Vagabundus auf der offenen Straße. Daß Gott erbarm! Von hundert armen Familien zwei, die sich noch zu einer Kirche halten. —

Schau in Dich! — Wer trägt die Schuld? Wer ist dafür verantwortlich? Vielfach die überklugen Leute, die Schlaumeier, die alles besser wissen und die Kirche als eine Verdummungsanstalt ausschreien, die Religion verspotten, ohne sie zu kennen notabene, und einen Jeden zum Pfaffen stempeln, der von Gott und seiner ewigen Weltordnung spricht, und alles das mit souveräner Geringschätzung behandeln, was Tausenden und Millionen als heilig und als höchstes Gut gegolten hat, Eltern und Voreltern, zu allen Zeiten, und auch noch in der Gegenwart, obgleich unter mancherlei Schädigung. Anstatt gottesfürchtige Christen, die selbst in der Noth nicht von Gott und seinen Geboten abfallen, bildet man „Freidenker," (?) und das Wort allein thut's schon, damit ist aller „Aberglaube" überwunden, katholischer wie protestantischer. Schon das bloße Wort liegt Manchen schwer im Magen, aben „so ein Bischen Französisch — das macht sich ganz wunderschön," so etwas Paris und etwas Pittsburg, natürlich mit Petroleum und Fackelbeleuchtung — —

Schau in Dich! Daß dem armen Volk nebst den andern Gütern auch noch die Religion abhanden gekommen ist, davon trägt nicht bloß der Unglaube die Schuld, trotz allen Verhöhnungen und Aufreizungen, die in der Regel da den fruchtbarsten Boden finden, wo ohnehin schon eine gewisse Unzufriedenheit vorhanden ist. Die Schuld liegt zum Theil auch an der Kirche selbst. Diese ist bekanntlich nichts weniger als vollkommen. Sie kann irren und ausarten, und sie hat es oft gethan, in alten und neuen Zeiten. Sie streitet um Satzungen und übersieht dabei das, was noth thäte. Sie bleibt beim Alten und vergißt das Neue, die neuen socialen Gestaltungen. Sie will immer mit demselben Pfluge die Furchen ziehen, und schädigt sich in den neuen steinigen Feldern der Zeit. Sie hat zu wenig Verständniß für das

wirkliche Leben mit seinem ewigen Wechsel. Sie spricht zu viel und handelt zu wenig, und heutzutage ist ein praktisches Christenthum die Hauptsache.

Liebe predigen, aber auch Liebe üben durch allerlei gute Werke, und das ist eins der Besten: dafür zu sorgen, daß den Armen das Evangelium gepredigt werde, daß sie nicht verlieren den einzigen Trost und Halt in dem sorgenvollen Dasein, nicht geistig verkommen wie sie sonst verkommen sind.

Schau um Dich — schau in Dich! Biesebrecht hat wohl wieder etwas recht, aber ...... Ja eben hat er recht, das Aber dagegen ist nicht recht. Hinter dem Aber steckt die Sünde. Mit dem Aber kommt man nicht vom Fleck, all sein Lebtag nicht. Wie denn? Durch Anfassen und Zugreifen, vor allem in die eigene Tasche. Opfern vom eigenen Wohlstand — und zwar etwas mehr als einen Nickel. Merke Dir Sonntags die Armenbüchse neben der Kirchenthüre. Hast Du ein neues Kleid, einen neuen Hut, so weihe ihn ein an der Sammelbüchse. Hast Du nichts Neues, um so besser kannst Du geben. Wie viel war's denn, was Du gabst im laufenden Jahr? ...... Nix in der Bix! — Die Rechnung stimmt bis auf einige wenige Ausnahmen. Sind nicht ein paar arme Kinder in der Nachbarschaft? Rufe sie, kleide sie, hilf sie etwas ausstatten zur Confirmation, fasse sie bei der Hand, erwecke ihr Zutrauen und ihren Respekt, sei nicht zu vornehm und so gleichgültig. Und wenn die arme Frau im schäbigen Kleide zur Kirche kommt, mache ihr Platz neben Dir, rümpfe nicht etwa die Nase und sei nicht so kalt gegen sie wie Eiszapfen. Halte ihr Dein Gesangbuch hin, wenn sie selber keines hat, und sag' ihr beim Ausgang, sie solle bald wieder kommen, es sei doch schön im Gotteshaus, und manch gutes Wort zu hören und der Gesang und die Orgel richten das Herz auf und lindern das Leid. Und sag' ihr, sie soll auch die Kinder mitbringen — jo wäger, den Peter und das Mariele, und wenn sie nicht Schuhe haben, so sind da vielleicht noch ein Paar, die dem Kinde passen mögen, für Dein eigen Töchterlein sind sie vielleicht zu klein geworden. Und ein übriges Kleid ist auch noch da, das man passend machen kann, und Nachbars Franz hat seinen Rock verwachsen, das wäre gerade für ihren Zwölfjährigen, das wollen wir einmal besehen.

Wenn Du so sprichst mit freundlichen Worten, und nicht nachlässest, und wenn möglich selber einmal in's Haus gehest und wieder mahnst und erinnerst und gibst, was Dein Wohlstand Dir erlaubt, und nicht fürchtest, es möchten Mäuse im Haus sein oder Käfer — —

o es müßte helfen zur allgemeinen Besserung, retten Eins und das Andere aus dem Sumpfe der mehr und mehr zunehmenden Verthierung der Jugend, und es würde das Uebel bei der Wurzel angefaßt, das uns im Bettel und Vagabundenthum, in Lastern aller Art, schier über den Kopf zu wachsen droht.

Schau um Dich — schau in Dich! Dann thue Dein Bestes und Deine Pflicht.

Weihnachten.

(1879.)

Schau um Dich! Was siehst Du? Draußen weiße Felder und Wälder, Bäume mit weißen Blüthen, aber ohne grüne Blätter, mit hängenden Eiszapfen anstatt der lockenden Frucht. Rauchende Schornsteine in der Stadt, tausendweise, und kräuselnde Wölklein über denselben in allerlei Gestaltung. Zuweilen mächtiger, dichter Qualm, als erhöbe sich über der Mündung des Kamins so ein richtiger Neger-Wollkopf und schüttelte seine bürstendichten pechschwarzen Haare, ein drolliger Anblick fürwahr, aber ein sinniges Bild dennoch, ein Bild von Zeit und Ewigkeit, von Werden und Vergehen, von Weilen und Eilen, von Etwas und Nichts.

So ein rauchender Schlot! Kein angenehmer Nachbar, aber unterhaltend für den, der ihn versteht und mit sehenden Augen betrachtet. Schau doch um Dich, über Dich! Wie ragt er hoch empor in das winterliche Himmelsgezelt, wie drängen die gekräuselten Wellen, schneller und enger als die stürmischen Wogen am Strand. Und dann? Verronnen in der Sonnen, ein schwarzer Kometenschweif verschwindend nach ellenlangem Dasein in der frischen Luft, seitwärts, wohin der Wind weht, oder aufwärts in himmelstürmender Höhe. Gerade wie menschliches Dasein. Ueppig hinaus in's luftige Leben. Aber es ist Rauch, ein Dampf, ehe Du Dich's versiehst, wird seine Spur nicht mehr gefunden.

Schau um Dich. Drinnen in den Häusern geschäftiges Leben, lange Abende zur Arbeit und viel heimliches Thun und Treiben, oft bei verschlossenen Thüren, damit keine Ueberraschung geschehe! O Weihnachtszeit! Du liebe traute Weihnachtszeit. Schöner wirst Du mit jedem Jahr. Nicht zum Jubel, nicht zur lauten kindlichfrohen Lust.

Aber zum Sinnen und Denken, zur Einkehr, zum Stillstehen und Umsichschauen. Der Zweig am Christbaum neigt schwerbehangen sich Dir zu und bietet die freundliche Gabe. Jedes Lichtlein lächelt Dich an mit hellem Schein und flüstert im Flackern von vergangenen Zeiten. Jede Nadel an der Tanne markirt verflossene Tage und Stunden, gerade wie die Stecknadeln auf der Generalstabskarte die Bewegungen der Armee. Da ein voller Zweig mit den Nadeln der Lust und Freude, kaum zu zählen, junges Schoß, üppiggrün, Augenweide und liebliches Reis am blüthengeschmückten Lebensbaume der Jugend. Daneben der alternde Zweig, mit den trockenen halberstorbenen Nadeln, als Zeichen der Last und des Leids, der schweren Tage im Sonnenbrand und im Wintersturm der eilig entschwindenden wechselnden Zeit.

O Weihnachtsbaum! Wie traut und wie sinnig. So traut und so lieblich der fröhlichen Jugend der helle Kerzenschein am Baume und in den lachenden Augen, und sinnig und bedächtig dem bleichenden Alter mit geschärftem Blick. Ein Baum um den andern, gerade wie ein Jahr um das andere. Wie bald sind doch die Lichter niedergebrannt! Nur noch glimmender Docht, etwas Rauch und Qualm, und dann Hinsterben und Erlöschen, bis auch nicht Eines mehr blinkt am schwanken Zweige. — Wie war das sonst ein reges Leben um die glänzende, glitzernde Tanne! Das Christkind bescheerte die Gaben durch die liebe warme Mutterhand! O, die Lust und die Freude der Kleinen! Aber sie wachsen heran, wie einst das Kind von Bethlehem, und nehmen zu an Verstand, bis das Aelteste oder Vorwitzigste hervorrückt mit der altklugen Frage:

„Lieb' Mutter, warum sagst Du doch:
Das Christkind hat Dir das gebracht?
Du hast das Eine ja gekauft,
Das Andre hast Du selbst gemacht."

Und freundlich lächelnd antwortet die Mutter:

„Mein liebes Kind! der heil'ge Christ
War einst ein Lehrer lieb und werth,
Und wie er selbst voll Liebe war,
Hat er die Lieb' auch mich gelehrt.

„Drum, was in Lieb' ich Dir gekauft,
Und was in Lieb' ich Dir gemacht,
Das hat der Liebe mich gelehrt,
Das hat das Christkind Dir gebracht."

Es ist stille geworden unter dem Tannenbaum. Sie sind hinausgezogen in die weite Welt um fremdes Brod zu essen, um eignen Heerd

zu gründen. Dem Einen winken die Rosen zum hochzeitlichen Feste, das Andere — liegt unter dem Rasen...... So wird es einsam unter dem Tannenbaum. Grün sind seine Zweige Jahr um Jahr, aber bleicher und bleicher werden die Locken, enger der Kreis, müder die Schritte, trüber das Aug'. Wozu denn noch den Baum? Zum Traum! Zum süßen seligen Traum. Was wäre denn das Leben anderes als ein Traum......

Setze Dich ruhig hin unter den Lichterbaum, alter Biesebrecht. Such is life! Wie ein Rauch, wie ein Traum! Und sitzest Du einsam, so hast Du doch Dich selber. Siehest Du nicht die Kerzen leuchten, über das bald zu Ende gehende Jahr? Die sinkende Jahressonne, untertauchend in das Meer der Ewigkeit?

Schau um Dich! Fröhliche Weihnachten im Lande weit und breit. Reiche Garben und schwere Aehren. Auch für Dich ist Dein Theil gewachsen, Du sorgendes Menschenkind. Keiner ist ausgeschlossen, auch nicht Einer, er schlösse sich dann selber aus mit unzufriedenen Klagen. Selbst die Armuth leidet wohl nur ausnahmsweise wirklichen Mangel am Nöthigsten, und dann meistentheils aus eigner Schuld, wegen gänzlicher Verkommenheit. Ganze Gegenden am Hungertuche nagen zu sehen, halbe Dörfer dem Hungertyphus verfallen — das kennen wir bisher nicht in Amerika. Aber das andere kennen wir: Die allgemeine Verschwendung in Küche und Keller. Es wird mehr weggeworfen und zu Grunde gerichtet als nöthig wäre, die Mittellosen und Hülfsbedürftigen zu nähren. Der geringste Tagelöhner hier ißt besser und nahrhafter, als drüben der bemittelte Bürgerstand. Hat denn nicht dort Großmütterchen schon den Enkel gelehrt, daß das Stück Brod in der Hand heilig sei und daß nicht das Geringste davon umkommen dürfe? So that es später die sorgliche Mutter. Und beide waren recht, heilig ist das Brod, jede gute Gabe Gottes, um die wir beten: Gib uns unser tägliches Brod! O möge der Weihnachtsbaum überall seine geschmückten Zweige breiten in Hütten und Palästen über reichliche Tafeln zur festlichen Zeit, daß die Augen dankbar sich erheben zum Geber aller guten Gaben, der uns in dem laufenden Jahre so reichlich bedacht und gesegnet hat.

Schau um Dich! Fröhliche Weihnachten. Stehen nicht um den Lichterbaum meistens frische, kräftige Menschen, jung und alt in gesunder Lebenskraft und körperlichem Wohlsein? O, welch herrliche Bescheerung! Der Gaben beste, die köstliche Gesundheit. — Zwar, nicht in jedem Hause trifft das für Alle zu, und Leidende gibt es genug,

mit blassen Wangen und kraftlosen Gliedern. Und auch der Todesengel zog umher und winkte da einem lieblichen Kinde, dort einem kräftigen Jüngling, der blühenden Jungfrau, oder dem fleißigen Hausvater, der rastlosen Mutter zum Feierabend, mitten im Tagwerk des Lebens.

Ach ja! Es sind Lücken auf dem Weihnachtstische, der Häufchen sind weniger geworden. Nicht die allein fehlen, die draußen in weiter Ferne, sondern auch die, so in's Grab gebettet worden sind......Weine nicht! Und gehen Dir auch die Augen über, winken die leuchtenden Kerzen Dir zu: Selig sind die Todten, die im Herrn sterben. Sie ruhen aus von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach. Weine nicht!

Schau um Dich! Friede waltet über unserm weiten Vaterlande. Auch ein köstliches Gut! Verstummt, wenn vielleicht auch nur auf kurze Zeit, ist der wüste Streit der Parteien, und immer mehr der Bürger lernen einsehen, daß wahre Vaterlandsliebe nicht absolut an eine der bestehenden Parteien gebunden ist, und daß es nicht ankommt auf die Masse des Lärms und nicht auf die Leidenschaftlichkeit des Geschreis in Wort und Schrift, die Wohlfahrt der Nation in Wirklichkeit zu fördern. Untergeordnete Tagesfragen sollen nicht verwechselt werden mit Prinzipien, welche die Geschichte festgestellt und schlackenfrei geläutert hat. Die wahre republikanische Freiheit kann nur bestehen in fester Ordnung und Zucht, nicht durch Parteien, sondern durch das Gesetz, das von Jahrzehnt zu Jahrzehnt Schritt halten und sich entwickeln und weiter bilden muß im Geiste der Zeit und ihrer Bedürfnisse. Auch das Recht ist Religion, und seine Hüter und Vollstrecker sind Diener Gottes, dem sie verantwortlich sind, und dessen Gericht sie nimmermehr entgehen werden. — Seht doch auf den schönen Weihnachtsbaum. Da ist der Stamm, die Aeste, die Zweiglein, die Nadeln — jedes in seiner besondern Form und in seinem eigenthümlichen Schmuck. Das alles zusammen macht den Baum und mit den daran befestigten Kerzen den Weihnachtsbaum — ein schönes Sinnbild der nordamerikanischen Union, unsers gemeinsamen Vaterlandes. Der Stamm bedeutet unsere National-Regierung, die Aeste sind die einzelnen Staaten, die Nebenzweiglein die einzelnen Städte und Dörfer, die Nadeln — das Bürgerhaus, und das alles zusammen bildet die amerikanische Nation. In dieser Weise gedeutet wird der zur Feier des Geburtsfestes des Heilandes geschmückte Weihnachtsbaum zugleich ein schönes Sinnbild unserer Zusammengehörigkeit als eines großen, mächtigen, neuerstandenen Volkes. Jedes Licht ein Staat, mit dessen Namen be-

zeichnet, der ganze Baum die Union, umstrahlt im Kerzenglanz von dem Geiste dessen, der die Menschen zu Brüdern, zu Kindern des ewigen Vaters im Himmel gemacht hat. —

Schau um Dich! Unter dem Weihnachtsbaume kommen dem Onkel Biesebrecht gar mancherlei sonderbare Gedanken. Konnte der Baum nicht auch bedeuten unsere Union der evangelisch-protestantischen Gemeinden? — Der Stamm das Gefüge der Organisation, die Aeste und Zweige die verschiedenen verbundenen Gemeinden, die grünen Nadeln die Glieder derselben, die Lichter — wer anders, als die Prediger des göttlichen Worts, die Verkündiger dessen, von dem das Licht der Welt ausging, die, denen vor allem aus der Zuruf gilt: Lasset eure Lenden umgürtet sein und eure Lichter brennen! — Fürwahr eine sinnige Deutung. Und ernst und wehmüthig erhebt der alte Biesebrecht sein Haupt und betrachtet sinnend den geschmückten Lichterbaum. „Wie eine Tanne schlank" emporragend, festgewurzelt der Stamm, in schönem Ebenmaße die Zweige, länger und kürzer, älter und jünger, die Nadeln im saftigsten Grün, die Kerzen im hellsten Glanz — alles Harmonie, was drum und dran ist. O wäre es so bei Dir, Du liebe Union! So frei und kräftig aufwärts strebend im Geiste, wie die Tanne schlank in's helle Licht, so festgewurzelt in den Herzen, wie sie im festen Grund, so harmonisch die Gemeinden wie ihre Zweige, so lebensfrisch die Glieder wie die grünen Nadeln, so leuchtend in mildem Glanze die Lichter der Kirche wie die Wachskerzen am Tannenbaum ......

Tief auf die Brust herab sinkt Dein Haupt, Biesebrecht, und Dein Auge wendet sich umflort ab von dem schönen Bilde im Gegensatze zu der trüben Wirklichkeit. Noch ist es nicht so, wie es sein sollte, Du liebe Union. Gelähmt sind noch Deine Schwingen und mühsam ist Dein Klimmen nach den Höhen des Geistes, die aus den Sümpfen der „Bekenntnisse" hoch emporragen. Noch bist Du nicht festgewurzelt in der klaren Erkenntniß, daß mit Dir und Deinem nachhaltigen (nicht treibhausartigen) Wachsthum die freie, unabhängige, protestantische Kirche dieses Landes steht oder fällt...... Noch fugen Deine Zweige, die Gemeinden, zu wenig harmonisch sich zusammen, und die Stürme der Zwietracht und eitler Rivalität werfen sie wüst durcheinander; manche Glieder fallen ab, wie welke Nadeln nach kurzem Grünen, und wie mögen Deine Lichter brennen in solchen äußern und innern Anfechtungen zugleich! Sie stellen sich unter den Scheffel statt auf den Leuchter, sie flackern mit dem Winde hin und her und her und hin; ein Zweiglein

brennt an, es knistert und prasselt, und, ausgeblasen, bleibt nur noch glimmender Docht und rauchender Qualm......

Und nun, schau in Dich! Lang ist es her, ach, gar lang, alter Biesebrecht, seit Du Dich (wegen den ersten Höschen) an die erste Weihnachten in Großvaters Hause erinnerst. Mancher Weihnachtsmorgen ist seither angebrochen, manchen Lichterbaum hast Du schmücken helfen, manches Jahr ist zu Ende gegangen, manche Freude hast Du genossen und manches Leid hast Du getragen. Ob auch stets Deine Pflicht gethan? Ob auch stets das Beste gewollt? Ob auch stets redlich und unverdrossen Dein Tagwerk geschafft? Schau in Dich — Einer allein weiß es......

Mama, bereite den Punsch!

Unter dem Weihnachtsbaum, im Lichtglanz der ewigen Liebe, erhebt der alte Biesebrecht sein Glas und trinkt auf das Gedeihen einer jeden guten Sache, vor Allem, unserer „Union!" Allen Treugesinnten eine fröhliche Weihnachten und ein glückliches neues Jahr! —

Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden, allen Menschen Wohlgefallen, die eines guten Willens sind.

Verregnete Gedanken.

Schau um Dich! Was siehst Du! Strömenden Regen aus den geöffneten Schleußen des Himmels, niederstürzend aus den grauen neblichen Wolken auf die nassen, durchweichten Straßen, aufspritzend jeder einzelne Tropfen, wie bürstendicht sie auch fallen, im Schlamm und in den größern und kleinern Pfützen. Sprudelnde Dachrinnen und rauschende Gossen, schwere, feuchte Luft und dämmrige Helle mitten im Tage. Das drückt Leib und Seele darnieder. Das ängstet alle Creatur. Das macht die Wohnstube zur Zelle, Hof und Frontplatz zur mauerumgebenen Gefängniß-Yard, und wir kommen uns vor, als wären wir mitten dadrin mit unsern — verregneten Gedanken, aus denen nichts Gescheutes herauskommen will.

Scherz bei Seite! Onkel Biesebrecht lobt sich stets das Ordnungsmäßige und Natürliche, auch beim Wetter. Warm im Sommer, kalt im Winter, und fein und lieblich im Lenz und zur gesegneten Herbstzeit; versteht sich, alles mit Verstand, nicht in's Extreme gehend. Und

zum Winter gehört der Schnee, wie der Kuchen zum Kaffee, so ist er's gewohnt gewesen von Haus aus. Drei Monate Schlittenbahn, oder wenigstens zwei, Schnee über Berg und Thal, die Natur weit und breit im bräutlichen Schmuck zum Winterschlafe zugedeckt, bis die Sonne höher stieg, an den sonnigen Halden der Schnee schmolz, zuerst am Lindenbühl, unter dem Haselgebüsch überm Dorfe, wo immer die ersten Schneeglöckchen blühten und die lieblichen „Mayerisli," und Primeln und Hyazinten an den sonnigsten und geschütztesten Stellen der Gärten, und Tulpenzwiebeln ihre lanzenförmigen Blätter kühn empor hoben, als rückten preußische Uhlanen in's Feld . . .

Und weißt Du noch, alter Biesebrecht, wie Dein Leibschlitten dahin brauste, mit dem stählernen Beschlag und zwei Dutzend eisernen Ringen an den „Stegen" unter dem leichtgebogenen Brettersitz, zum Klirren und Rasseln die steile Dorfgasse hinunter, am Elternhause vorbei, am neuen Schulhaus, bis zum großen Nußbaum am untern Dorfbrunnen, gegenüber dem langen alten Haus, mit den doppelten Tennen und Ställen und den kleinen Fenstern, aus deren einem das kleine Vrenele guckte und herzhaft hinausrief: „nimmst mich mal mit, he?" — Dann ging es natürlich selbander den Berg hinan, und doppelt beladen wieder hinunter, mit rothen Wangen und Händen, Frost in den Haaren, aber warmes Blut in den Adern, steife Glieder zuletzt, aber belebendes Glück im Herzen.

„Hannesle, Du bist ein Mordsbursch" — sagte die Sannel.

Still, Biesebrecht, wer wird denn erzählen, oder vielmehr hören wollen, von Jugendlust und Jugendglück, von Schlittenbahn und Winterfreuden, vom Lindenbühl und vom Dorfbrunnen unterm alten Nußbaum, der aus seiner hölzernen Röhre Tag und Nacht einen krystallnen, quellfrischen Wasserstrahl ergoß, der Brunnen nämlich, nicht der Nußbaum ...... Das sind alte Geschichten, und Altes wollen die Leute heutzutage nicht, das rechnen sie unter „second-hand", sondern Neues, aus e r st e r Hand, frisch, wie die Milch von der Kuh weg. Der Onkel aber — er läßt's hübsch „beim Alten," wie z. B. der Kaiser Franz'l von Oesterreich. Er behält vom Alten das Bewährte, und nimmt vom Neuen nur das Gute, was Aussicht auf Bewährung bietet. Der Schein trügt, und nicht Alles ist Gold, was glänzt. Selbst der Milch ist nicht immer zu trauen, wenn es wahr ist, wie's erzählt wird: „Nanni, mach's Feuer an, es kommen Herren den Berg herauf, die wollen k u h warme Milch haben."

Schau um Dich! Regen, strömender Regen fort und fort, draußen

und drinnen — nun eben, die verregneten Gedanken, alte und neue Erinnerungen, Bilder aus früherer Zeit, mit welken Kränzen umrahmt, verblichen und bestaubt — und doch so lieb und traut, so sehnsuchtsselig, so wehmuthsfriedlich — Erinnerungen der Lust und des Leids, der Freude und des Schmerzes, Seelenbäder, die wohl thun dem Herzen, und erquicken wie die Fluthen am Meeresstrand, in die wir eintauchen zur Zeit der sommerlichen Hitze. Entflohene Zeit und vergangene Dinge, heimgegangene Menschen und Geschiedene auf Nimmerwiedersehen — wie schnell bringt euch doch die Erinnerung in die Gegenwart zurück! Ist es auch nur ein Dasein im Geiste, es ist dennoch eine Wirklichkeit. Ist es wie ein Traum — was ist denn unser Leben anderes als ein Traum, bald mit offenen, bald mit geschlossenen Augen ......

Schau um Dich! Ei — grüß Gott, Du lieber alter Kröll! Willkommen, willkommen! Welche Freude — wie heller Sonnenstrahl zur trüben dunklen Regenzeit. Wie ist Dein Haar so weiß, wie ist Dein Bart so lang, Du neuer Barbarossa im Reiche des Geistes auf deutschamerikanischer Erde. Wie hast Du gestrebt und gestritten, wie hast Du gewirkt und — gelitten! Dreiunddreißig Jahre lang in Cincinnati, auf der Hochwacht des freien Protestantismus, immer frisch und immer rüstig, mit offenen Augen, mit warmem begeisterten Herzen, das Gewehr im Arm, das Pulver trocken, frei im Denken, aber von tiefempfundener religiöser Anschauung, leutselig und offen, bieder und treu, ohne Falsch und ohne Arg, ohne Neid und ohne Scheu — so schrittest Du voran auf Deiner Lebensbahn, von Stein zu Stein, von Meile zu Meile, bis zur letzten Station im 69. Jahre des Alters. Und nun hat es sich am vergangenen 25. November schon zum fünften Male gejährt, seit Du so schnell damals von uns geschieden, ein halbes Jahrzehnt, und doch wie ein Gestern.

Gestrebt und gestritten hast Du — für Licht und Recht, für Wahrheit und Liebe, für das Reich Gottes unter den Menschen, auferbaut nicht in den sichtbaren Tempeln, vielmehr im verborgenen Grunde des Herzens, so wie der Herr und Meister gesagt hat: das Himmelreich ist inwendig in euch.

Gestrebt und gestritten auch für die sichtbare Kirche, für ihre Befestigung, für ihren Ausbau, für ihr Gedeihen. Sammeln und nicht zerstreuen, vereinigen statt vereinzeln, zusammen führen die Gemeinden statt auseinander, in Bruderliebe eng verbinden und nicht entzweien — dafür hast Du gestrebt und gestritten, gewirkt und gelitten bis zum

letzten Athemzuge, bis Dein Herz brach, bis Dein Mund verstummte, bis Dein Auge sich schloß und Deine Hand erstarrte, die kurz vorher noch die hohen Betrachtungen über den Tod niedergeschrieben hatte. Dein letztes Projekt zielte auf die engere Verbindung der unabhängigen Gemeinden Deines lieben Cincinnati durch das Band der brüderlichen Liebe. Doch ehe es festgeknüpft war, gingst Du dahin, in's enge Todtenhaus, und neigtest Dein Haupt zur Erde, wie der Kaiser Barbarossa im Kyffhäuser sein Haupt legte auf den Marmortisch, durch den sein Bart gewachsen.

Lang' kreisten die Raben um den Berg, ehe der alte Kaiser hervorschritt aus seinem Berge, und glorreich das neue deutsche Reich erstand und herrlich einigte, was so lange getrennt und geschieden war. Und nun schreitest auch Du, o Kröll, herfür und wandelst wieder durch die Gassen und Straßen Deiner Stadt, nickst Diesem zu und Jenem, und sprichst von neuem wie einst der greise Nicklaus von der Flüh zu den entzweiten Eidgenossen: seid einig, einig, einig! — Und verwundert bleiben die Leute stehen und blicken Dir in's milde Aug' und lauschen Deiner freundlichen Rede und fühlen die Herzen erklingen in sanftem Echo, im milden Wehen des Geistes, der die Liebe ist und himmlischer Friede.

......Kreisen denn noch die Raben und breiten die Schwingen der Uneinigkeit oder der Lauheit? Scheuche sie hinweg, versuche nochmals zu einigen, was zusammen gehört, klopfe nochmals an die verborgenen Thüren der Herzen. O daß sie erkenneten, was zu ihrem Frieden dient! O daß man Dir dort ein Denkmal errichtete, wie Du's verdient hast! Nicht auf der Grabstätte, nicht mit kaltem Marmor, nichts Todtes, sondern Lebendiges, Fortdauerndes, in den Herzen, in den Gemeinden, in der „Union", wie sie Dir vorschwebte, wie Du sie anstrebtest, wie Du Jahrzehnte lang sie in Deiner Brust trugst, wie sie Dein letzter Erdenwunsch war, ehe Du zur ewigen Heimath eingingst ...... O daß man Dein Andenken ehrte, wie sich's gebührt, nicht nur mit schönen Worten, mit einem guten Gedanken, mit bedingungsloser Anerkennung, sondern durch eine That, durch ein Werk, das die segensreichsten Früchte bringen müßte, sobald dasselbe voll und ganz in's Leben träte. Herr Gott im Himmelreich da droben, was wäre das schön, und wie würdest Du Dich freuen über solches Gelingen!

Nicht nur Du, Kröll, sondern auch der andere, Dein Eisenlohr, unser erster Senior, unser tapferer, vielbefeindeter und vielgeliebter Freund. Noch weilt er unter uns, und auch nicht, denn in weite

Ferne ist er gezogen, und ferne von uns hat er sich die Ruhebank des Alters hingesetzt. O sei auch Du gegrüßt und empfange Onkel Biesebrechts doppelten Handschlag und seinen warmen Kuß, der nie im Leben ein Judaskuß war. Nach manchem Leid und herbem Verlust, den Du, besonders im letztverwichenen Jahre erlitten, welch eine Freude mußte Dir's sein, endlich, endlich vereinigt zu sehen die freigesinnten Protestanten Cincinnati's, die unabhängigen Gemeinden der Stadt, darin ihr beide gewirkt und gestrebt, gestritten und gelitten! O daß Dir, Eisenlohr, noch die Freude vergönnt wäre, die Saat reifen zu sehen zu mächtigen Garben, die Du mit ausstreuen halfst mit fleißiger Hand, für die Du Hirn und Herzblut opfertest in selbstloser Hingabe und nicht müde wurdest sie zu hegen und zu fördern, bis daß auf der steinigen Straße des Lebens Dein Fuß erlahmte und Du Dich hinsetzen mußtest im Scheine der Abendröthe, die Dein müdes Haupt umstrahlt zum ruhigen, beschaulichen Feierabend......

So, in Gesellschaft bist Du zum lieben Besuch gekommen zu Deinen Cincinnaten, Du wackerer Kröll. Der Krebs von St. Louis, sei mit und der Rentzsch von Madison, und der alte Speidel fungire als major domus eurer Excursion aus Olympias Höhen hernieder zu der Siebenhügelstadt am Ohio... Prächtig, köstlich! Und abgesandt habe man Euch von Seite des paulinischen Clubs, dessen Protektor der alte begeisterte Paulus sei, der erste freie Protestant unter den eifernden Judenchristen der ersten Zeit, der erste, der die zerstreuten Gemeinden zu Corinth, zu Ephesus und Antiochien, zu Philippi, Thessalonich, Rom u. s. w. zu sammeln und durch seine eigene Persönlichkeit zu verbinden gesucht hat. Und Heinrich Lang halte prächtige Vorträge vor den alten Aposteln, und der greise Johannes wiederhole stets seine herzinnige Mahnung: „Kindlein, liebet einander!“ Und Alle seien ein Herz und eine Seele, wie verschieden auch in einzelnen Dingen ihre Ansichten sein mögen, und Luther und Zwingli gingen meist zusammen spazieren, und das Streiten hätte ein Ende, und sammt und sonders thäte ein Jeder den Andern Gutes und Liebes so weit und so viel er könnte, so daß das Paradies ein wahrhaftiges Gottesreich sei, wie Jesus von Nazareth es den Menschen verkündigte und sie zu dessen Bürgern erhob, wenn sie sich unter Anführung hadernder Pfaffen nicht selbst daraus vertreiben......

Bestelle mir Quartier und schlage mich vor in euerm Club — wollte der alte Biesebrecht sagen, als ihm eine Stimme an's Ohr schlug: „Schau um Dich!“ Richtig, die sorgliche Tante Biesebrecht machte mit der wohlgemeinten Mahnung dem unruhigen Traum ein Ende.

Geschäftig rieb Biesebrecht sich den Schlaf aus den Augen und wußte kaum, wie ihm geschehen war... Das Regenwetter hatte es ihm angethan — darum die verregneten Gedanken, die sonderbaren Phantasien, verknüpft mit lieben Erinnerungen und mit frommen Wünschen. Bei Licht besehen: die Sache wäre so übel nicht, im Gegentheil, ein Schritt in der rechten Richtung! Dagegen kann alle Dialektik und Sophistik nicht mehr aufkommen, daß die Verbindung und Einordnung der unabhängigen Gemeinden und ihrer Prediger hier zu Lande diese Richtung allein vor ihrem Verfall zu schützen vermag, und daß erst dann die gegründete Union „Hand an's Werk" legen kann, wenn ihre Ausbreitung eine allgemeine und die Organisation dadurch eine starke und kräftige geworden ist.

Und darum greift der Onkel Biesebrecht unerschrocken zur Feder, um das sonderbare Traumbild, das sich aus den verregneten Gedanken aufbaute, festzuhalten und es insbesondere den hochgeschätzten Freunden und Gesinnungsgenossen in Cincinnati vor Augen und an's Herz zu legen. Und Keiner wird ihm's übelnehmen, wenn er dieses Mal anstatt zu sich selber, zu ihnen und zu Andern am Flusse entlang, aufwärts und niederwärts, die Mahnung wiederholt:

Schau um Dich! Schau in Dich! Und dann thue das Rechte.

Washingtons Geburtstag.

(22. Februar 1880.)

Schau um Dich, schau über Dich! Was siehest Du? Silbernes Mondlicht auf der hohen, mächtigen Kuppel des Courthauses, die sich im Abenddunkel in scharfen Umrissen abhebt am gewaltigen Himmelsdom. Hoch empor ragt der schlanke Flaggenstock mit goldenem Knopf, wohl mehr als einhundert und fünfzig Fuß über der Erde, hoch hinauf in den Raum, aber höher darüber hinweg ziehen die Wolken und Wölklein, die Segler der Lüfte, in mannigfaltiger Färbung und Gestaltung, heller und dunkler, kleiner und größer, schattenhafte Gebilde zeichnend über den mondlichtbeglänzten Häusern und Straßen der Stadt, in der das geschäftige Leben und Treiben mehr und mehr in stiller heimeliger Abendruhe erlischt. —

Halt an, Du stiller Wanderer auf Deinem Wege, hebe Deine Blicke und schau über Dich. Betrachte sinnend und verständnißinnig das Bild über Deinem Haupte, des Himmels Pracht und die Kunst der Menschen, den lichten Schein und die dunklen Schatten. Unten die Stille, oben das rege unermüdliche Leben im Flattern und Wehen, im Wogen und Wallen der an dünner Leine am Flaggenstock aufgezogenen amerikanischen Fahne, klein von Ansehen aus der Tiefe, aber mächtig groß in der Höhe, am Maste die weißen Sterne im blauen Feld, lang ausgestreckt die weißen und rothen Streifen, wirbelnd und rollend im mäßigscharfen Abendwinde, kreisend und drehend wie die Schraube am Schiff auf ruhiger See ....

Es ist Washingtons Geburtstag, der zweiundzwanzigste Februar, fürwahr ein heiligerer Tag als viele andere, die roth eingedruckt sind im Kalender. Auch ein Weihnachten, obgleich ohne himmlische Heerschaaren, auch ein Heiland, obgleich kein Welterlöser, nur ein Mensch, aber ein guter, ein Mann, aber ein fester, ein Bürger, aber der erste, ein Soldat, aber ein Held, und darum der Vater des Vaterlandes! — —

Wie stille Bivouacfeuer sendet der Mond sein mildes Licht über die Erde, wie blitzende Bayonnette glitzern die Sterne, als wollten sie „präsentiren," und die Winde salutiren die Fahne, daß sie rauscht wie ferner Hörnerklang und Trommelwirbel, und auf eiligen Wolken zieht es wie Roß und Reiter vorüber, die Er einst zum Siege geführt hat in manchem heißen Gefechte .... Was stehest Du da, alter Biesebrecht, mit verschränkten Armen und betrachtest mit starrem Blicke das wunderliche Schauspiel und verwebst es mit allerlei Phantasien, bis Dein Auge sich senkt und Deine Lippen zucken, als fühltest du stechenden Schmerz in Deiner Brust......

Ja, es ist Schmerz, es ist wirklicher Herzensjammer. Die Schwere der Zeit liegt oft wie Centnerlast auf dem sorgenden Gemüthe, unwillkürlich wiederholt sich die Klage wie einst über der Stadt Jerusalem: O wenn Du wüßtest, was zu Deinem Frieden diente! Aber es ist vor Deinen Augen verborgen .... Gerade so ist es heute. Augen, die nicht sehen, und Ohren, die nicht hören. Ein Weihnachten im Dezember, mit grünem Tannenbaum und viel Lust und Fröhlichkeit, aber leider vielfach ohne Weihe, und ein vaterländisches Geburtsfest im Februar, das man bald nur noch dem Namen nach kennt, ohne jegliche Weihe ebenfalls, ohne Feier noch Festlichkeit, höchstens ein Schließen der Amtsstuben und, wenn es gut geht, ein Aufhissen der

Landesfahne auf den öffentlichen Gebäuden, soweit diese damit versehen sind. Damit hat an den meisten Orten das Lied ein Ende.

Das war doch früher anders. Da war mehr Leben und Festlichkeit, mehr Weihe und Wärme, mehr Begeisterung und Gefühl. Nicht etwa um dem alten Washington persönliche Ehre zu erweisen. Er ruht ja längst neben seiner treuen Martha in der stillen Gruft auf Mount Vernon und nimmt die Huldigungen nicht mehr wahr, die seinetwegen veranstaltet werden. Aber sich selber zu ehren durch die festliche *Anerkennung* seiner Thaten und seiner Gesinnung, seines Patriotismus und seines Charakters — und das der aufwachsenden Jugend in's Herz zu pflanzen und die Lebenden überhaupt zur Nachahmung anzuregen, — das war die Bedeutung der festlichen Begehung dieses Tages, der als ein Festtag galt und in örtlich entsprechender Weise auch wirklich gefeiert wurde.

Das ist anders geworden, aber nicht besser. Stiller, aber leerer und unheimlicher, wie vor dem Sturm. Geht es mit dem andern nationalen Festtage, dem vierten Juli, etwa anders und besser? Allerdings mehr Lärm als im Februar, mehr Geknatter und Pulverdampf, mehr Feuerwerk in der Luft und Straßenfeuer auf der Erde. Und das hat den Tag bisher noch gerettet, trotz der mit *solcher* Feier verbundenen vielen Unglücksfälle. Besser so, als gar nicht. Lieber etwas Blut vergießen, als den Festtag einschlafen lassen. Die Unvorsichtigen sind es auch an andern Tagen. Wer durch eigene Schuld Schaden leidet, hat sich nicht zu beklagen. Aber traurig ist beides; die Stille und Leere am 22. Februar, und der Lärm am 4. Juli, denn hinter Beidem ist nichts und beiden hohen Weihetagen fehlt eben die *Weihe*, das wirklich festliche Gepräge, die feierliche Feier.

Ja, das war früher anders. Weißt Du noch, alter Biesebrecht, wie Du vor zwanzig Jahren die erste patriotische Festrede hieltest am Unabhängigkeitsfeste der amerikanischen Nation, draußen vor der freundlichen Stadt, in Stuarts Grove, halbwegs von dem beliebten Schützenplatz freundlichen Angedenkens! — Lang ist es her, aber dennoch in guter Erinnerung. Damals fehlte nicht die *Weihe* des Tages. Patriotische Lieder klangen, das Orchester spielte nationale Weisen, wie das herrliche und ergreifende Red white and blue, die Erklärung der Unabhängigkeit, jenes gewichtige historische Aktenstück, ward verlesen und deutsche und englische Reden gehalten, ein Gebet gesprochen und von zwei Feldkanonen mit kundiger Bedienung donnerten die Ehrensalven. Alt und Jung, Weib und Kind lauschten den Wor-

ten von der Rednerbühne unter den schattigen Bäumen und erfrischten sich leiblich und geistig zugleich.

Und jetzt? Anders ist's, aber besser nicht. An Festen fehlt es nicht auf den vierten Juli. Monate vorher werden die Festplätze mit Beschlag belegt, ein Verein sucht dem andern, eine Gesellschaft der andern zuvorzukommen. Es ist ein guter Tag — zum Geldmachen! Das ist das Wort, das ist der Zweck, das ist die Weihe. Zuweilen sind wohlthätige Absichten damit verknüpft, oder auch nicht, aber die Zersplitterung bleibt nicht aus, und mit der religiös patriotischen Weihe des Tages ist's, wenigstens in größern Städten, längst vorbei, daß Gott erbarm!

Schau um Dich! Was sind die Folgen dieser Unterlassungssünden? Welche sind die Früchte solcher Vernachlässigung? Die Antwort ist nicht schwer. Biesebrecht ist kein Schwarzseher, aber auch kein Vogel Strauß, der den Kopf in den Busch hinein steckt, wenn er Gefahr merkt. Wie es aber um die Religion der Vaterlandsliebe, um den wahren sittlichen Patriotismus, wie Georg Washington ihn in seinem Herzen trug, bestellt ist, das lehrt uns die Zeitgeschichte auf jedem neuen Blatt, mit jedem neuen Jahr. Die Alten werden gleichgültiger, die Jungen werden frecher, größer und größer wird die Zahl derer, die da meinen, in politischen Dingen sei Alles erlaubt, Lug und Trug, Schleichen und Fälschen, Tricks und Purzelbäume, selbst Mord und Todtschlag, wenn bei öffentlichen Wahlen der Stimmkasten nicht ohne das gestopft werden kann. Nicht die Stimmgeber im Allgemeinen sind solcher Dinge fähig, aber die Leithammel der Parteien, die Aemterjäger, die „Office-Sickers," die Drahtzieher, die Fanatiker, die politischen Jesuiten, denen ihr eigener Zweck die Mittel heiligt. —

Wir stehen jetzt wieder vor einer bösen und politisch aufgeregten Zeit, die von Monat zu Monat schlimmer wird. In diesem Jahre wird wieder eine Präsidentenwahl stattfinden und schon ist der Kampf entbrannt, schon schreien und streichen die Fixer umher wie brüllende Löwen und suchen, wen sie verschlingen. Schon schreiben sich Zeitungs- und andere Schreiber die Finger wund, und die Wortschlacht ist in vollem Gange. Die Batterien der Zeitungsspalten donnern und werfen ihre Hohlgeschosse aus in Kern- und Bogenschüssen, gefüllt mit Gift, mit gehacktem Blei, mit Petroleum, d. h. mit allen möglichen Stoffen, die von einer regulären Kriegsmacht nicht angewendet werden, und die Reden auf dem Stump werden Dinge zu Tage bringen, vor denen einem ordentlich graust. Weltuntergang ist das Geringste, was von dieser Wahl abhängen soll.

Es gibt nichts Traurigeres und Verwerflicheres in einem Freistaat, als Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit an politischen Dingen. Aber auch nichts Teuflischeres, als politischer, oder vielmehr Partei-Fanatismus, der obendrein in's Persönliche ausartet. Prinzipielle Fragen sollen gründlich und erschöpfend erörtert werden. Die Geschichte vergangener Zeiten liefert dazu Anhaltspunkte genug und ist darin eine gute, ja die beste Lehrmeisterin. Aber daß diese Kämpfe ihren Höhepunkt erreichen in der Bekämpfung der von der betreffenden Partei vorgeschobenen Persönlichkeit, und daß diese hauptsächlich zur Zielscheibe aller gegnerischen Angriffe gemacht wird in der maßlosesten Weise, — das ist vom Uebel, das ist gemein und schlecht. Dagegen anzukämpfen ist wirkliche Bürgerpflicht. — In einer Republik hat man es nicht eigentlich mit Persönlichkeiten zu thun, sondern mit Grundsätzen, mit streitigen Fragen und staatlichen Maximen, die unendlich hoch über den Personen stehen, welche jene zur Geltung bringen sollen. Lotterbuben stellt keine nennenswerthe Partei an ihre Spitze oder auf ihr Präsidentschaftsticket. Wer so etwas glaubt, ist eben übel berichtet. Es hat sich, Gottlob! noch keiner dieser Männer, die an der Spitze der Nation gestanden haben, oder dazu berufen werden sollten, eines gemeinen Verbrechens schuldig gemacht, wie der verhetzte und fanatisirte Haufe immer leicht zu glauben geneigt ist. Die bewegenden Fragen der Zeit lassen sich in der Gegenwart nimmermehr auf eine einzelne Persönlichkeit zuspitzen. An die Grundsätze, an Zwecke und Ziele, und ihre geschichtliche Entwicklung, muß sich halten, wer es ehrlich meint, wie einst unser Georg Washington. Die geschichtliche Tendenz ist das richtige Merkzeichen.

Es sollte das selbstverständlich längst erkannt sein, aber leider ist es nicht der Fall. Leider wird der Wahlkampf mehr und mehr um die betreffenden Persönlichkeiten geführt, als handelte es sich darum, einen absoluten Herrscher oder Diktator zu erwählen, und nicht blos einen Vollstrecker der Gesetze, welche von Hunderten der erwählten Vertreter des Volkes berathen und beschlossen werden. Nicht der jeweilige Präsident regiert, nicht er erläßt die Gesetze, nicht er entscheidet über die Staatsmaximen, nicht er schreibt der Majorität des Volkes den Geist und die Prinzipien vor, nach denen sie die Administration des Landes geleitet und geführt wissen will. Das alles liegt als Programm oder „Platform" vor dem Volke, und die Vergangenheit lehrt die Bedeutung

derselben erkennen. Das Volk entscheidet und der Präsident ist sein erster Diener. Nicht eine Erniedrigung des Amtes ist damit ausgesprochen, aber die Sache in's rechte Licht gestellt. Nicht eine Personenfrage soll aus der Präsidentenwahl gemacht werden, sondern in erster Linie eine Prinzipienfrage.

Schau um Dich, Biesebrecht! Siehst Du, wie Etliche die Stirne kraus ziehen, oder wie ein grimmiges Lächeln auf ihren Lippen schwebt, und hörst Du, wie sie sprechen: Was hat denn Onkel Biesebrecht mit dieser Sache zu thun und wie gehört das in die „Union"?!

Lieber Freund, ja wohl hat das Alles mit unserer Sache zu thun, und es wäre besser, viel besser, wenn vom religiösen Standpunkte und vom gesunden Menschenverstande aus mehr über Hauptfragen der Gegenwart, über Dinge, die unser Wohl und Wehe berühren, gesprochen und geschrieben würde, als über altjüdische Geschichte. Wir haben andere Kämpfe in's Auge zu fassen als die der Philister oder der Makkabäer, und mit andern Zeitströmungen uns zu beschäftigen, als mit dem ewigen theologischen Dogmenkram. Allerdings aber fragt es sich dabei, wie und in welcher Weise das geschehen kann und soll. Und das kann nur die wahrhaft religiöse, sittliche, patriotische Weise sein, die über dem professionellen oder fanatischen „Politiktreiben" steht.

So ist's recht, Biesebrecht, mögen Andere sagen, da redest Du den sogenannten „Unabhängigen" das Wort. Das Wort klingt schön auf dem Papier, aber hohl und gespalten in der Wirklichkeit. Frei und unabhängig sind wir Menschen nur insofern, als wir von zwei Gütern das größere, oder von zwei Uebeln das vermeintlich kleinere wählen können. Weiter reicht unsere Unabhängigkeit und Freiheit nicht. Und um das zu entscheiden, erfordert es eine gewissenhafte Prüfung. Die Folgen der Entscheidung müssen scharf untersucht und wohl erwogen werden, damit wir nicht etwa anstatt das kleinere der Güter, wenn das größere versagt wird, sogar das Uebel wählen und das größere desselben noch obendrein. Und das geschieht oft. Und das ist Sünde, und eine um so größere, je wichtiger und ernster die Folgen unserer Entscheidung sind. — Es ist nicht so leicht, den richtigen Weg zu wählen und sein Gewissen unbeschwert zu erhalten.

Wenn der Michel den Baß streicht, dann geig' ich nicht mit, spricht der Eine, und der Andere sagt: Wenn der Michel nicht mitspielt, dann blas' ich keine Flöte. Der Dritte gar spricht: Ich will gar keine Harmonie, die ist mir zuwider, und meine Kammermusik mache

ich allein auf meiner eigenen Pauke, das ist mein liebstes Instrument. — Nun, der Geschmack ist bekanntlich verschieden, aber was bei solcher „Unabhängigkeit" herauskommt und welch ein Conzert auf diese Weise zu Stande kommt, das ist selbstverständlich. Nur Hinz, der alte Kater, ist vergnügt dabei. Er und noch andere seines Gleichens können nun einmal die Harmonie nicht leiden.

Das ist etwa eine Illustration, wie in der Gegenwart von so Vielen Politik und Patriotismus be- und getrieben wird. Sie schlagen nur die eigene Pauke, oder streichen nur die erste Violine, und wenn's nicht nach ihrem Kopfe geht, dann schweigen — alle Flöten.

Und darum hat an Washingtons Geburtstagsabend das Wehen und Wallen, das Flattern und Rauschen der Sterne und Streifen am Flaggenstock auf hoher Kuppel im silbernen Mondlicht den alten Biesebrecht tief ergriffen, und mit schmerzlicher Besorgniß senkte er seinen Blick zur Erde, fragend wie einst zu Pfingsten: Was will das werden?

Schau in Dich.........

Zur Gräberschmückung.

(30. Mai 1880.)

Schau um Dich! Was siehest Du? Im Kalender den 30. Mai, den amerikanischen Gräberschmückungstag, das „Allerseelen" der Nation, draußen aber Maiengrün und Maienpracht, duftige Rosen und junges Gras, sprossende Halme und frisches Laub, Felder und Wälder im bräutlichen Maienschmucke, eine einzige Zeit in dem Kreislaufe des Jahres.

O Maienluft, o Maienduft — was wäre ohne euch das eilig geschäftige Leben! Der Winter so kalt, der Sommer so heiß, die Arbeit so schwer und die Sorgen so groß — aber Frühling muß es doch werden! Da löset sich der Druck, da hebt sich die Schwere, das Blut kreiset wieder rascher in den Adern, die Glieder beleben sich auf's Neue, und das frische Grün bringt frische Hoffnung in's Herz hinein und frischen Muth und neue Kraft zu fleißigem Streben und Ringen, auch in des Sommers Schwüle, auch in des Winters Frost.

Schau um Dich! Ueberall munteres Leben. Tummelnde Kinder, mit gerötheten Wangen und fliegenden Haaren, behütet vom sorgenden

Auge der Mutter, an der Seite des Gatten, im traulichen Zwiegespräch, geflügelte Maienworte in der Maistimmung der Herzen. Und immer noch werden die Worte des Sängers zur Wahrheit:

„Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Knospen sprangen,
Da ist in manchen Herzen auch
Die Liebe aufgegangen."

Und immer noch bauen in den Zweigen die Vöglein ihre Nester, und die Schwalben steigen hoch in die Lüfte, und auf den Dächern sitzen girrende Tauben und sonnen das glatte glänzende Gefieder — aber in alle Maienlust und Lebensfreude kommt auch noch immer die Stunde,

„wo du an Gräbern stehst und klagst."

Schau um Dich! Wallende Schaaren ziehen dahin. Tausende zu Fuß, wie eine gewaltige Prozession, aber ohne Kreuz noch Crucifix, wohl aber mit wehenden Fahnen, blauweißroth die Farben und silberne Sterne. Und Tausende zu Wagen, mit grünen Zweigen verziert, bunt beflaggt wie sich's geziemt, mit Kränzen behangen, mit Blumen beladen, zu Sträußen gebunden, in Kränze geflochten, ganze Körbe voll mit duftenden bunten Frühlingskindern. Unter den Klängen rauschender Festmusik ziehen sie dahin, Tausende zu Fuß und Tausende zu Wagen, Mann und Weib und Kind und Kegel, blühende Jugend und bleichendes Alter, Mairosen und Herbstblumen im bunten Gemenge.

Wohin, wohin?

Schau um Dich! Merke des Weges, den die Tausende ziehen. Er führt nach den Friedhöfen, wo die Todten ruhen, eingebettet in die friedliche Erde nach dem heißen Streit, zu Tausenden wie auf „Jefferson Barraks", einzeln wie auf "old Pickers", und vielerorts im ganzen weiten Lande. Der Kalender zeigt ja heute den 30. Mai, und das ist der amerikanische Gräberschmückungstag, das Fest nicht „Allerheiligen", aber „Allerhelden", die den Tod für's Vaterland starben.

Und die rauschende Festmusik verstummt, wenn die Thore des Friedhofes sich öffnen. Statt der Fanfaren erklingen klagende Trauermelodien, und bei der Trommel gedämpftem Klang ziehen die Schaaren den Gräbern entlang......Auf — die Herzen zum Gebet, die Ohren zu festlichem Wort, würdig der Zeit und des Orts, aus verständigem Mund, aus den Tiefen der Seele gesprochen, — dann hin zu den Gräbern, um darauf niederzulegen die Blumenspenden des Maien, und den Eichenkranz mit Lorbeer durchflochten, die schönste Dekoration für die gefallenen Soldaten der großen amerikanischen Republik.

Schau um Dich! Was bewegt Dich so, alter Biesebrecht, und was schweift Dein Auge so traumverloren und umflort in die Weite...... Alte Zeiten sind es, Bilder aus trüber Vergangenheit, Todte und Lebende, die mitkämpften den gewaltigen Kampf um die Ehre und Untheilbarkeit des gemeinsamen Vaterlandes, Siege und Niederlagen, von Dir miterstritten und miterlitten mit dem Degen in der Faust, rauchende Schlachtfelder mit Todten und Verwundeten, geschmückt mit den blutigen Rosen der Wahlstadt, ach ja — trübe Bilder aus nicht sehr alter Zeit. Und so schweift Dein Auge über die Grabhügel hinweg und über die Leichensteine, mit denen sie gezeichnet sind, und es tritt jene gewaltige schicksalsgestaltende Zeit klar vor das Auge des Geistes, als wäre es zwischen ihr und dem Jetzt kaum eine Spanne lang.

Schau um Dich! Viele Gräber sind leer, keine Besucher weilen dabei, die Namen, die auf ihnen verzeichnet sind, klingen fremd und unbekannt, ihre Freunde und Angehörigen sind weit zerstreut, vielleicht noch drüben über'm Meere, auf deutscher Erde. Aber die Gräber werden doch geschmückt und fremde Hände legen Kränze darauf oder eine Hand voll Blüthen und Blätter. Wenn auch die Namen der Todten unter den Lebenden nicht mehr persönliche Beziehungen erwecken, sie sind doch nicht vergessen, obgleich nahezu verschollen. Ihre Gräber sind nun Gemeingut der Nation und sollen ihr erhalten bleiben, denn ihre Werke folgen ihnen nach, und was sie mit erkämpfen halfen mit ihrem Blut, das war bleibendes Gut, kein Eintagswerk, sondern die endliche Lösung einer brennenden Frage, die lange genug ihre düstern und verunehrenden Schatten über die Nation der Freien geworfen hatte.

An andern Gräbern des Nationalfriedhofes stehen Generationen zur Gedenkfeier versammelt. Ein altgewordenes Mütterlein, mit gefurchter Stirn und verblaßten Wangen, vor zwanzig Jahren ein blühendes Weib, geschmückt mit den Rosen des Glücks und des häuslichen Segens. Als der muthige Mann sich entschloß, dem Rufe der Pflicht und des Vaterlandes zu folgen, da hatte sie ein zartes Mägdlein auf den Armen und einen blühenden Knaben an der Hand, und als sie sich küßten zum Abschiede, da geschah es unter Lächeln und Weinen, denn es ruhen ja verborgen in der Zukunft Schooße die trüben wie die heitern Loose. Als die Kriegswolken sich höher hoben und zu entladen begannen, da ward er auf einem der ersten Schlachtfelder abgerufen — zum Regiment! bei dem der Schnitter des Todes den Appell hält und der alte Herrgott selber den Rapport empfängt. Da war es um ihr Lebensglück geschehen. Die Rosen welkten und die Wangen

wurden schmal, aber die Hände legte sie nicht in den Schooß, und mit Hülfe der dankbaren Nation erzog sie ihre Kinder zu braven Menschen. Doch die Jahre wurden ihr lang und schwer und die durchweinten Nächte zählte Niemand, bis die lindernde Hand der Zeit der unheilbaren Wunde den herbsten Schmerz nahm und stille Ergebung in's gramerfüllte Herz hinein senkte. Heute, wie jedes Jahr, geht die Mutter mit ihren Kindern nach dem Friedhofe, diesmal aber — o du eiligeilende Zeit — mit zwei blühenden Enkeln. Sie bringen dem Großpapa Blumen — wohin? nun wohin anders als — auf's stille Grab. Und unter Lächeln und Weinen trennt sich die Großmama wieder, wie damals beim ersten Abschiede, von dem geliebten Manne.

Schwerer wohl wird der Abschied den beiden Alten, die ganz allein an einem Grabe stehen und ebenfalls Blumen streuen auf den Rasen, unter dem ihr Einziger ruht, der ihnen von Vielen aufwuchs, die schon als Kinder bald nach ihrem Dasein wieder in's Grab sanken. O der theure Sohn, die Hoffnung und die Stütze des Alters! Als das Vaterland rief, da ließ sich der Achtzehnjährige nicht mehr zu Hause halten. Die Thränen der Mutter waren umsonst, der Vater aber, als er sah, wie alles stand, sprach: Ziehe mit Gott! Und er war beschützt und behütet auf gar manchem Schlachtfelde, Jahrelang, und hatte sich Ehren erkämpft und den Degen erworben, bis in einem der letzten Gefechte des Krieges die mörderische Kugel ihn traf. Am nächsten Tage starb er im Lazarethe. Der Kamerad neben ihm genas und brachte die letzten Grüße. Sein letztes Wort war: „heim, zur Mutter!" Sie kann es heute noch nicht verwinden. Von Jahr zu Jahr gehen die beiden Alten müder und gebeugter vom Friedhof nach Hause. Ihre alten Tage sind gar einsam geworden.

Wer ist wohl jenes blasse Weib, das mit zuckenden Händen die Blumen streut, dessen Leib erzittert wie im Fieberfroste, die unverwandt auf den Namen hinschaut am Leichensteine? Der ihre ist es nicht, aber er hätte es werden sollen. Damals, vor neunzehn Jahren, war sie eine glückliche Braut und trug den Himmel im Herzen. Da mußte der Bräutigam hinaus in den blutigen Krieg, und eines Tages fuhr sie, wie Leonora, um's Morgenroth empor aus schweren Träumen. Auf die Todeskunde brauchte sie nicht lange zu warten. Sie blieb einsam und allein, denn „sie hatten sich so lieb gehabt, über alle Maßen." Jetzt geht sie als alte Jungfer einen schweren Lebensweg. Mutterseelenallein! ......

Schau in Dich, alter Biesebrecht, was lehren Dich diese Bilder aus

der Vergangenheit? Was willst Du bei solchem Maifeste zum Volke reden?

Zum Ersten: Halte heilig den Tag des dreißigsten Mai und erhalte ihn den kommenden Geschlechtern in seiner vollen geschichtlichen, patriotischen und sittlichen Bedeutung. Ehre die Todten, besonders aber solche Todte. Ehre sie in der würdigsten Weise, mit freiem und frommem Wort, nicht mit leerem Schall, nicht in unpassender oder taktloser Art, und lehre Deine Jugend die Gräber schmücken mit den schönsten Blumen, die der Mai in's Land bringt.

Zum Andern: Halte an dem festgestellten und schon historisch gewordenen Tage fest. Jeder Tag paßt zu einem frommen Werke, warum denn nicht auch der Sonntag zum „Tage des Herrn"! Lasse dich von den „Sabbath-Schreiern" nicht bethören. Es ist ein gottloses, weil pharisäisches Geschrei, eine gleißnerische oder fanatische Entwürdigung der patriotischen Feier, die auf wahrhaft religiösen Grundlagen beruht.

Und zum Dritten: Wahre die Güter, die so schwer und blutig errungen worden sind und lasse Dich nicht darum bethören. Vergeben und vergessen sei der blutige Streit und der begangene Frevel. Was aber die Geschichte einmal eingegraben hat mit ihrem ehernen Griffel, das soll da zu Nutz und Frommen der Zukunft unverändert und unbemäntelt stehen bleiben, so lange die Sterne und Streifen wehen über der amerikanischen Erde. Gott segne unser Vaterland, Amen.

Ein Erntekranz.

Schau um Dich! Was siehest Du? Fleißige Arbeiter im Schweiße ihres Angesichts draußen auf den Erntefeldern, reife Garben mit vollwichtigen Aehren und goldenen Körnern, reicher Gottessegen im weit und breiten Land. Wie brennt die Sonne so heiß, wie ist der Himmel so klar, wie geschäftig und lebendig ist es geworden im Weizenfelde, wie fallen die knisternden Halme, millionenweise, ungezählt, abgeschnitten, zu Boden geworfen, gesammelt und — ausgedroschen, auf daß der mehlige Kern sich sondere von der leichten Spreu, und jener zu nährendem Brod werde für die Menschen, für Arm und Reich, für Jung und Alt ohne Ausnahme, denn alle bedürfen des täglichen Brods, der guten Gabe Gottes.

Schau um Dich! So ein Weizenkorn in die aufgepflügte Erde gestreut, von Thau und Regen befeuchtet, von der Sonne beschienen und vom Winde bestrichen — wie bald treiben seine Keime hervor. Der eine abwärts zur Erde gesenkt, zur Wurzel bestimmt, der andere aufwärts als wachsender Halm, in seinem Herzen die knospende Aehre. Wie das keimt und treibt, wächst und schießt, bleicht und reift, der sonnigen Ernte entgegen! Eine kurze Spanne Zeit — da ist das Wunder geschehen. Der Halm erstarkt, die Erde gibt ihm Nahrung, der Wind gibt ihm Bewegung, der Regen tränkt ihn und die Sonne reift ihn, dann kommt der Säemann, aber diesmal als Schnitter, und sammelt die Frucht seiner Arbeit, und erntet, was er gesäet hat, heim in die Scheunen.

Schau um Dich! Erntezeit, du fröhliche Zeit! Wenn auch „von der Stirne heiß rinnen muß der Schweiß," so sind doch die Herzen gehoben, denn die reiche Ernte verscheucht die drohenden Nahrungssorgen. Es ist genug da für alle Creatur. Der Erntekranz kann freudig geflochten werden und zum Erntetanz hebt Jung und Alt lustig und gewandt den nimmermüden Fuß. Das Erntemahl hat die sorgliche Hausfrau mit ihren arbeitsgeübten Töchtern bereitet. Auf mächtiger Tafel unter blanken Tellern und gefüllten Schüsseln prangt vom grunzenden Vierfüßler der saftigste Theil, der weißrothe Schinken, mit Petersilie geziert, mit Bändern umwunden, und im Ofen brotzelt der duftige Braten in der gewürzigen Brüh', die dampfenden Kartoffeln daneben, frische Salate schon auf dem Tische, und Kuchen und Küchlein die Hüll' und die Füll'. Wässert Dir der Mund, alter Biesebrecht, über die Herrlichkeiten des Erntemahles, und möchtest Du wohl auch Dein Glas miterklingen lassen an der fröhlichen „Sichelheng," und einen Erntespruch thun dem Schulmeister oder gar dem Pfarrer zum Trotz, so recht aus dem F.F., das heißt aus vollem Herzen? ...... Ja wohl, recht hast Du, bleichender Kindskopf, daß Du an alte Sitten und Bräuche mit neuer Liebe denkst und solche lebendige Volkspoesie immer neu auffrischest in unserer nüchtern und kahl gewordenen superklugen Zeit. Es ist so Vieles anders geworden, besser und schlechter, je nach Umständen und wie man sie nimmt. Alte Sitten und Bräuche sind nicht heimisch in Amerika. Für den Erntekranz fehlt die Zeit und für den Erntetanz die — Schnitterinnen, an deren Stelle man die Maschine gesetzt hat, und so wird auch das Mahl kurz abgemacht, because time is money hier zu Land und das Geldmachen die Hauptsache. Dreißig bis vierzig Buschel per Acker — der Gedanke be-

herrscht die ganze Erntefreude, denn das macht so und so viele Dollars, und gibt es irgendwo eine Mißernte, dann steigt der Preis und das Geld mehrt sich.

Ja, ja, es ist eine schöne Sache um ein reichliche Ernte, insbesondere von Brodfrucht, und sie ist dem fleißigen Farmer und Bodenbebauer zu gönnen. Aber es ist nicht zu vergessen dabei, daß die Nation unter den wirthschaftlichen Verhältnissen der Gegenwart auf die Rechnung der Zukunft zehrt. Magerer und unwirthschaftlicher Waldboden, vom Holze entblößt, und ausgesogenes Weizenland sind beide nicht viel werth. Bedenke das Ende! Auch die alte Welt hatte ihre Kornkammern, ihre Jahr um Jahr reichlich gefüllten natürlichen Magazine; heute muß das Brod dort aus andern Gegenden eingeführt werden.

Erntezeit, fröhliche Zeit! Eine Reife um die andere! Zuerst duftige Erdbeeren und süße Kirschen. Erst weiß wie Schnee, dann grün wie Klee, dann roth wie Blut — schmeckt allen Kindern gut, den großen wie den kleinen. Dann kommt der Weizen, der Roggen, der Hafer, die Gerste, die ganze Mehlkörnerfamilie, von dem, was im Garten zeitigt und wächst gar nicht zu reden. Dann das herrliche Obst. Der rundliche Apfel, die längliche Birne, der flaumbehaarte Pfirsich in üppiger Pracht, wie sammetne Mädchenwangen, förmlich zum 'neinbeißen. Und röthet sich am Spalier die Traube für den Familientisch, und draußen in den Weinbergen oder Ebenen werden die Beeren goldig in ihrem matten Hauch, und gesammelt in Butten der pressenden Kelter dargebracht, daß der süße Most sich vergähre in den bauchigen Fässern zum edlen Wein, der da die Herzen der Menschen erfreue, wie das alte Bibelwort lautet, selbst neuer Wein 'nem alten ...... Mund — — welche Freude! Eine Reife um die andere, und eine Erquickung um die andere! Aber Viele sind es, die nicht mehr dankbar den Blick nach oben richten zum Geber aller guten Gaben, auch nicht im reichsten Erntesegen. Ihr Gebet ist das Einmaleins, und ihr Gebot lautet: how much — und laß dich nicht erwischen, sonst aber kommst du immer zuerst, und noch ein paarmal wieder .... Eine traurige Erntefreude fürwahr.

Schau um Dich! Gibt es nicht auch noch andere Erntefelder als die, so Du mit eigenen Augen vor und neben Dir siehst? Wie steht es um die Ernte im Reiche Gottes, in den weiten Gebieten der Menschheit und ihrer mannigfaltigen Bestrebungen? Schau doch um Dich!

Ein schöner Anblick ist's um ein Erdbeerfeld, weiß — grün — roth wie die italienische Tricolore. Aber nicht minder schön ist's um das Erntefeld in der Kinderwelt. Zarte Blüthen, schneeweiß, gepflegt und gehätschelt, grüne Beeren und röthliche Backen, beschützt, behütet und gekämmt und gewaschen — du lieber Himmel, welch ein weites Erntefeld ist doch das Elternhaus mit seiner Kinderpflege und seiner ersten Zucht. O daß es damit überall wohlbestellt wäre! Aber es ist es nicht, leider nicht. Die neue Zeit hat uns wohl größere Erdbeeren und schnellreifende Kinder gebracht, aber jene sind nicht, was die duftige Walderdbeere, und die Kinder reifen schnell, aber auf Kosten ihrer schönen Kindlichkeit und ihres zufriedenen und rein empfindenden Gemüths. Ist doch das vielfach ein Gethue, sie mit Cultur zu belecken, mit Phrasen und Redensarten zu füllen, wie den Magen mit Candy und Sodawasser, mit fettem Kuchen und halbreifem Obst. Und doch geht nichts über einfache und gesunde Hausmannskost für den Leib, für den Geist aber Wahrheit, Gehorsam und Natürlichkeit, mit allem dem, was auf diesem Boden wächst, fürwahr, ein prächtiges Saatfeld.

Schau um Dich! Ist nicht auch die Schule ein solches Saatfeld, das schon eine freudige Ernte verspricht? — Nach kurzen Jahren tritt das Kind aus dem Haus in die Schule, und zwar geradeso, wie es eben dort geworden ist, und lernt mit seinen bösen und guten Gewöhnungen, was ihm möglich ist, oder möglich scheint, je nachdem der Lehrer das fertig bringt mit denen, die ihm dabei helfen sollen. Das ist ein gewaltiges Feld hier im Lande der Freiheit, in dem mit weiser Umsicht die freie Volksschule gegründet und verbreitet ist bis zum fernsten Hinterwald. Sie ist ein Heiligthum für die Nation. Aber auch in ihren geweihten Räumen wird Aberglaube und Götzendienst getrieben neben dem vielen Guten, das sie bringt. Es wächst auch auf ihrem Feld immer noch viel Unkraut unter dem Weizen.

Da ist mehr Kopf- als Herzbildung, mehr Berechnung als Gemüth, mehr Wissen als Können, mehr Schein als Sein, mehr Textbuch und Gedächtnißkram als lebendiges Anschauen und Begreifen, zu viel System und zu wenig Methode, und für die Oberklassen zu viel — Weiblichkeit in des Wortes vollster Bedeutung. Aber es ist doch ein schönes Erntefeld, das Jahr um Jahr reiche Früchte trägt und volle Aehren, gutes nahrhaftes Brod für den Geist, wie der Weizen für den Tisch.

Schau um Dich! Soll nicht die Kirche weiter bilden, was in

Haus und Schule begonnen worden und mit wahrer Religiosität durchgeisten und durchwärmen den ganzen inwendigen Menschen mit seinem gesammten Thun und Streben, auf daß der Ernte der Kranz nicht fehle und auch nicht das fröhliche und beseligende Mahl? ...... Ein schönes gewaltiges Saat- und Erntefeld fürwahr! An Kirchen fehlt es nicht, und an Denen auch nicht, die als Säemann ausgehen sollen die Saaten zu streuen und die Ernten zu heimsen, eine erstaunliche Menge von Garben Jahr um Jahr. Es ist auch gut so, denn es bleibt immer wahr: der Mensch lebet nicht vom Brod allein, und nur die Thoren sprechen zufrieden: lasset uns essen und trinken und guter Dinge sein, denn morgen sind wir todt. Dem strebsamen Menschengeiste jedoch genügt das nicht. Er hat höhere Bedürfnisse, edlere Ziele, geläuterte Begriffe vom Dasein auf dem irdischen Saat- und Erntefeld. Der Geist strebt nach der Unendlichkeit des Seins, das Herz sucht die Wonnen der Liebe, und des Gemüthes Tiefen wollen erfüllt sein von jenem Ewigen, Unerfaßlichen und Unnennbaren, in dem wir leben, weben und sind.

Aber so groß auch das Erntefeld der Kirche ist und so mächtig die Garbenzahl, der Ertrag läßt dennoch viel zu wünschen übrig. Es sind leere Aehren darunter, die bekanntlich den Kopf am höchsten tragen, andere sind rostig und brandig oder von Würmern und Milben angefressen, und das Gedresch gibt schlecht aus. Gerade wie das Wort heißt: Nicht alle, die da Herr, Herr, rufen, werden in's Himmelreich kommen, und wieder das andere gewichtige Wort: An ihren Früchten will ich sie erkennen!

Groß ist das Erntefeld der Kirche. Aber es ist, besonders in Amerika, zerschnitten und zertheilt in tausend kleine Theile. Und man hat dazwischen Fenzen und Palisaden errichtet und tiefe Gräben gezogen, so daß man kaum mehr den Pflug wenden kann und kein Großbetrieb möglich ist. Das sind die Fenzen der Bekenntnisse und die Gräben des Glaubenshaders, und die Hälfte der Christenheit, die nicht unter dem Papste steht, ist zerrissen und zertheilt in Synoden, mächtig anzusehen, wenn sie ihrem Wall und Graben entlang gehen in Prozession, wie jüngst die Altlutheraner in Saint Louis, und doch in Wahrheit ein kleines Häuflein in der gesammten protestantischen Kirche, die leider in solche Häuflein getheilt ist, lauter umfenzte und grabenumzogene Ein-Ackerstücke im großen Erntefelde des Reiches Gottes.

Will denn nicht die „Union" die Fenzen öffnen und die Gräben

überbrücken, und im Gemeinsamen einigen, was Unterschiedliches trennt? Sicherlich will sie das und thut das, so weit sie es vermag. Und die Ernte wäre groß — aber es sind wenige der Arbeiter! Die Einen bleiben draußen und hüten den eigenen Privat-Weinstock anstatt einzutreten in den gemeinsamen Weinberg, und die Andern raffen ihre Garben zusammen und ziehen ihrer Wege. Wo ein Durchgang gebrochen, schlägt der Eigenwillen ihn wieder zu, und das Hochwasser der Uneinigkeit, der Gleichgültigkeit oder der Unkollegialität reißet die Brücken wieder nieder. Was heute an der „Union" sich aufrankt, wuchert morgen am selbstherrlichen Spalier weiter, und ......

Schau in Dich, alter Biesebrecht und sei stille! Verdirb die Erntefreude Dir nicht durch Klagen über leichte Körner und leere Spreu. Es ist nun einmal nichts Vollkommenes unter der Sonne. Der Herr des Erntefeldes wird es nicht an Arbeitern fehlen lassen, um eine gute Ernte zu bestellen. Thue Dein Bestes und bedenke, daß Das und Die, so oft am schlimmsten verhamatscht werden, es auch am besten vertragen können. Winde Du nur Deinen Erntekranz und schwinge Dich im Erntetanz und lass' Dir Dein Erntemahl schmecken zur Sichelheng, wenn Du ein guter und getreuer Arbeiter warst — im Erntefelde Gottes.

Schau in Dich und um Dich!

„Schaut's!" — —

Wirbelnder Schnee.

Schau um Dich! Was siehest Du? — Wirbelndes Schneegestöber, fallende Flocken! Trübes, dämmerhaftes Grau in den Lüften, aber blendendes, feierliches Weiß ausgebreitet über Berg und Thal, glitzernde Eiszapfen an kahlen Bäumen, dunkelgrüne Tannenbäume im silbernen Hermelin, Krönungsschmuck am großen Königshofe der Natur.

O Winter, wie bist Du schön ...... Wie schmiegt sich Dein schneeiges Linnen so zart um die ruhende, schlafende Erde. Ein Säugling in weiß seidenen Windeln wie ein Königskind — eine Braut im Atlaskleide, über der Stirne tannengrüne Myrthen und flockige Orangeblüthen. Feierliche Stille ringsum, auf der Kinderwiese im Park wie über den Grabhügeln des Friedhofs. Verstummt ist der Vögel Gesang, kein lustiger Mückentanz zieht seine rhytmischen Kreise im scheidenden

Abendsonnenstrahl, kein bunter Blumenstaub schmückt flatternde Schmetterlingsflügel, aber eine Lilie, blendendrein und riesiggroß, hat ihre Blätter ausgebreitet so weit das Auge reicht, in wundersamer Pracht, größer als alle salomonische Herrlichkeit im goldgeschmückten Tempel.

Schau um Dich! — Wirbelndes Schneegestöber — geborstene Wolken und entfesselte Winde, eine wogende Schlacht in den Lüften. Wie das dahinfegt, wie muthige Schwadronen zur Attaque, wie Pulverdampf über das Schlachtfeld, und brauset wie ferner Kanonendonner und krachende Mitrailleusen ...... Was stehest Du festgebannt am eisgeblümten Fenster, alter Biesebrecht, und blickest sinnend hinaus in den tobenden Kampf der winterlichen Elemente? Möchtest Du ihn vergleichen und zu deuten versuchen? Und womit?

Mit dem menschlichen Leben und seinen Schicksalen, mit dem Thun und Lassen, mit dem Jagen und Treiben der Menschen, ihrem Kampf mit den Leidenschaften und Schwächen, und den Stürmen in den Tiefen des Herzens.

Ein sonderbarer Vergleich!

Schau um Dich! Wirbelnder Schnee — geborstene Wolken und entfesselte Winde! Keine Rast, keine Ruh, ein Kampf von allen Seiten und Enden! Allüberall und nirgends! Ein Brausen und Stürmen — woher und wohin? wer vermöchte das zu sagen. Dem Ende entgegen, das ist die Antwort. Denn auch der heftigste Sturm tobt sich aus, auch der grimmigste Orkan wird gebändigt, auch die höchsten Wogen werden geebnet.

Schau um Dich, auf die Schicksale der Menschen, im Großen wie im Kleinen. Schlage auf die Blätter der Weltgeschichte. Da steht es geschrieben, mit riesigen Buchstaben, wie die Stürme hauseten unter den alten Culturvölkern der grauen Vorzeit. Hoch hinauf und tief hinunter. Wie wirbelndes Schneegestöber! Von einem Welttheil zum andern, vom Osten nach dem Westen gezogen, die Welt sich unterthan gemacht wie der fallende Schnee die Oberfläche der Erde. Volk um Volk, Stamm um Stamm, bis in die Gegenwart hinein, was sind denn hunderte von Jahren vor dem großen Zeitmesser der Geschichte.

Nicht auf die Stürme wollen wir deuten, welche uns im Spiegel der ältesten Weltgeschichte entgegen treten. Die Rahmen desselben sind uns fremd. Die Färbung ungewohnt, das Licht so dämmerhaft. Der Stern von Bethlehem, um Bilder zum Bilde zu gebrauchen, erhellt mehr oder minder unsern Gesichtskreis und rückt uns die

dunkle Vergangenheit klarer und verständnißvoller vor die Augen. Achtzehn Jahrhunderte! Welch grausige Stürme haben sie den wechselnden Generationen gebracht. Zuerst ein einsames Gethsemane, dann ein erschütterndes Golgatha, und als die „frohe Botschaft" dennoch den Völkern verkündigt ward — welch ein Sturmgestöber der blutigsten Christenverfolgungen, lange Jahrhunderte hindurch, bis zum endlichen Siege und Aufrichtung der neuen Kirche. Und kaum war das Kreuz aufgerichtet als Siegeszeichen und eingewebt in hochflatternde Fahnen, da erbrauseten wild und verheerend die Stürme des fanatischen Glaubenseifers in mittelalterlich-mitternächtiger Zeit. Der Sturm heulte um die Scheiterhaufen und fachte die Lohe an, die der böhmischen Gans (Johannes Huß) die Federn versengte, und über die strahligen Gipfel der Alpen strich von Rom her der italische Föhn, die Völker zu bedecken mit der Nacht des Wahns und des Aberglaubens, wie der schwerste Winter die Fluren bedeckt mit eisigen Schneewehen, und mit donnernden Lawinen verschüttet den mühsam aufgebauten Heerd......... Und dann erhob sich brausend der Gegenwind, vom Norden her, und die Zeit der Reformation entlud die Stürme nach allen Weltgegenden hin, von Meer zu Meer, über Forsten und Berge, wie geborstene Wolken und entfesselte Winde, ein grausiges Wintergestöber im dreißigjährigen Kriege. — Blutig gefärbt war weit und breit die schneebedeckte Erde ......

Wirbelnder Schnee! Wieder ein Bild jener späteren Zeit, als in der Weltstadt Paris gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts das gedrückte Volk aufstand, die Bastille erstürmte und französische Waffen ihren Siegeslauf durch das alte Europa unter den begeisternden Klängen der Marseillaise im Sturmschritt vollendeten, und die giftigen Nebel des alten Feudalismus und Absolutismus von der Erde wegfegten, und anstatt der Adelsrechte die Menschenrechte an der Spitze der Bajonnette proklamirten, bis daß sie sich senkten um das brennende Moskau herum und an den Ufern der eisigen Beresina, und begraben wurden wie eine indianische Streitaxt, aber begraben im — wirbelnden Schnee ......

Sind nicht Manche unter uns, die in lebhafter Erinnerung des grausen Sturmes gedenken, der wie ein wildes Schneegestöber vor zwanzig Jahren sich erhob, als über den zerschossenen Wällen von Fort Sumter die „Sterne und Streifen" in's Meer geworfen wurden, beschimpft und entehrt von ihren eigenen Kindern, die zur

Verewigung der alten Schande der Menschensklaverei die Hand gegen sie erhoben hatten, bis nach langen und bangen vier Jahren der große Surrender bei Appomattox Courthause dem blutigen Schrecken ein Ende machte. ...... Damals, alter Biesebrecht, standest Du nicht geschützt hinter eisgeblümten Fensterscheiben „zur Seite des wärmenden Ofens" wie heute, sondern mit dem Degen in der erstarrenden Faust, mit den Tausenden der "boys in blue" in den verschneiten Schluchten droben am Gauley River und am rauschenden Kanawha, mittendrin im — wirbelnden Schnee! ......

Und wieder erinnern wir uns des jüngsten gewaltigen Sturmes in der Völkergeschichte, als vor zehn Jahren erst unversehens das Feldgeschrei ertönte: Von Paris nach Berlin! um den Nacken des deutschen Volkes zu beugen unter die französische Gloire. Das war ein Sturm — wie geborstene Wolken, wie entfesselte Winde! Auf's neue begann „Lützows wilde verwegene Jagd!" Wie grauser Wintersturm brach die erzürnte Germania mit ihren einmüthig gesammelten Schaaren über den tapfern Feind her und trieb als die „Wacht vom Rhein" ihn vor sich her, wenn auch mit blutigen Opfern, bis an's bittere Ende. Ja —

„Zu Sedan auf der Aue
Wie war das Gras so roth!
Da lag im Abendthaue
Manch Deutscher bleich und todt.
Die tapfre Brust durchschossen,
Die Lippe starr und stumm —
Wer da sein Blut vergossen,
Der wußte wohl warum."

„Für's höchste Gut in Wehre
Das ganze Deutschland stand,
Für unsers Volkes Ehre
Für's heil'ge Vaterland,
Für's Liebste, was die Erde
Uns hegt im weiten Rund,
Für's theure Weib am Heerde,
Für zarten Kindermund."

„Zu Sedan auf der Aue,
Da brannte wild die Schlacht,
Und Wilhelm Rex, der Graue,
Er führte Deutschlands Macht;
Er führte blutberonnen,
Die Wackern all' in's Feld —
Da wichen die Colonnen
Vor dir, o deutscher Held." —

Und als der gewaltige Kampf vorüber war, welch ein grauser Wirbelsturm erhob sich nachträglich in der dem Sieger geöffneten Stadt Paris, als das rothe Quartal begann, als die Communistenbande gleichsam einem Tollhause entsprang und ihre Wirksamkeit begann — mit Petroleum und Füsiladen an wehrlosen Gefangenen, mit bestialischer Zerstörung von Palastgebäuden und Kunstschätzen aller Art. Welch ein entsetzlicher Sturm — welch eine grausige Illustration zu dem Ausspruche: Reiße dem Menschen den Gott aus seinem Herzen, und die (Kraft-Stoff-) Bestie ist fertig ....

Schau um Dich! Vorüber ist der rasende Sturm draußen im Reiche der Natur, gerade wie die Stürme im Völkerleben jeweil ein Ende gefunden haben. Die Kraft ist erschöpft, der Wind gebändigt, Wogen und Wehen werden geebnet. Der tobende Wirbel ist gebannt. Nur noch fallende Flocken — still und ruhig niedersinkend zur mütterlichen Erde. Aus der Höhe schweben sie leise hernieder, legen sich Seite an Seite und übereinander, bis die schneeige Decke sich bildet und das Gras und die Saaten zugedeckt sind mit der winterlichen Hülle. Dann kommt früher oder später ein warmer Sonnenstrahl, oder ein lauer Wind über das flockige Schneefeld hin, es schmilzt und verschwindet, die weißen krystallisirten Gebilde von tausendfacher Form und Gestalt, wenn auch dem unbewaffneten Auge nur als einfache Schneeflocke sichtbar — sie lösen sich auf, sie werden zu Wasser und feuchten das Erdreich und düngen die Saat, und die Erde nimmt sie auf, von der sie gekommen sind. Das ist das Ende.

Schau um Dich! Fallende Flocken. Was sind wir Menschen anders als sie! Wir schweben hernieder, wir kommen zur Erde, wir schmiegen uns zusammen, wir bauen uns an, wir pflegen und hegen die Saaten, wir feuchten die Scholle unseres Wirkens und Daseins mit unserer innersten Kraft, wir vergehen, früher oder später, aber sicher und gewiß, die Erde nimmt uns wieder auf, von der wir geworden sind. Ist das auch das Ende?

Nimmermehr! Wohl sind wir wie fallende Flocken, wir kommen und gehen, ein Geschlecht um das andere, Jahr um Jahr, aber was wir der Erde zurück geben, das ist nur das uns geborgte Kleid. Eines aber bleibt, das nicht mit ihm in's Grab gelegt wird, das ist der Gottesfunke, der unsterbliche Geist mit seinen göttlichen Kräften, mit Vernunft zum Erkennen, mit Freiheit zum Wollen, mit dem Gefühl, das die Liebe ist und unser Erdendasein verherrlicht.

Wie fallende Flocken! Allerdings — gerade wie sie umhergeweht

in den Stürmen des Lebens, im Wirbel der Schicksalsgestaltungen, zuletzt niedersinkend müde und matt, wenn der Sturmwind ausgetobt hat. Und wann geschieht das? Wenn die Leidenschaften schweigen in der Brust, wenn Du Herr wirst über Schwächen und Gebrechen, wenn Du den innern Frieden erringst und nur die Liebe, sie einzig und allein, wohnen lässest in den Tiefen Deines Herzens, — wenn Du den Strauchelnden aufheben und dem Feinde verzeihen kannst, wenn Du den, der sich selber schändet durch sein Thun, bemitleidest und den Widerspenstigen nicht verstößest, und Böses mit Gutem zu vergelten im Stande bist. Dann — wird es ganz stille. Dann wohnt der Geist Dessen in Dir, der einst den Wind und die Wellen bedrohte, bis daß es stille ward, und der allein heute noch in Deinem Herzen Friedensstille zu bringen vermag. Dann magst Du vergehen wie die schmelzende Flocke — Dein Erdendasein ist nicht umsonst gewesen.

Schau in Dich — vom wirbelnden Schnee und den fallenden Flocken in's eigene Herz! — —

Ewiger Wechsel.

(Sylvester 1880.)

Schau um Dich! Was siehest Du? Ein Spielzeug für Kinder. Ein kurzes Rohr, mit Gläsern versehen. An's Auge gesetzt erblickt es darin mit jeder drehenden Bewegung ewigen Wechsel, in der buntesten und mannigfaltigsten Weise. Kaleidoskop, — Schöngucker — ist sein Name.

Ein Spielzeug! Zu Weihnachten unter so manchem Lichterbaum auf dem Bescheerungstische zu finden, von hellen unbeschatteten Kindesaugen angestaunt, so einfach in seiner Gestaltung — und doch so lehrreich. — Warum? — Es illustrirt eben den ewigen Wechsel des menschlichen Lebens, alles Seins mit Ausnahme des ewigen Urgrunds aller Dinge, dem ewigen unwandelbaren Gott, bei welchem kein Wechsel ist, „weder der Finsterniß noch des Lichts."

Ewiger Wechsel — ein inhaltschweres Wort!

Wann werden die Sterblichen mehr und ernster daran erinnert, als zur Zeit des Jahreswechsels. — Die Uhr der Zeit hat zum

Schlage der letzten Stunde des Jahres ausgehoben. Weihnachten mit ihren Sorgen und ihren Freuden ist vorüber. Die Kerzen am Lichterbaum sind niedergebrannt. Die grünen Nadeln welken, die süßen Dinge sind abgebrochen von den reichbehangenen Aesten und Zweigen. Kurze, trübe Tage und lange stürmische Nächte. Eisblumen an den Fenstern und nacktes, kahles Gesträuch im Hof und im Garten. Ein Schneefeld über Berg und Thal soweit das Auge reicht. Und mit der niedrigen Dezembersonne neiget sich auch das Jahr, es steigt der letzte Morgen herauf am Sylvestertage, der früh zum Abend wird. Noch ein paar Stunden — dann kommt die Mitternacht, und still und geräuschlos sinket das Jahr in den Schooß der Ewigkeit.

Ein Tropfen in's Meer!

Ein Sandkorn auf der Düne! — —

Schau um Dich! Ewiger Wechsel! Beschaue das entschwindende Jahr am „Altjahrsabend," auch ein heiliger Abend, wie zu Weihnachten, und merke auf seine Zeichen. Geschäftig eilen die Menschen hin und her bis zur Feierabendstunde — die letzte im alten Jahr.

Der Kaufmann übersieht seine Waaren und prüfet seinen Vorrath, macht das Inventar und tarirt die Werthe seines reichhaltigen Lagers. Er schlägt seine Bücher auf, vergleichet sein Soll und Haben und zieht seine Bilanz. Er schließt sein Jahresconto und eröffnet für das neue Jahr frische Rubriken oder frische Blätter und Bücher. Er freut sich, wenn er zum Schlusse sagen kann: es stimmt! und er freut sich noch mehr, wenn er am Jahresabschlusse sichere Gewißheit hat, daß seine geschäftliche Thätigkeit, sein Fleiß und seine umsichtige Vorsorge mit gutem Erfolg belohnt worden ist und sein Unternehmen prosperirt. Und sollte es anders sein, sollte er in seinem Geschäfte Schläge und Verluste erlitten haben — nun, so übersieht er eben den Schaden und denkt daran, ihn mit verdoppelter Mühe und Umsicht wieder gut zu machen.

Der Gelehrte betrachtet die gemachten Erfahrungen in seinem Fach, oder in seinem Amte, und gibt sich selber und Andern Rechenschaft darüber. Er überschlägt nicht nur sein Einnehmen und sein Ausgeben, sondern zugleich auch die Resultate seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, die Ergebnisse seines Forschens und Strebens, wie es sich dem Jünger der Wissenschaft geziemt, der gleichsam gestellt ist auf die Warte der Zeit.

Der Arbeitsmann überschlägt den Verdienst des verwichenen Jahres und vergleicht damit die Ausgaben für seinen Haushalt und

für die Versorgung seiner Familie. Ist ein Ueberschuß da und hat sich sein Sparpfennig vermehrt — um so besser! Ist das nicht der Fall, ohne eigene Schuld, so muß es dennoch recht sein, und das folgende Jahr bringt vielleicht Besseres. Das ist seine stärkende und aufrichtende Hoffnung.

Der Landmann besieht Haus und Hof, Scheune und Stall, Boden und Speicher, berechnet den Ertrag seiner Ernten und den Preis der gewonnenen Produkte. Er klassificirt das Jahr von seinem Standpunkte aus als ein gutes oder schlechtes, corrigirt dem lieben Herrgott die Witterung, die Nässe und die Trockenheit, den Sonnenschein und den Regen, und ist es zufrieden, daß die Nachbarn ebenfalls nichts daran thun können, sowenig als er selber. Und freilich ist es das Beste!

Der Arme aber blickt wohl wehmüthig oder unzufrieden auf das vergangene Jahr, das ihm die Last der täglichen Sorge um seines Lebens Unterhalt und mancherlei Mühsal gebracht hat. Vielleicht bleibet ihm kein anderes frohes Gefühl als ein „Gott sei Dank, daß es vorüber ist." — Das ist sein Trost.

So eilen in reger Geschäftigkeit vorüber die letzten Arbeits- und Betrachtungs-Stunden des alten Jahres, bis zu späterer Zeit nach altem Brauch in der Familienstube sich sammelt das ganze Haus.

Da harren die Hausgenossen in gar verschiedener Stimmung des Gemüthes dem zwölften Glockenschlage, da das alte Jahr stirbt und das neue geboren wird — ein Umschwung des Rades am sausenden Webstuhl der Zeit — ein neuer Ring in der vieltausendgliedrigen Kette, die ein Jahr mit dem andern, Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft verbindet. Und wie die Uhr die mitternächt'ge Stunde verkündet, da erheben sich Alle, und bringen einander Glückwünsche dar mit herzlichen Worten, mit Kuß und Händedruck, vielleicht auch, da wo es Sitte ist, mit kleinen Geschenken, als Zugabe zur Weihnachtsbescheerung. Die größern Kinder, die zur Schule gehen, bringen den Eltern zierlich geschriebene „Neujahrswünsche" dar, die im Geheimen ausgefertigt wurden, und mit großer Freude lesen die Eltern die Verslein, die etwa lauten mögen:

„Zum neuen Jahr den Eltern
Bring diesen Wunsch ich dar:
Bleibt hübsch gesund, und liebet mich
Auch in dem neuen Jahr!
Ich will Euch lieben allezeit
Mit rechter Herzens-Innigkeit."

Oder auch:

„So klein ich bin, so wünsch ich doch,
Wie gute Kinder pflegen,
Papa, Mama, zum neuen Jahr:
Gesundheit, Glück und Segen!"

Vielleicht stellt sich das Kleinste, das noch nicht schreiben kann, vor Papa und Mama hin, und spricht mit gefalteten Händchen sein angelerntes Sprüchlein:

„Ein kleines Wünschlein bring' ich dar:
Gott segne Euch im neuen Jahr!"

Da freuen sich Alle; die Augen, vielleicht schläfrig geworden, erglänzen auf's Neue, die Gläser erklingen unter neuen Gratulationen und leeren sich zur Neige......... Dann „Gute Nacht!" zum ersten Schlaf im neuen Jahr.........

Fürwahr, ein schöner „Jahreswechsel" im Familienkreise.

Nicht Allen ist es vergönnt, nicht Alle suchen ihn. Nicht Alle sind zu ernsten Betrachtungen oder zu stiller Freude geneigt. Manche suchen die laute Gesellschaft, oder wollen bei rauschender Musik sich „in's neue Jahr hinein tanzen." — Alles ist euer, sagt wohl der Apostel, aber das wie und das wo, das wann und das dann — das ist eben der Unterschied. Das bedenke! —

Schau um Dich! Was sitzest Du so gedankenvoll zu stiller Stunde am einsamen Schreibtisch, alter Biesebrecht, und stützest das Haupt auf deine Linke, während die Feder in der Rechten ruhet und Dein Auge träumerisch ausschaut, oder vielmehr hineinschaut in das Kaleidoskop des menschlichen Leben mit seinem ewigen Wechsel......

Freilich, der Jahreswechsel bringt ernste Gedanken. Das Auge des Geistes schaut rückwärts und hält Rundschau über alte und neue Erinnerungen, über Liebes und Trübes, über Licht und Dunkel der zurückgelegten Lebensweise. Und es schaut zugleich hinaus in die Zukunft und erblickt nur den Schleier, womit diese verhüllt ist, Befürchtungen und Hoffnungen, im bunten ewigen Wechsel. Und unwillkürlich treten mit den Bildern, die der Jahreswechsel deinem Auge erschließt, noch andere Bilder an Dich heran, andere und weitere Gedanken erfüllen Dein Herz, tiefernste Empfindungen erfüllen das Gemüth, denn der Jahreswechsel zeigt dir zugleich den *Wechsel der menschlichen Stufenjahre*.

Frühling, Sommer, Herbst und Winter; — Morgen, Mittag, Abend, dann die Nacht......... Das ist das Gesetz der Natur. Ewiger Wechsel! Auch für den Menschen, die Krone der Schöpfung. Dessen

werden wir uns am beschaulichen Sylvesterabend wohl am klarsten bewußt. Das Alte, das vergangen ist, tritt auf's neue in die Gegenwart, wenn auch nur in flüchtigen Gedanken. Wie schwinden die Jahre, wie wechseln die Stufen des Daseins mit ihnen! —

Fünf Jahre: ein Kind, ein Guckindiewelt.
Zehn Jahre: ein Knab', ein Hupfinsfeld.
Zwanzig Jahre: ein Jüngling, ein Obenaus.
Dreißig Jahre: ein Mann, zurück in's Haus.
Vierzig Jahre: wohlgethan, ein Thatenmann:
Fünfzig Jahre: stille stahn, stille stahn.
Sechszig Jahre: fängt's Alter an — Erntezeit.
Siebzig Jahre: weiß — in Zufriedenheit.
Achtzig Jahre: Greis — in Körpersnoth.
Neunzig Jahre: Kinderspott, und Abendroth.
Hundert Jahre: Gnad' vor Gott, Gnad' vor Gott!

Schau um Dich, und schau aus! Zurück auf die überschrittenen Stufen. Ewiger Wechsel, bunte Bilder, wie im Kaleidoskop. In der Erinnerung ziehen sie an uns vorüber, beseligend oder bedrückend, hell oder trübe, je nach ihrer Natur. O daß wir doch öfters uns in die Erinnerung versenken möchten, anstatt, wenn auch vergeblich, den Schleier der Zukunft zu heben versuchen. In der Vergangenheit ist Wahrheit, die Zukunft muß sie erst bringen. Jene ist uns ein lehrreicher Spiegel, diese nur der Rahmen davon, ohne das Glas.

Jugendzeit, Du fröhliche Zeit! Lebensmorgen im knospenden Frühling! Ferne liegen Dir jene ersten Stufen, alter Biesebrecht, und doch so nah, so traulich warm am Herzen, das aufjauchzt im treuen Erinnern. Fleißig auf der Schulbank, munter beim Spielen und Jagen, dankbar den Eltern, zugethan den jugendlichen Gespielen und Kameraden, rüstig von Gesundheit und stark in Kraft, mit hellen Augen und offenen Ohren und gesegnet von Gott mit mancherlei Gaben, besonders aber auch mit einem reichen, tiefempfindenden Gemüth — so flogen die Jahre vorüber mit Sturmeseile. Kaum war das Christkind dagewesen über Nacht und hatte auf die bereit gestellten Teller seine Geschenke ausgebreitet, obendrauf die Ruthe von Birkenreis, mit rothem Bande umwunden, da wurden schon Wiesenblümchen gepflückt, um dem „Osterhaas" die Nester zu bereiten für seine bunten Eier. Und dann wurden die Kirschen reif im Obstgarten und die Frühäpfel, denen Birnen und Zwetschen folgten, und im Gehäge, zur Bettagszeit, wurden die Haselnüsse braun, darinnen steckten

die wundersüßen Kerne. Und die blaue Heidelbeere duftete lieblich, besonders mit süßem Rahm übergossen und mit Zucker bestreut — war das ein Königsessen wie kein anderes in der Welt! — Dann fiel der erste Schnee, zum ersten Wurfgefecht und Schneemänner-Rollen, und wenn die Schneebahn fest geworden war, wurden die Schlitten hervorgeholt, und dann ging es den Hügel hinauf und den Hügel hinunter, bis die Hände steif und die Nase roth geworden war, so warm auch das Herz sein mochte.

O Jugendzeit, du fröhliche Zeit! Lebensmorgen im knospenden Frühling......

Höher steigt die Sonne zu Mittag, heißer werden die Tage des Sommers. Aus dem Paradiese der Kindheit werden wir hinausgetrieben, wie einst Adam und Eva, mit dem flammenden Schwerte, daß wir lernen im Schweiße des Angesichts den Acker zu bauen und die Furchen zu ziehen, sei es auf dem Felde der Kunst oder der Wissenschaft, oder in mancherlei Gewerbe und Hantierung. Kräftig schlägt der Puls, warm rollt das Blut durch die Adern, gestählt sind die Nerven und eisern ist die Willenskraft — in's Herz aber da schleicht die Liebe sich hinein, wie der Dieb zur nächtlichen Stunde......

O Mannesalter, du heilige Zeit! Der eigene Herd wird gegründet, es baut sich das Haus, vielleicht mit niedrigem Dach, es steigen die Adler der Strebsamkeit hinauf in die höchsten Regionen — und kreisen wieder hernieder, und ein buntes Wiegenband stellt des Lebens Gleichmuth her, daß es stille wird, wie zur Sommerzeit nach dem Gewitter. Es träufelt von Segen ringsum. Es mehrt sich das Haus und die häuslichen Sorgen, aber auch das häusliche Glück, und der Stern des Lebens geht auf wie einst über Bethlehem, wenn des geliebten Weibes Auge sich erhebt vom Säugling zum Manne, von der Erde zum Himmel, und die Blicke sich ineinander senken in der Gluth der Empfindung und die Lippen sich kräuseln zum kosigen Schelten wie zum wonnigen Kuß.........

O Mannesalter, du heilige Zeit! —

Die Jahre eilen pfeilgeschwind. Dem Hochsommer folgt rasch der Herbst, früchtebeladen und traubengesegnet, aber mit welken Blättern und Stoppelfeldern zugleich. Die Sonne neiget sich und es will Abend werden. Fünfzig Jahre — stille stahn; mit Sechszig fängt das Alter an. Und freilich ist es so. Die Haare bleichen, die Pulse stocken, die Schritte werden kürzer und in den Nerven zuckt es wieder wie einst zur Maienzeit, aber es ist nicht die Lust, sondern die Gicht,

in den mürbe gewordenen Knochen. Es ist einsamer geworden. Die Kinder ziehen hinaus in die Welt, über Land und Meer, hin und her, auf graden und krummen Wegen wie des Lebens Irrfahrt wohl Alle führet im nimmer ruhenden Wechsel. Und stiller wird es um Dich her und in Dir selber. So wie Du einst mit Lust die rüstigen Schritte lenktest in's Gebirg und auf luftige Höhen, auf Wengernalp oder auf Mürren, und die Wunder der Allmacht anstauntest mit hochklopfendem Herzen, so richtet sich nun Dein Blick still und milde der sinkenden Sonne entgegen und tauchet tief ein in die rosige Gluth der Abendröthe des Lebens.

O Lebensabend, du stille Zeit! So erfahrungsreich und so beschaulich. So ruhig und friedlich zugleich. O, schau um Dich und in Dich! So manches Jahr ist vergangen, so manche Freude hast Du erlebt, so manches Leid hast Du getragen, so manches Streben war mit Erfolg gekrönt, so manche Hoffnung ist zerflattert, — Du hast geirrt und geforscht, gestrauchelt und gestrebt, geliebt und gelebt, die Deinen versorgt und den Menschen gedient, viel Liebe empfangen und viel Undank geerntet — aber bei allem Wechsel, von Jahr zu Jahr, von Stufe zu Stufe, ist unwandelbar Dir geblieben ein frischer Geist, ein fester Sinn und ein junges Herz, von Liebe erfüllt, zum Vater im Himmel und seinen Kindern auf Erden......

Mag denn der letzte Wechsel kommen — das letzte Jahr und die letzte Stufe, der Wechsel vom Leben zum Tode — in Gottes Namen! Der einst sterbend rief: es ist vollbracht! sprach auch das hoffnungsreiche und stärkende Wort: in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen...... Zum Staube denn den Staub, zur ewigen Heimath die Seele — — —

„Träumst Du, Papa?“

Und freilich träum' ich. Den Traum des Lebens, am Sylvesterabend, in trüben und in lieben Erinnerungen. Rundschau und Ausschau, und Selbstschau zugleich.

Eins, zwei .... zwölf!

„Mama, fülle die Gläser!“

Einen herzlichen Glückwunsch zum neuen Jahr! Allen, was sie brauchen an Leib und Seele! Gesundheit und Zufriedenheit, das tägliche Brod und viel Liebe! — Einigkeit, Willigkeit und Strebsamkeit zu allen guten Werken. Auch für unsere „Union!“ Amen.

Mit diesem Wunsche, treu und ächt,
Beschließt der Onkel Biesebrecht.

Hans, drüben und hüben.

I. Fröhliches Volk.

„Wie herrlich ist es in der Welt!
Auf Wandern ist mein Sinn gestellt,
Auf's Wandern!"

„Kickeriki!" erscholl es vom Speicherdache des am sanften Bergabhange gelegenen großen Bauerngutes, der „Mattenhof" genannt, in den Frühmorgen hinaus. Und „Kickeriki" erscholl es auf den umliegenden Gehöfen wieder. Es war, als krähten die Hähne um die Wette, und freilich thaten sie so. Wie das sich reckte und streckte, die Flügel hob und den Schnabel öffnete zum kreischenden Morgengruß rings in die Weite, immer auf's Neue, bis sich Leben erhob, bis die Thüren und Fenster sich öffneten und der Tag wirklich anbrach. Denn, als die Hähne zu krähen begannen, war es noch dunkle Nacht. Kaum daß im Osten der Horizont in schwachen Streifen sich hellt, die allmälig sich vergrößern, bis endlich das goldene Tagesgestirn majestätisch hinter den fernen Bergen hervortritt und mit seinem rosigen Licht eindringt auch in die tiefsten Thäler, und überall reges Leben und Treiben hervorruft in den Wohnstätten der vom Schlafe aufwachenden und neugestärkten Menschen.

O Morgenluft! Wie erquickend streicht sie in der warmen Sommerzeit über die thaubeperlten Felder einher, und wie erfrischend ist nach einer heißen Augustnacht ihr kühler und würziger Hauch! — Drum öffnen sich ihr auf dem Lande frühe schon Fenster und Thüren, und wenn der Städter sich noch lange auf seinem Lager ausstreckt und unruhige Träume vergeblich zu verscheuchen sucht, da treten die Landbewohner hinaus in den frischen Morgenduft, der das erhitzte Blut abkühlt, die Augen hellt, die Glieder stärkt, und in Verbindung mit dem kühlen Trunk aus der rieselnden Quelle mildert des schwülen Sommers Last und Hitze.

Auf dem Mattenhof, wo die Hähne zuerst gekräht hatten, regte sich's auch zuerst. Ein junger, flinker Bursche, mit frischem Angesicht

und krausen Haaren, trat an den Brunnen, aus dessen Röhre sich fort und fort ein mächtiger Wasserstrahl ergoß, rein wie Krystall und kalt wie Eis. Geschäftig warf er sich mit beiden Händen das kühle Naß in's Gesicht, tauchte die Arme ein bis an die Ellbogen, und trocknete sich mit dem an der Seite des Brunnenstockes hängenden Tuche ab. Im Stalle grüßten die Pferde durch mäßig lautes Wiehern und Rücheln den Frühaufsteher, den sie schon am Schritt und Tritt erkannt hatten, und auch in den Kuhställen wurde es unruhig. Die Thiere witterten nicht nur Morgenluft, sondern auch Morgenfutter.

Geschäftig schüttete Hans das Futter auf, duftiges Gras, mit blumigem Klee gemischt, am vorhergehenden Abend erst gemäht und in die Futtertenne gefahren, und wacker ließen's die Thiere sich schmecken, das merkte man an ihrem Kauen und Schnauben. Als die ganze lange Reihe versorgt war, da trat auch schon der Mattenhofbauer hinzu. Freundlich bot Hans die Zeit, aber mürrisch klang die Antwort, und als sie vor die Tenne traten, da sah Hans, daß der Bauer den einen Arm in der Schlinge trug und augenscheinlich Schmerzen litt.

„Wo fehlt es, Mattenhofer, habt Ihr euch weh gethan?" frug stillestehend Hans.

„Was soll es sein — die alte Geschichte! bin vorgestern wieder naß geworden, als ich im Walde war, hab' es nicht beachtet und bin in den nassen Kleidern stecken geblieben bis sie trocken waren. Die Nacht hat's mich gepackt! Parbleu — das reißt in allen Gliedern, besonders im linken Arm, den ich kaum bewegen kann, autsch — — Und was ich sagen wollte, Hans, das trifft sich wieder einmal schlecht. Auf heute fällt ja der Ausflug auf den Weißenstein. Unsere Studenten sind wieder heim in den Sommerferien, und da haben sie nichts anderes zu thun, als den jungen Burschen vom Dorfe die Köpfe zu verdrehen und den Mädchen noch mehr. Da müssen Ausflüge gemacht werden in die Weite, wohin ich selber noch nie gekommen bin. Und doch noch am Leben! Voriges Jahr ging's nach dem Bielersee, auf die Petersinsel, und diesmal soll's in die Höhe gehen, auf den Weißenstein, die Sonne aufgehen zu sehen, gerade, als wäre das dort etwas Besonderes, — pah, das können wir jeden Morgen zu Hause haben, wenn wir zeitig genug aus den Federn sind, parblöh!"

„Aber was ist da zu machen," — fuhr der Mattenhofer in steigendem Aerger fort — „ich hab' mich verschwatzen lassen. Käty ließ mir keine Ruhe und die Liesele vom Eggen half ihr getreulich mit, und da ich ihr Pathe bin, hat sie so lang an mir herum „g'göttelet," bis ich

den beiden versprochen habe, mitzufahren, so weit die Fuhrwerke laufen, aber auf den Berg hinauf mögen sie mit den Andern gehen, dorthin krapple ich nicht, wenn ich es auch sonst mit Jedem aufnehme im Fußgang. Letztes Jahr war der Sohn, der Dragoner, zu Hause und natürlich auch einer von der Partie, nun aber ist er gerade im Uebungslager und reitet auf der Thunerallmend umher, parblöh, und wir können sehen, wie wir ohne ihn fertig werden. — Können die Mädchen nicht mit, gibt es Spektakel, und wenn ich mich auch davor nicht fürchte — parblöh, so ist's mir doch wegen dem auswärtigen Gerede nicht angenehm. Wenn der junge Mattenhofer nicht daheim ist, können sie nicht ausfahren — würde es heißen, so meint die Käty auch, darum sollst Du sie fahren, Hans, und darum mach Dich fertig. Um fünfe kommen Alle zusammen bei der Linde am Kreuzwirthshause. Macht, daß ihr nicht die Letzten seid, die werden ausgelacht. Parbleu!"

Der Bauer hatte gesprochen und aufmerksam hatte Hans, der Oberknecht, zugehört ohne ihn zu unterbrechen, denn das liebte Jener nicht. Ueber Hansens Gesicht hatte es zuletzt gezuckt, man wußte nicht war's Freude oder war's Schmerz, aber ruhig entgegnete er in geziemenden Worten, doch mit gesenktem Blick:

„Wie Ihr befehlet, Mattenhofer, aber könnte nicht der Peter mit? Es ist heute noch viel zu thun auf dem Hofe, und da Ihr selber leidend seid, sollte ich wohl zum Rechten sehen können. Oder auch der Krögel könnte fahren." —

„Nichts da," fiel ihm der Bauer in's Wort. „Erstlich gebe ich den Braunen nicht Jedem in die Hände, denn es ist ein Hitziger, und wer ihn nicht kennt, dem macht er zu schaffen, und zum andern will die Käty mit den Andern nicht fahren. Der Peter sei zu wüst, und der Krögel zu tappig, und solche Beundenscheuchen wolle sie nicht vor sich sitzen haben. Da bleibt's dabei, denn sie hat ihren eigenen Kopf und das ist ein harter, parbleu!"

Hans lächelte bei dieser Bemerkung im Stillen und dachte bei sich selber: gerade nach Vaters Art! — Dann kamen die Knechte herbei, und die Mägde kamen zum Brunnen, die Eine mit dem Melkeimer, die Andere mit dem kupfernen Wasserkessel, außen blank wie Rothgold, innen blinkendes Silber, wie das im Oberargau und im hablichen Bernerlande überhaupt zu einer rechten Bauernküche gehört. Und Ringgi, der Hund, wurde losgebunden von der Kette und sprang wedelnd in der Freiheit umher, während auf dem nahen Erdhaufen die Hähne scharrten und mit wichtigem Geschrei die Hennen anlockten, wenn sie ein Korn

gefunden hatten, gerade wie eitle Menschen thun, wenn sie ihre närrische Weisheit an Mann bringen wollen.

So war es beinahe heller Tag geworden und der Horizont röthete sich gegen den Leberberg zu mit aller Macht. Als aber der erste goldene Sonnenstrahl sich hinüber schwang über die waldigen Hügel und Berge, stand Käthchen, die liebliche Tochter vom Mattenhof, schon vor der Hausthüre, und rief, zur Eile mahnend, den Vater und den Hans zum Morgenbrod. Unterdessen sollten die andern Knechte das doppelsitzige sogenannte Bernerwägele anspannen und in Bereitschaft halten.

Und so geschah es. Als die Gesellschaft sich von dem Frühstückstische erhob, an dem es ihr augenscheinlich gut geschmeckt hatte — kräftiges Hausbrod, goldgelbe Butter und fetter Emmenthaler Käse mit gefüllten Augen — da stand das Fuhrwerk bereit, und der spiegelglatte Braune trug seinen Kopf hoch und scharrte unruhig mit seinen Vorderfüßen. Wohlgefällig blickte der Bauer auf das schöne Thier. Natürlich! Gibt es doch Bauern genug, denen der Pferdestall eben so sehr am Herzen liegt, als die Familienstube; Bauern, die ihren Pferden mehr Schonung gewähren, als sich selber, und ihren Kindern und Dienstboten dazu. Selbst alte Grauköpfe laufen lieber ein paar Stunden weit zu Fuß, als daß sie ein Pferd aus dem Stalle heraus nehmen, besonders zur Arbeitszeit, wenn geackert oder geerntet wird. Dann müssen selbst die Pferde d'ran, so gut wie die Menschen auch, die wirklich im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod essen.

Behende schwangen die beiden Mädchen sich in den Wagen und nahmen ihren Sitz ein. Hans ergriff die Leine. Der Bauer ging musternd um das Gefährt herum.

„Stelle in der Stadt beim „Rothen Thurm" ein, sprach er zu Hans, „und gib gut Acht, daß der Braune seinen Hafer richtig bekömmt. Die Stallknechte sind heutzutage meistens Schelme, die das vorgeschüttete Futter den Pferden vom Munde wieder wegstehlen, wenn man nicht aufpaßt. Wegen dem Trinkgeld wirst Du schon Bescheid wissen. Die Kerle haben halt immer Durst."

„Und wirf uns nicht um," fügte Käty schalkhaft hinzu.

„Verdien' ich dann einen Kram?" entgegnete Hans in lächelnder Laune.

„O ja, Pfyffebääggeli." —

„Merci, nur nichts Lebkuchenes." —

„So nimm diesen Rosmarinstengel auf Deinen Strohhut, das steht Dir gut."

„Den lasse ich mir gefallen.“ Und hastig ergriff Hans den dargebotenen Zweig und beroch ihn pflichtschuldigst, wie man es mit Blumen thut, auch mit Rosmarin. Ob er aber den schönen Doppelzweig, den Käty von ihrem eigenen Stocke geschnitten hatte, mehr an die Nase oder an die Lippen führte, das sah gerade Niemand.

„Fahr zu! B'hüt Gott!“ sagte der Mattenhofer, und Krögel, der das Pferd immer noch am Kopfe hielt, trat zur Seite, und da ging der „Bräunle“ auf und davon. Aber Hans ließ ihn tanzen, hatte er ihn doch in der Tasche, das heißt: die Leine in seiner nervigen Faust. — In kurzer Zeit waren sie droben bei der Linde, ehe die Glocke vom nahen Kirchthurm fünfe schlug, und somit von den Ersten, die auf dem Platze waren. Mehrere Wagen kamen zu gleicher Zeit aus verschiedenen Richtungen. Das war ein schallendes Grüßen und Zurufen! Junges Blut und frische Gesichter im säuselnden Morgenwind, und viel fröhliche Lust in den Herzen. Auf manchem Gefährt saß der pausbackige Amor hinten auf und schärfte seine Pfeile, und maß blinzelnd und lächelnd die Entfernungen ab, wohin er sie versenden, und treffen wollte zugleich. Und seine Pfeile treffen scharf und tief. Wie Mancher trägt die Wunde zeitlebens im Herzen ......

Der Doktorrüedel war natürlich der erste zur Stelle gewesen, zumal er das Triebrad des Ausfluges war, und der Leiter desselben zugleich. Er war in einer früheren Zusammenkunft einstimmig zum Reisemarschall ernannt worden. Darum war auch sein Gefährt in der Front, und mit einer kleinen Fahne geschmückt, natürlich das weiße Kreuz im rothen Feld. Oben auf der Stange aber saß muthwillig ein geschnitzter schwarzer Bärenmutz, polizeiwidrig zwar, aber aus mehr als einem Grunde gar kein schlechter Witz. Wagen um Wagen kamen zur Stelle. Der Ulrich mit seinem Mädeli, Ammans Benz und der spaßhafte Nicola, Cigaxen Sepple mit dem gelben Char-a-banc und der Schnauzbart mit seinem Aenneli „änet dem Bach,“ und Lisbeth, die freundliche Schwägerin, und Bodenbauers Töchtern, darunter die kleine, kluge Marie mit dem großen Herzen und dem tiefen Gemüth; die schmucken Müllerskinder mit ihrem Bruder Chläis, und Bäbeli, die schlanke, mit den dunklen Häckchenaugen. Die Nachzügler aber, die etwas verspätet eintrafen, wurden unbarmherzig geneckt und durch die Hechel gezogen.

„Den hat 's „Doggeli“ g'habt, man sieht es ihm jetzt noch an.“

„Die Mutter ist wohl nicht eher fertig geworden; sie muß ihn ja immer noch waschen und anziehen wie ein halbjähriges Kind.“

„Der Alte war wohl wieder zähe den Morgen, und hat den Gänterlischlüssel nicht finden können. Das soll ihm öfters passiren.“

„Die haben ja nie dürres Holz im Hause, da wollte das Feuer nicht brennen und der Eierkuchen nicht backen, und ohne den geht der Sämeli nicht aus dem Hause.“

„Herr je, das sind wohl die letzten! Vreneli hat sicherlich geträumt, vom Schatz in der Fremde.“ Gleich fiel eine Singstimme ein:

„Das Vreneli vom Guggisberg,
Und Simmenshansjoggeli änet dem Berg —
Wenn er mir nit mag werden,
Vor Kummer sterbe ich.“

Jetzt war der Wein zu Ende, der von der Kreuzwirthin, einer lieben freundlichen Frau, in großen, weißen Maßflaschen gespendet und an die verschiedenen Wagen heran getragen und kredenzt worden war. Der Frühtrunk wurde keineswegs verschmäht. Selbst die Damen nippten „Bescheid,“ einzelne sogar, auf Zureden, „machten ein Frisches,“ das heißt, sie tranken das Glas aus bis auf die Nagelprobe, daß auch nicht mehr ein Tröpfchen ist dringeblieben. — Bernermädchen erschrecken nicht so leicht vor einem Glase Wein, wie die Yankeeladys in Amerika, und das Erschrecken ist überhaupt ihre Sache nicht, das weiß man längst.

„Fertig zum Aufsitzen!“ commandirte der Reisemarschall, und als die Wagen alle bereit waren, flatterte lustig das Fähnlein mit dem Bärenmutz voran und ein Gefährt um's andere fuhr hinaus in den herrlichen Sommermorgen. Laut erklang aus frischen Kehlen, vom säuselnden Morgenwinde getragen, das zur Abfahrt angestimmte Lied:

„Jetzt reisen wir zum Dorf hinaus,
Ade!
Mein Schatz, der schaut zum Fenster 'naus,
Ade, Ade, Ade!“
„Wir reisen in die Welt hinaus,
Ade —
Behüt dich Gott, o Vaterhaus,
Ade, ade, ade.“ —

Die Töne verklangen. Hinaus zog „fröhliches Volk.“

---

2. Nach der alten Mode.

Der Bauernstand — ein edler Stand!
Das kennt man wohl im ganzen Land.

„Parbleu!“ sprach der Mattenhofer gleichsam zu sich selber, als der „Bräunle“ so rasch französischen Abschied nahm, und auf und davon ging, als ob er gestohlen hätte, wie man zu sagen pflegt. „S' ist doch

ein sappermentiges Thier, das übrigens eine Handvoll Dublonen bringt, wenn es verkauft wird; einstweilen aber kann es der Mattenhof noch behalten. Der hat von jeher die schönsten Pferde gehalten, das weiß man landauf und ab. Und Hans weiß ihn auch zu führen, wie ein studirter Rossebändiger, das muß man ihm lassen. Es ist kein Wunder, daß Käty ihn als Fuhrmann vorzieht, parbleu. —

„O, Andere können auch fahren," bemerkte der inzwischen wieder näher getretene Krögel, „man sollte meinen. —"

„Besonders Du, Krögel, Du bist ja ein Ausbund von einem Karrer, das weiß man vom vorigen Sommer her, als Du den Thürlistock niederkarrtest und ein Rad dazu. Du wärest der Rechte, um mit dem einzeln eingespannten Bräunle nach Solothurn zu fahren. Im besten Fall führst Du noch auf der Aarenbrück in's Geländer hinein, denn sie ist nicht besonders breit. Das gäbe eine schöne Geschichte, parbleu!"

„O wegen dem Thürlistock weiß man schon seit Menschengedenken, daß von Zeit zu Zeit wegen der Enge der Durchfahrt dort ein Malheur passirt. Aber der neue Pfosten mußte doch wieder akurat auf den alten Platz hin, als Stein des Anstoßes, könnte man sagen."

„Ganz richtig, Krögel, Du sprichst wie die Schrift, aber von Bauern Brauch und Ehr' hast Du wenig Begriff. Das würde ein schönes Geschwätz geben weit und breit, wenn es hieße: auf dem Mattenhof verstehen sie nicht mehr zu fahren, denn sie haben die Einfahrt weitern lassen, die doch von Alters her breit genug war! Nein, solchen Schimpf lasse ich über den Mattenhof nicht kommen. Wo Vater und Großvater durchgefahren sind, da können wir's auch. So steht es schon von Jeremias Gotthelf geschrieben, und der kannte die Bauern aus dem Fundamente, parbleu, obgleich er ein Studirter war. Auf der breiten Landstraße kann jeder Lümmel fahren, aber schmale Wege und enge Pässe, das macht erst den richtigen Fuhrmann. Da heißt es: aufpassen! Und das Aufpassen macht die Augen auf, und mit offenen Augen kommt man überall durch, da wo Andere auch durchgekommen sind. Natürlich gehört auch etwas Verstand dazu, gerade wie zu allen andern Dingen, und den kriegt man nur mit der Zeit, oder auch gar nicht, je nachdem. Wo nichts ist, da hat selbst der Kaiser sein Recht verloren. So bleibt es auf dem Mattenhof bei der alten Mode, parbleu! Das merke Dir Krögel." Damit drehte der Bauer sich um und ging in's Haus, um seinen Arm einzureiben, der von rheumatischen Schmerzen heimgesucht war. Krögel aber kratzte sich

hinter den Ohren, denn so tappig er war, merkte er doch, auf wen die letzten Bemerkungen gemünzt waren.

„Man braucht mir nicht mit dem Holzschlägel zu winken," brummte er ärgerlich vor sich hin, und lenkte seine Schritte dem Kuhstalle zu, wo die eine Magd und der Peter mit Melken beschäftigt waren. „So viel Verstand wie Andere werde ich wohl auch noch haben. Oder meint er etwa, daß er allein ein Patent darauf habe?"

„Was sagst?" rief Züsi, die Magd, neben der Kuh hervor.

„Nichts für Dich!"

„Oho, bist Du brummig? Gelt, Du wärest gerne mit den Töchtern nach Solothurn gefahren, aber den Berg hinauf wärest Du doch nicht gekommen."

„Und warum denn nicht?

„Weil deine Beine zu krumm sind, Krögi, da muß ein Feinerer mit, der nicht auf Stelzen geht. So Einer wie der Hans, das ist ein Gewixter!"

„Lauf ihm nach, Babi!"

„Selber Babi! Mit Deinen Spazierhölzern wär' es Dir eine Kunst ihm nachzulaufen, eher der lahmen Botenfrau, die alle Dienstag z'Märit geht."

„Oder Dir?"

„Mach' Dir kein' Kummer meinetwegen, ich komme ohne solche Stoffels durch. — Nimm Dich in Acht, Krögi, wenn Du den Melchkübel umstößest, ergeht es Dir schlecht beim Mattenbauer. Hast schon wieder Feuer im Dach?"

„O das Weibervolk!" seufzte Krögel und verließ den Stall.

„O das Mannenvolk!" höhnte die mundfertige Züsi ihm nach, die natürlich nur ihre gewöhnliche Neckerei trieb.

„Macht zusammen ein sonderbares Volk!" — bemerkte der trockene Peter, und schritt mit der gefüllten Melchter vorsichtig zum Stall hinaus, dem Milchkeller zu, wo die Milch geseiht und dann in die schneeweißen Gebsen gefüllt wurde. Züsi folgte ihm nach, als die letzte Kuh gemolken war. Später ging sie daran den Rahm abzunehmen von der Abendmilch, da gebuttert werden sollte. — Butter, und was für welche! Es gibt wohl nirgends auf der Welt so schöne feine Butter wie im Bernbiet, und die mächtigen Ballen von ein- oder zweitägigem Rahm, die auf den richtigen Bauernhöfen gemacht werden, lassen selbst der aromatischen Alpenbutter nichts nach. (Herr Gott, war das ein Essen, wenn zufällig die alte Hubelmutter dem hungrigen

Schuljungen ein Butterbrod über den ganzen Laib weg schnitt und so halbfingersdick mit süßer frischer Butter belegte! — In der Stadt macht man das dünner, per se, und kleiner dazu. Drum wissen die Stadtleute auch kaum, was ein richtiger „Ankenbock" nach Emmenthaler Art ist.)

Ja, die goldgelben Butterballen, zehn und zwanzig Pfund schwer, fest durchgeknetet und durchgewässert, nicht die halbe säuerliche Buttermilch noch drin, frisch aus dem kühlen Keller scheibenweise herauf geholt und auf den Tisch gesetzt, den mächtigen hausbackenen Brodlaib und eine Schüssel rahmüberzogene Milch nebst blankem Löffel daneben, natürlich nicht zum ansehen, sondern zum zugreifen — das war auch noch so nach der alten Mode.

Heutzutage soll Vieles anders geworden sein, auch was Rahmmilch und Butterbrod betrifft. Die Milch ist dünner, magerer geworden, und das Butterbrod dazu. Seitdem der Schweizerkäse in alle Welt hinaus geht und seine schmackhafte, gewürzige und appetitliche Mission erfüllt in aller Herren Länder, da sind, und es ist schon lange her, an allen Ecken und Enden im lieben Schweizerlande Käsereien entstanden. An diese wird die frische Milch Morgens und Abends abgeliefert und zu Käse umgewandelt, der später beim Verkaufe einen guten Preis und den Bauern ein schönes Stück Geld bringt. Das wäre an und für sich schon recht, und die Leute können es brauchen, das Geld nämlich, und haben es sogar nöthig, denn bei vieler Einfuhr braucht das Land auch Ausfuhr, um das finanzielle Gleichgewicht zu erhalten. Aber — es ist die alte Geschichte! Wo der Herrgott eine Kirche baut, setzt der Teufel gleich eine Kapelle daneben. Kaum hatte sich der Käse die Welt erobert, da suchte man jeden Tropfen Milch zu Käse zu machen, und mit dem Milchgenuß und mit den Butterbroden, da hatte es — geschellt, wie man in Amerika sagt. Der Geldteufel nahm die Bauern beim Ohr, und der Geizteufel dazu, und der Ruhmteufel kitzelte auch Manche, von denen es heißen sollte, daß z. B. der Mööslihof per Tag so und soviel Pfunde Milch in die Käserei liefere, mehr als der Eggenbauer, der doch mehr Land und mehr Kühe habe, also müsse man doch im Mööslihof eine Musterwirthschaft haben und den höchsten Ertrag zu erzielen wissen, sogar ohne Hexerei, denn diese wird nachgerade nicht mehr sehr stark getrieben. Die alten Hexen mit dem Besenstiel sind meistens ausgestorben, oder treiben höchstens noch etwas Wahrsagerei mit Spielkarten, Handlinien und Kaffeesatz, um die Dummen zu rupfen, die es so haben wollen, und die jungen

Herle, — nun, was sollten denn die eigentlich gerade mit der Milchwirthschaft zu thun haben......

Daß aber die vom Möösliyhof, Weib und Kind, und Knecht und Magd, keinen Löffel voll Kuhmilch mehr zu Gesicht bekommen, sondern nur in der dünnen, nassen und ausgesogenen Käsmilch herum schwimmen müssen, und daß das zarte süße Butterbrod zum zähen bittern Zigerbrod geworden ist, — das ist eben das Teufels Brütei, aus dem nur Schlimmes auskriecht. Die absolut nöthige Fettnahrung in der allergesundesten Form von Milch und Butter wird aus Geld- und Ruhmgier dem Munde entzogen, und dann werden die Kartoffelbäuche noch größer, und anstatt der Milchschüssel kommt die Branntweinflasche in Floribus, und was unter diesen Umständen für ein Geschlecht aufwächst, das beweisen in vielen Gegenden und Dörfern die Rekruten-Aushebungen, und die Prozentsätze der wegen körperlicher Untauglichkeit vom ehrenden Militärdienste zurückgewiesenen jungen Burschen.

Zu den ekligen Geizhälsen gehörte der Mattenhofer nicht, so geldgierig er im Grunde seines Herzens auch war. Er hielt in den meisten Dingen noch fest an der alten Mode. Es ward gegessen und getrunken wie von Alters her. Die Milch kam nicht abgerahmt auf den Tisch, und das Butterbrod war keineswegs schwindsüchtig geworden wie auf vielen andern Höfen. Und wenn Festtage kamen, kirchliche oder bäuerliche, da ward gebraten oder geküchelt, Pfannen voll und Körbe voll, wie zu Großvaters Zeiten. Schnittle und Gehabene, Hasenöhrle und Knieplätz', Kannenbirnmäuschen mit Stielschwänzchen, und tellerrunde Strübli aus dreilöchrigem Trichter, gerade so schmackhaft wie bei Fankhausers im Zwiebelngäßchen, jener alten vielbesuchten und vielbesprochenen Küchliherberge — lang ist es her.........

Da war auch der Mattenhofer zu finden, wenn er Dienstags zu Markt fuhr, denn er war ein Freund von Gebackenem, aber erster Qualität mußte es sein, und Eier und Butter durfte dazu nicht gespart werden. Wie manche Butterballen hatte er dort schon abgeliefert, wie manche Tasse Kaffee dort getrunken, und in die Küchlein eingehauen daß die Schwarten krachten! Denn essen kann das Bauernvolk, daß es eine Freude ist solchem Appetit zuzusehen, aber arbeiten kann es auch, daß die Haare davon fliegen. Und es ist recht so. Tüchtig schaffen und gesunden Appetit haben, das geht in der Regel Hand in Hand, obgleich selbst die Faulpelze und Müßiggänger bei Tische etwas Bedeutendes zu leisten im Stande sind, der einzige Platz, wo sie ihren Mann stellen. — Brachte aber der Mattenbauer die fetten

Schweine nach der Stadt, dann hielt er sich zu Mittag wohl auch an etwas Festeres als Gebackenes. Ging er nicht zum „Sternen" zur Mittagstafel, die dort von den gewandten und freundlichen Wirthsleuten so einladend servirt ward, so ging er jedenfalls an die Metzgergasse, wo die ehrsame „Baursame" zahlreich im Hauptquartier zu finden war, beim Säubenz nämlich, der immer die schönsten Leckerbissen von dem bekannten borstigen Hausthiere in Bereitschaft hielt, in reichlicher Auswahl und zu billigen Preisen, was wohl zu bemerken ist. Da gab es nicht nur Schinken und Wurst, sondern auch Gebratenes und Gekochtes, Geräuchertes und Frisches, Fettes und Mageres, ganz in beliebiger Weise, und so ein Stück „Geschlesmetes" mit Sauerkraut und Bratkartoffeln, vielleicht noch saure Rippchen dazu, das war dem Mattenhofer ein Schleck, der ihm nicht übel mundete. Natürlich durfte der Schoppen guter Waadtländer dabei nicht fehlen, und hatte Einer „Weinkauf" zu bezahlen, Käufer oder Verkäufer, da gab es sicherlich eine Flasche Markgräfler vom Bessern, von dem der prächtige Dichter Hebel schon sang: „Ist das nid e guete Wy? geit er nid wie Baumöl i? z'Müllen auf der Post!"

Auch zu Hause hielt der Mattenhofer an der alten Mode fest und die alten Bräuche waren ihm zum Theil gerade so heilig wie der Kirchgang am Sonntag. Schon am Samstag gab es in der Regel zu rechter Zeit Feierabend, und Sonntags früh keine Schlepperei und Faullenzerei, daß der halbe Sonntag dabei verdorben wird. Familie und Gesinde besuchten Vormittags abwechselnd die Kirche, und nach dem wohlbesetzten Mittagstisch mochten andere Ausgänge gemacht werden. Er war kein Kopfhänger und kein Frömmler, aber er hatte Respekt vor dem alten Herrgott, und daß Ordnung sein müsse, nicht nur auf dem bürgerlichen Rechtsboden, sondern auch in andern Dingen, das war bei ihm etwas Selbstverständliches. Das Gefühl dafür hatte er gleichsam im kleinen Finger. Schlecht und recht ging er seiner Wege, besser als manche Andere, denn er hielt sich nach der alten Mode, die vor manch' neuer Thorheit schützt und manche Versuchung abwendet. Dazu besaß er überdies einen unbändigen Stolz auf seinen Stand, auf sich selber, auf sein Haus und seinen Hof. Auf den Mattenhof und seine Bewohner durfte kein übles Gerede kommen, und darum mußte dort alles akkurat und ehrbar zugehen, so war es gewesen von Alters her, und so mußte es bleiben in alle Zukunft. In diesem Sinne erzog er auch seine Kinder, und die Mattenbäuerin half dazu getreulich mit. Beide besaßen jenen alten Bauernadel, der den Stand

ziert und ehrt, aber auch zu mancher Inconsequenz führt und manche Härte veranlaßt. Wie bei dem Geburtsadel der Mensch erst mit dem Edelmann anfängt, so beim Bauernstand mit dem Hofbesitzer. Ein halbes Dutzend Roßköpfe im Stall, und ein volles Dutzend Hornvieh dazu — das bildet gleichsam das Wappen, und mit der Etiquette wird es in Bezug auf Herkommen und Brauch eben so streng genommen, wie an einem Königshofe. So war's zu früherer Zeit gewesen; aber der Zahn der Zeit hat vielfach auch an diesen alten Sitten und Einrichtungen genagt, und je näher die Welt durch Dampf zusammen gedrängt wird und durch Schienen durcheinander gewühlt, desto mehr verschwinden die alten Sitten und Bräuche, gute und schlechte, wie es sich eben trifft, aber für Gutes kommt wohl nichts Besseres, und für Schlechtes wohl noch Schlimmeres nach.

Ja ja, sie bewegt sich, die Welt nämlich, wie schon Galiläi gesagt hat. Und jeder Baschi weiß das heutzutage zu citiren und damit zu bramarsiren, oder auch pfiffig damit zu thun, den Zeigefinger an die Nase zu legen und mit den Augen zu zwinkern, als wäre er selber ein Galiläi Nummer zwei. Freilich, sie bewegt sich, aber glücklicherweise nach alten ewigen Gesetzen, an denen die neue Weisheit nicht herumdoktern kann, sonst würde sie bald aus ihrer Bahn heraus geschleudert und wie ein irrender Stern im Weltenraum herum strolchen. Sie bewegt sich, und sehr rasch sogar, und diese Schnelligkeit hat sich auch auf die Menschen übertragen, und Viele meinen, sie müssen mit der alten Mutter Erde gleichen Schritt halten, zumal sie ja auch nur ein Erdenklößchen seien, also stamm- und stoffverwandt. Und so drehen sie sich alle Tage um ihre eigene Achse, und Jahr um Jahr um ihre eigene Sonne — bis mit einemmale die Maschine stille steht und die Schnelligkeit zu Ende geht, gerade nach der alten Mode, trotz der neuen Zeit. — Es ist wahrlich etwas Schönes und Großartiges um den Fortschritt, der in Kunst und Wissenschaft mit Riesenschritten über die Welt zieht, und mittelst Dampf und Elektricität und Stahlschienen sie beinahe aus den Angeln zu heben scheint. Aber sie geht doch ihren ruhigen Gang, und nur die Menschen scheinen so in Unruhe gekommen zu sein, daß es Einem oft beinahe schwindlich wird dabei und man den Riesen für eine spitze Nase, und das Stockhorn für einen Katzenbuckel ansieht. —

Bildung ist nicht nur ein schönes Wort, sondern auch eine schöne Sache, wenn sie ächt ist nämlich, nicht nur Firniß, und nicht so dehnbar wie Kautschuck. Wo aber die Bildung nur im Oberstübchen sitzt,

und Herz und Gemüth leer dabei ausgehen, da ist es schlecht bestellt um den inwendigen Menschen. Da ist die Bildung nur das Veilchen, unter dem die Schlange verborgen ist. Da hat sie der Eine im Munde, der Andere in der Hosentasche, die Bildung nämlich, oder die Schlange, gerade wie man es nehmen will, es ist einerlei.

Auch im Bernerlande haben Fortschritt und Bildung mit den eisernen Verkehrsstraßen neue Bahnen geschlagen und sich Berge und Thäler erobert. Welch ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Jetzt und vor dreißig Jahren! Allerdings, die Leichtigkeit des heutigen Verkehrs regt an und erweitert die Anschauungen. Leute, die vordem ihr Lebtag kaum aus der Kühweid heraus kamen, und vielleicht nie einen andern Kirchthurm gesehen hatten als den in der eigenen Gemeinde, wissen jetzt Bescheid im ganzen Land, sogar vom Länderbiet, wo die „Fröscher" herkommen und die Neujahrsfängerinnen in den kurzen Röcken. Früher staunte man sie an, wie Schillers Mädchen aus der Fremde, nicht wegen dem „schön und wunderbar," denn es waren meistens dralle Dirnen mit Nägelschuhen, aber „man wußte nicht, woher sie kamen, und schnell war ihre Spur verloren......"

Der Rigi hat längst einen Weltruf und das Berner Oberland ist der Zielpunkt der Vergnügungsreisenden aus der halben Welt. Wie viele der Umwohner kamen denn früher dahin, oder hinauf auf die Firnen, nicht zum ewigen Schnee, das ist so leicht allerdings nicht, aber dahin wo die Alpenrosen blühen in ihrem zarten Roth und die Heerdenglocken klingen, und siebenfaches Echo ertönt von den Felsenhängen, wenn das Alphorn erklingt, wie auf Wengernalp, und die Sennen ihre Jodler erschallen lassen-frühmorgens auf thauiger Trift — wer wußte denn da drunten im flachen oder hügeldurchzogenen Lande von den Herrlichkeiten der Natur in der Alpenwelt, und wer kannte denn aus eigener Anschauung die schönen Städte des gemeinsamen Vaterlandes .... Das ist anders geworden, und mit Recht. Aber es sind neue Bedürfnisse entstanden, neue Wünsche, neue Leidenschaften, neue Pracht, neuer Prunk, die Natur ist wohl dieselbe geblieben, aber die Menschen haben sich umgewandelt — eben nach der neuen Mode. Auf dem Mattenhof aber galt noch die alte, und sonderbarer Weise entbehrten die Leute nichts dabei.

Das ist eben der dunkle Schatten über dem lachenden Zeitgemälde. Je mehr die alte Einfachheit schwindet, desto schneller mehren sich die Genüsse, desto treibender wird der Hang dafür. Wie der Geizhals das goldene Kalb anbetet, es aber in sein wohlverwahrtes Heiligthum

hineinstellt, hinter Thür und Riegel, ebenso jagt der große Haufe dem Gelde nach, aber nicht um es zu verwahren, sondern um es wieder auszugeben und zu verjubeln. Der Mensch hat ein Recht zur Freude, und wehe dem, der fröhliche und vergnügte Stunden und Tage nicht kennt. Der wird ein Griesgram, ein „Surnibel," der die Milch säuert, wenn er in die Schüssel sieht, — aber, und das Aber kommt leider vielfach hintennach wie die Mühle zu Plemp. Und das Aber heißt: alles mit Maß, nicht über das Ziel hinaus, denn zuviel ist ungesund und Ueberladung schadet dem Magen. Und Magenweh ist schlimm, aber schlimmer noch das Herzweh, das aus den übertriebenen und raffinirten Genüssen entsteht, welche die neue Mode darbietet. Um die Leere und Oede im eigenen Herzen mitten in dem Spektakel zu betäuben, walzt der große Haufe weiter bis zum Kehraus — und dann hat endlich die arme Seele Ruh'. Arme Seele, ja wohl! mitten in der Lust und im Vergnügen. O diese Uebersättigung! Alle Schichten der Gesellschaft leiden daran. Früher, wenn man Sonntags, oder an einem Wochentage, hinaus zog durch den schattigen Bremgarten, hinunter zur rauschenden Aare mit ihrem kalten Gletscherwasser, hinüber nach Reichenbach unter die schattigen Kastanienbäume, und sich gütlich that im muntern Gespräche beim Glase Bier oder bei der Tasse Kaffee und den gebackenen Fischen, da kehrten sicherlich die Meisten vergnügt und fröhlichen Herzens heimwärts, und hatten an den Erinnerungen und Eindrücken zu zehren tagelang, wochenlang. Die Leute ziehen immer noch hinaus in den Bremgarten, oder in die Enge, oder hinüber nach dem Beundenfeld, wo die flinke Marianne der freundlichen Frau Wirthin die kühlen Schoppen vom Fasse weg credenzen hilft, — und kehren auch wieder heimwärts, aber nicht alle vergnügt und fröhlichen Herzens wie ehedem. Lange nicht alle, vielleicht kaum die Hälfte. Denn die Zufriedenheit fehlt, es sind Viele ausgebrannt wie die Krater, sie haben Herzweh, ob sie es wissen oder nicht, und die innere Leere vermögen selbst die lustigen Weisen einer Schnurranten-Kapelle nicht auszufüllen.........

3. Fröhliche Fahrt.

Frisch, ganze Kompagnie,
Mit lautem Sing und Sang!

Das war's, eine fröhliche Fahrt, auf fester, ebener Landstraße, durch fruchtbare Felder und Wiesen, durch schattige Wälder, abwechselnd mit behäbigen Dörfern und früchtegesegneten Baumgärten. Hie und da

stand ein einzelnes Bauernhaus, etwas zurück vom Wege, Silberpappeln in der Front, Blumen- und Gemüsegarten an der Seite, vor den Ställen der mächtige Dunghaufen, im rechten Winkel senkrecht aufgebaut, der Rand eingefaßt mit glatten braunen Strohwellen, die mit der Stallgabel zurecht gelegt und mit den Holzschuhen zusammen getreten und geflochten werden, fast so künstlich wie eine geflochtene mürbe Bernerzüpfe, die übrigens die Appenzeller auch zu machen verstehen, die Züpfen nämlich, nicht die Strohwellen. Um das mächtige Haus herum stehen die Nebengebäude. Der hölzerne Speicher, fast wie ein amerikanisches Blockhaus aus runden Stämmen gebaut, letztere der Länge nach in zwei Theile geschnitten; das Ofenhaus, mit dem gewaltigen Backofen und eingemauertem Waschkessel; vielleicht noch Ställe für Schmalvieh, Schuppen und Remisen für Wagen und Feldgeräthe, kurz ein richtiges Bauerngut mit Sondernamen, weit bekannt und mit Respekt genannt, wenn es in rechten Händen ist und bauernmäßig bewirthschaftet wird. Die Kundigen sehen das schon von weitem. Solche Höfe sind jetzt ungefähr das, was ein Edelsitz zu alten Zeiten, gleichsam ein Schloß ohne Zinnen, eine Burg ohne Thurm, ein Waldschlößchen im dichten Baumgarten. Dasselbe gilt auch von den Höfen, die in den Dörfern liegen; es ist kein Unterschied von Bedeutung, nur daß die Grundstücke des betreffenden Hofes dann zerstreut um das Dorf herum liegen.

Eine fröhliche Fahrt, und fröhliches Volk, das war's. Heitrer Himmel und heitrer Sinn, sommerliche Pracht und Ueppigkeit, und junges Blut mit Uebermuth. Sogar die Pferde, durchwegs prächtige Thiere, schienen von der Reiselust angesteckt zu sein und griffen tapfer aus. Durch die fremden Dörfer trugen sie die Köpfe so hoch wie die berühmten Erlenbacher, und wieherten stolz und vorlaut an den offenen Roßställen vorüber. Der Bräunle ganz besonders war in übermüthiger Laune. Er spitzte die Ohren nach vornen und schlug sie wieder rückwärts, schüttelte den Kopf trotzig nach links und rechts und schnob mit den Nüstern, als wollte er in seiner Art allen Leuten sagen, daß er dem Mattenhof angehöre und nicht etwa einem Heimberger Kachelifuhrmann.

Natürlich hatte der Reisemarschall schon rechtzeitig das Programm festgestellt und den Ort bestimmt, wo die ganze Gesellschaft einen kürzern Halt zu machen habe, um Erfrischungen einzunehmen, und zugleich auch den Pferden zukommen zu lassen was sie gebrauchten. Eigentlich kommen bei dem richtigen Bauer die Pferde vor den Men-

schen. Erst wenn diese versorgt sind, kommt er selber an die Reihe. — An der Bern- und Solothurnstraße findet man fast in jedem größern Dorfe einen guten Gasthof, oder auch zwei, wo man wohl aufgehoben ist. Die Taverne bildet eine Gerechtsame von Alters her und hat ihren eigenen Werth, der bei der Erbtheilung eingerechnet wird. Solche Gasthäuser sind oft mehrere Generationen hindurch in derselben Familie. Wie der Bauer auf seinen Hof, so ist der Wirth besorgt und stolz auf seine Taverne, heiße sie, wie sie wolle, zum weißen Kreuz oder zum schwarzen Bären, zum Engel oder zum Sternen, zum Löwen oder zum Adler. Küche und Keller und Bedienung ist da in der besten Ordnung, und die hübsche Kellnerin gehört gar oft einer guten Familie an, oder Verwandten des Wirths, und erlernet die Kunst, in Küche und Keller etwas Rechtes zu leisten. Wenigstens war es früher so Mode. Dieser Wirthsstand ist ein geachteter, und der Gastwirth gehört mit seiner Familie meistens zu den Honorationen. Des Bärenwirthssohn von Dingsda, und Leuenwirthstochter von Enendra, die haben gleichsam auch das „von" unter dem allgemeinen Landadel.

Also — es ward Halt gemacht und die Gesellschaft stieg aus, um sich zu erfrischen. Die Berner haben überhaupt einen guten Durst, und ihre Mädchen sitzen auch nicht gerne trocken. Sie können ganz gut ein Glas Wein vertragen und schlagen wohl auch das zweite nicht aus, selbst wenn sie sich zieren und die Hand auf's Glas halten, oder die gehobene Flasche am untern Ende in die Höhe schieben. Man kennt ja das. Aber für das Geplänkel und Gestichel, wie es unter jungen Leuten geschieht, die keine Tütschi oder Klötze sind, und Herz und Mund auf dem rechten Fleck haben, braucht man eben auch von Zeit zu Zeit ein richtiges Anfeuchten der Zunge, wenn sie nicht ankleben soll. So that auch unsere Reisegesellschaft. Und sie hatte des Anfeuchtens nöthig. Die Zungen hatten sich während der Fahrt emsig gerührt mit Sing und Sang, mit Scherz und Klatsch.

Kaum war die ganze Compagnie beisammen, da ging das Genecke natürlich von Neuem los, daß ein Nagelschmied kaum mit einem Hämmerchen hätte dazwischen schlagen können. Der Frühtrunk hob die Herzen und trieb den Morgennebel aus den Augen, denn es war Petschirter, der schon lange im Sande gelegen hatte in den staubigen Flaschen, aus kühlen Kellers Grund herauf geholt. Und das andere, der saftige Emmenthaler mit den gefüllten glänzenden Augen, und das hausgebackene frische Brod mit der goldgelben Butter, war auch nicht schlecht. Es mundete delikat.

„Wo ist unser Hans?" hob Mattenhofers Käty plötzlich an, „wo ist der geblieben? Ich will nicht hoffen, daß er, obschon nur der Knecht, doch heute unser Fuhrmann, der Gesellschaft nicht angenehm sei."

„Doria," rief der Doktorrüedel und sprang auf, an's Fenster, und rief den draußen stehenden Hans hinauf, der auch sogleich in die Herrenstube eintrat, welche die Gesellschaft in Beschlag genommen hatte.

„Was gibt es, Doktor?" frug er freundlich.

„Was es gibt, Du dunderschießiger Kerl! Was läufst Du von der Gesellschaft weg in die Gaststube? Meinst Du etwa, wir seien Dir nicht gut genug, weil Du, obgleich der jüngste Wachtmeister in Deiner Compagnie, schon Feldwebel geworden bist, selbst gegen deinen Willen? Wir kennen Dich, Hans, und wissen, wer Du bist und jetzt mach' keine Pflenz und greif zu; kommst ohnehin zu kurz, wenn der hungrige Holzmüller noch lange am Tische bleibt. Setz Dich — nicht wahr, Burschen?"

„All'weg, Hans bleibt hier und damit abg'macht," riefen diese einstimmig. Hans drehte seinen Hut in der Hand herum, nestelte an dem Rosmarinstengel, und warf Käty einen fragenden Seitenblick zu, da stand diese aber auch schon dicht vor ihm, und flüsterte mit blitzenden Augen halblaut ihm zu: „Wenn Du nicht bei der Gesellschaft bleiben willst, dann drehen wir um und fahren heim. Ich will nicht so allein sein, wenn wir vom Wagen herunter sind, daß Du's nur weist."

„Euer Wille geschehe," erwiederte Hans lächelnd.

„Auf Erden wie im Himmel," fuhr der kleine Sämeli fort, der am nächsten dabei saß und mit komischer Salbung die Daumen um einander drehte.

„Amen," schloß Käty nachdrücklichst diesem zugewendet. Dann holte sie ein volles Glas vom Tische und brachte es Hans, damit er anstoße und landesübliche Gesundheit trinke.

Der kleine Sämeli aber hatte nicht Ruh! Er fing an zu trällern. „Still," hieß es, „Sämeli will singen."

„O weh, stopft die Ohren zu!"

„Er wird dem Wirthe die Ratten vertreiben."

Sämeli aber ließ sich nicht beirren, denn er bildete sich was ein auf seine Truzliedl, wie die Tyroler sie nennen, und hob an:

„Zwischen Solothurn und Bern
Küssen hübsche Mädchen gern."

„Oho!" riefen die Burschen.

„Weiß der nichts Gescheidteres!" sagten die Mädchen, gib ihm's, Käty!" sagte Eggebauren Liseli, „Du kannst es." Diese nicht faul, deklamirte aus dem Stegreif:

„Zwischen Bern und Buchiberg
Nimmt den Mund so voll ein Zwerg."

Das verdroß den Sämeli, und er drehte den Stiel um und sang nach der bekannten Melodie:

„Auf d'r Matte sind zwei Liebe,
Die händ e'andre gern —

Blitzschnell setzte Kätteli die Melodie fort und sang:

„D'r Sämeli, unser Büebli,
Der möcht' einen Schatz so gern."

Schallendes Gelächter erfüllte die Stube. Als aber Einer mit trockenem Ernste sagte: „Laßt mir den Sämeli in Ruh', er ist ein guter Bursche, er thut ja immer noch der Mutter 's Pfänni ruume, wenn sie dem jüngsten Kinde Brei gekocht hat —" schlug das vollends dem Fasse den Boden aus, und Einzelne konnten nicht mehr aus dem Lachen heraus kommen.

Hans aber zog seine Uhr aus der Tasche und sah nach dem Dokter hin. Der verstand ihn und sagte: „Hast recht, Hans, es ist die höchste Zeit! Geh' und lasse vorfahren, mache den Anfang, ich werde unterdessen die gemeinsame Zeche berichtigen."

Und also geschah es. Zehn Minuten später rollte das letzte Gefährt auf der staubig gewordenen Landstraße weiter. Die Sonne war höher gestiegen, und das Blut war wärmer geworden. Die beiden Mädchen, welche Hans kutschirte, hatten viel zu kichern und zu necken, und Hans mußte öfters zurück sehen. Jedesmal ruhten Käty's Augen voll und ganz auf seinem Gesichte und in seinen Augen, daß er nach und nach verwirrt ward. Die Mädchen aber wurden immer lebhafter, und Käty besonders freute sich in ihrem Herzen, das war augenscheinlich.

Als sie über die Aarenbrücke fuhren, in die alte Stadt hinein, wußte keines, wo die Zeit hingekommen war. Sie mußte Flügel gehabt haben. Und das hat sie ja immer in glücklichen Stunden ....

Vor dem „Rothen Thurm", dem bestimmten Gasthofe, ward Halt gemacht und abgestiegen. Die Damen bezogen Zimmer, um Toilette zu machen für die Mittagstafel. Der Oberkellner sah ihnen nach und bemerkte in seiner lakonischen Weise zum Stubenmädchen: „Staatstöchtern! Bernertracht! Famos!" Das war die ganze Rede. — Die Herren aber ließen sich vom Hausknecht zwar nicht ausklopfen, doch abbürsten, und wurden dann räthig, nicht den Staub von den Füßen

zu schütteln, wohl aber den in der Kehle hinunter zu schwenken. Das war Wasser auf Elsi's Mühle, wie das hübsche Stubenmädchen hieß, in städtische Tracht gekleidet, nicht wie im Schwarzbubenland und im Solothurnischen überhaupt, in kurzer Juppe und rothen Strümpfen. — Der Wein stand schnell bereit, und Elsi mußte Bescheid thun, wie das etwa Sitte war. Sämeli versuchte zu caressiren, aber es wollte ihm nicht recht gelingen. Elsie schielte mehr nach einem Andern hin, der unstreitig der schönste Bursche war von Allen. Und das war der Hans. Dieser aber wußte das selber am wenigsten, denn er war nicht eitel, und in den Spiegel sah er selten. Was konnte er übrigens in dem handgroßen Glas, das sich in seinem Zimmer vorfand, viel von sich selber sehen! —

So kam die Zeit der Mittagstafel heran und das Zeichen dazu wurde gegeben. Die alten Stammgäste des „Rothen Thurm" nahmen ihre gewohnten Sitze ein, Herren und Frauen, die aus der Umgebung etwa zur Stadt gekommen waren, Notare und Gerichtschreiber, Advokaten und Holzhändler, Lengedorfer Chutzen und andere Freischärler, joviale Gesichter mit mächtigen Schnurrbärten und blitzenden Augen, aus welchen Pfaffenhaß und Patriotismus heraus leuchtete. Ein paar Commis voyageur, die in Wein machten, oder in Glarnerthee, vielleicht auch in Schabzieger und Alpenkräuter-Magenbitters, durften natürlich an der Tafel nicht fehlen, per se. Für die Bernergesellschaft hatte der kundige Wirth an der zweiten Tafelreihe obenan decken lassen, obgleich die erste Reihe nicht voll gesetzt war. Er wußte schon, daß die Partie bej Tische nicht getrennt werden durfte. Es wäre auch ein gefährliches Wagstück geworden, wenn zufällig einer der Müsterlireiter an die Seite einer „Bernertracht" gerathen wäre in der bunten Tafelreihe. Das hätte leicht etwas absetzen können, Spaßiges oder Ernstes, je nachdem, denn die rechten Bernertöchter vom Lande, von den Höfen her, die sind etwas kitzliger Natur gegen Fremde, und mit Zudringlichen machen sie kurzen Prozeß, und die Burschen nicht minder. Spielte aber Einer den schmachtenden Seladon, ohne gerade meergrün auszusehen, so würde er sicherlich weder für den Schaden noch für den Spott zu sorgen brauchen. Schmeicheleien finden nur taube Ohren und Süßholzraspler große Augen, mit drohenden oder verächtlichen Blicken. In der Stadt mag es anders, und die Damen glätter und gehobelter sein, weil sie mehr daran gewöhnt werden. Und die Gewohnheit ist bekanntlich eine nicht zu unterschätzende Macht. Auch sind die Spiegel größer da, als in den Bauernhäusern, und das

macht eben auch einen Unterschied. So war es wenigstens in altmodischer Zeit.

Eine Table d'hote in einem Schweizergasthofe ist eine hübsche Sache. Das ist weit und breit, selbst im Auslande, bekannt. Die Gerichte sind vortrefflich, die Gemüse schmackhaft zubereitet, und die Bedienung läßt nichts zu wünschen übrig. Die Gäste nehmen sich Zeit, zumal in Gängen servirt wird, und es herrscht meistens eine angenehme und anregende Unterhaltung an der gemeinschaftlichen Tafel. Es wird da (mit andern Worten) manierlich gegessen und artig gesprochen. Das ist nicht überall der Fall. In Amerika z. B. findet man selten eine allgemeine Mittagstafel. Jeder Gast wird mit Portionen versehen, die er rasch verschlingt, because, time is money. Wird Jemand mit seinem eigenen Portrait, oder mit einer goldenen Uhr, oder einem goldbeknopften Stocke überrascht, wie das vielfach geschieht, so ist zwar von einer wirklichen Ueberraschung selten die Rede, um so mehr aber von dem möglichst feinen und mächtigen Lunch, den die Hausfrau oder der Restaurateur für die erwartete Ueberraschung zurecht gemacht hat.

Wie aber der Lunch verzehrt wird, besonders wenn die Gesellschaft zahlreich ist, das ist schwer zu sagen. Von Manierlichkeit ist in der Regel wenig zu sehen, besonders wenn, wie es bei den Amerikanern bei solchen Anlässen Sitte, stehend gegessen wird. Von Gemüthlichkeit kann unter solchen Umständen nicht die Rede sein. Selbst bei großer Tafel, an Bällen und Festlichkeiten, ist das selten der Fall. Wenn der „Suppermarsch" vom Orchester intonirt wird, da sammeln sich schnell die Paare, und wenn die Thüren des Speisesaales geöffnet werden, drängen sie sich oft in rücksichtsloser Weise hinein. Da sind die Tafeln reich besetzt und es kann „eingehauen" werden. Und wie! „'Ne Schlacht ist's nicht, ein Schlachten ist's zu nennen." Halbverhungerte Leute, wenigstens thun Manche so. Jeder ist sich selbst der Nächste, das ist augenscheinlich. Austern-Pastetchen und andere Delikatessen, Majonesen- und Trüffelsaucen sind wüthenden Angriffen ausgesetzt. In einer Viertelstunde ist das Schlachtfeld mit Leichen bedeckt, die Armee zieht sich davon zurück und läßt nicht die Todten, sondern die Kellner die Todten begraben. Was auf solche Weise an Tafelfreude und Gemüthlichkeit herauskömmt, läßt sich leicht denken. Anders und schöner war es im „Rothen Thurm"; das war ein wirkliches Genießen in aller Ruhe und Behaglichkeit.

Alles geht vorüber. Auch eine Table d'hote. Unsere Reisegesell=

schaft erhob sich ebenfalls. Eine Stunde oder zwei wurden den Sehenswürdigkeiten der Stadt und ihrer Umgebung gewidmet, und dann zog man hinaus, dem Weißenstein entgegen, durch Gärten und Felder, an hübschen Häusern und Villa's vorüber, an den Fuß der gewaltigen Bergkette des Juragebirges, aus Kalk aufgebaut vor undenklichen Zeiten. Käty hielt sich mit Lieschen, die auf diesem Ausfluge keinen besondern Kavalier hatte, wacker an den Hans, sobald die Gesellschaft sich abpaarte. Daß er nicht im Gasthofe zurückblieb, um nach dem Bräunle zu sehen, wie der Bauer bei der Abfahrt angedeutet hatte, das hatte ihm Käty mit einem Blick und mit zwei Worten klar gemacht. Wer konnte ihrem Befehl ungehorsam sein! Hans ergab sich lächelnd in sein Schicksal und schritt tapfer fürbaß auf den zuweilen sehr steil anlaufenden Pfaden. Die sogenannte Ryselten wollte man nicht umgehen, sondern durch das bewegliche Steingerölle hinauf klimmen. Das ist aber nicht so leicht für Damenfüße und Damenschuhe. Die galanten Herren mußten nachhelfen und an Stöcken und Schirmen die schönen Bürden nachschleppen. Das gab viel Schweißtropfen, aber auch viel Spaß und Fröhlichkeit. Käty machte es augenscheinlich dem Hans öfters sauer. Aber mit eiserner Hand zog er die Zurückhängende nach sich, hinan, hinauf! Es war, als fühlte er die Beschwerde kaum. Er hatte verwirrte Gedanken und Empfindungen. Käty war zur Abwechslung schweigsam geworden. Willig trat sie in die Fußstapfen ihres Führers, aber die Mühe des Klimmens in dem beweglichen Geröll, die steile Stelle hinauf, überließ sie ihm zugleich. Es war gleichsam, als wollte sie sagen:

Willst du mich haben,
Such' es zu zwingen;
Willig ich folge,
Brauchst du Gewalt......

Als man die Höhe erreichte, oder vielmehr die Abdachung, auf welcher das geräumige Hotel stand, sank die Sonne in rosiger Gluth am Abendhimmel hinter den fernen Bergen hinab. Die Wolken und Wölklein aber erglühten noch lange am Horizonte purpurn auf azurnem Grunde, gerade wie riesige Rosenblätter auf unendlichen Meeren. Die Schattirungen des Gewölkes waren wunderbar, fester und lichter, heller und dunkler, bis der letzte Schein erlosch in der anbrechenden Nacht, die jetzt schnell herniedersank.

Still und ruhig sah die Gesellschaft dem imposanten, erhebenden und zugleich anregenden Schauspiele zu. Die Meisten hatten wohl noch keinen Sonnenuntergang auf solcher Höhe und auf solche Entfer-

nungen hin betrachtet. Um so mächtiger wirkte die Pracht und Größe der Naturerscheinung auf sie ein. Der Muthwille des Tages war gebändigt. Ihnen war's, als hätten sie einen Blick weit hinaus, hinüber in die Ewigkeit gethan. — Sinkende Sonne hinter fernen Bergen, verglühendes Abendroth, dunkle Nacht......

Hans und Käty waren die Letzten auf dem Platze. Er stand da, fest wie eine Säule, mit verschränkten Armen, den Blick in's Weite gerichtet, bis das letzte Lichtwölklein verschwamm. Käty hatte ihr Haupt sinnend auf die Brust gesenkt und die Linke an's Herz gelegt. Es war schon dunkel geworden. „Wir müssen gehen," sagte Hans plötzlich und wendete sich. Käty trat dicht an seine Seite. So gingen sie zusammen dem Hause zu. Aber Keines sprach ein Wort weiter......

---

4. Ueber den Wolken.

Von hoher Bergeshalde
Schau ich in's tiefe Thal;
Da wird es mir im Herzen
Still selig allzumal.

Müde Glieder suchen die Ruhe. Das empfand auch unsere Reisegesellschaft. Nach dem Abendessen zogen sich sowohl die Herren wie die Damen in die für sie zurecht gerichteten Zimmer zurück, um sich durch einen ruhigen Schlaf zu erquicken und für den folgenden Tag neue Kräfte zu sammeln. Bergsteigen ist ermüdend für ungewohnte Touristen, und das Niedersteigen nicht minder. Die Damen hatten sich wacker gehalten. Bernerinnen sind überhaupt keine Zimperinchen, Ausnahmen vorbehalten, per se, die Mehrzahl aber kann schon etwas vertragen und scheut die Strapazen nicht, sei es bei der Arbeit oder auch zum Vergnügen. Natürlich hatten sie die Reise nicht in Stögelischuhen angetreten, die würden ihnen zum Bergsteigen schlecht bekommen sein. Stelzenhohe Absätze, spitz zugeschnitten, beinahe unter die Fußhöhlung versetzt, paßten ohnehin nicht an ihre Füße, die übrigens gerade so elegant waren als Stadtfüßchen, nur normaler entwickelt, und ohne Hühneraugen.

Auf den Schweizerbergen gibt es kühle Nächte, auch mitten im Sommer, und reine, frische Luft. Da schläft sich's gut, besonders mit müden Gliedern, und schwere Träume sind selten, und das „Alpdrücken" dazu. Als am frühen Morgen, lange vor Tagesanbruch, der Hausknecht des Hotels durch die langen Corridore wanderte und an den betreffenden, mit Nummern bezeichneten Zimmerthüren die Schläfer

aufweckte, die den Sonnenaufgang von dem höchsten Punkte des Berges anzusehen nicht versäumen wollten, da waren unsere Leute rasch aus den Federn. Munter und mit heller Stimme flogen die „Guten Morgen" einander entgegen. Sämeli war wieder der letzte und bekam es selbstverständlich zu hören. So wurde er schon frühmorgens wieder der Zielpunkt harmlosen Witzes, was er gar nicht übel zu nehmen schien, vielmehr als eine Auszeichnung betrachtete. Als Alle beisammen waren, ging es hinaus in den dunklen Morgen.

Vom Hotel bis nach der sogenannten Röthi, dem Gipfel des Weißensteins, oder vielmehr ein vorspringender Punkt desselben, der die schönste Rund- und Ausschau gewährt, ist noch ein hübsches Stück Weg, das in dem dunklen Frühmorgen noch länger erscheint, als es in Wirklichkeit ist. Heerdengeläute allein unterbricht die Stille der Nacht. Grasende Rinder am Wege erheben ihre Köpfe von der bethauten Weide und glotzen mit großen Augen die Vorübergehenden an, und fressen dann ruhig weiter. Von der dort oben seltenen „Bernertracht" ist jetzt nicht viel zu sehen, denn die Damen haben Tücher umgeschlagen, dem frischkalten Morgenwinde zu wehren, der sich in einer Höhe von Viertausend dreihundert und dreißig Fuß über dem Meere zu dieser Tageszeit empfindlich bemerkbar macht.

Im Osten hellt sich der Horizont, matte Dämmerung herrscht auf den Bergen. Drunten aber in den Thälern, ist Nacht und Nebel, einförmig wie stille weite Meeresfläche oder nebelbedeckte Prairie im Westen Amerikas. Von Minute zu Minute vergrößert sich der Lichtstreif im fernen Osten, die Wolken beginnen sich zu färben in sonderbaren Nüancen und Gestaltungen, und es ist, als würden alle Regenbogenfarben sichtbar, bunt durcheinander gemischt, vertheilt auf den Stockwolken und Streifwolken, eingerahmt von leichten Federwölklein, wie schwere Gardinen von leichten Spitzen und Fransen.

Und immer höher steigt das purpurne Roth, und immer weiter verbreiten sich die wechselnden Farben. In der Mitte wird gleichsam ein Kern sichtbar, ein Glutheerd, röther und röther, lichter und feuriger, als lohten die Gluthen auf, als stände jenseits der Gebirge der Himmel in Flammen. — — Und der kühle Morgenwind erhebt sich stärker und weht um die Ohren der Schauenden auf dem ungeschützten Gipfel des Berges, und verkündigt in seiner Art: sie kommt, sie kommt, die Königin des Tages...... Da erhebt sich in purpurner Gluth ein Punkt über dem Horizonte, der erste Strahl der Sonne zittert herüber, die Feuer steigen auf auf den fernen Bergen im weiten Gesichtskreise,

und ehe noch das Ah! oder das Oh! der Staunenden verhallt, da hat sich schon die halbe Sonnenscheibe heraus gewälzt, und nach ein paar Augenblicken mehr, da schwebt der röthlich glühende Sonnenball frei und majestätisch im unermeßlichen Himmelsraume.

Im Anschau'n verloren stehet der Mensch, dem neuen Schöpfungsakte das Auge zugewandt. In seinen Ohren ertönt ihm auf's Neue das schöpferische Machtwort: „Es werde Licht!" und vor seinen Blicken sieht er's vollzogen, denn „es ward Licht! —" Und das neue Licht, fluthend und wogend über die Erde hin, die gleichsam zu des Berges Füßen liegt, und die reine, frische Luft, so leicht und ätherhaft über den Nebeln der Thäler zu athmen, und die lautlose Stille hoch über dem Menschengewühl und der rastlosen Arbeit des Tages — das stimmt den Beschauer, der nicht abgestumpft ist für alle äußern Eindrücke, so seltsam, daß er wohl von sich selber sagen möchte den Vers:

Von hoher Bergeshalde
Schau ich in's tiefe Thal;
Da wird es mir im Herzen
Still selig allzumal. — — —

Der geschwätzige Sämeli war natürlich der Erste, der das Schweigen und Schauen unterbrach. Er wollte sich wieder bemerkbar machen, wie das in seiner Art lag. Plötzlich reckte er sich und begann Webers herrlichen Chor:

Die Sonn erwacht;
Mit ihrer Pracht
Erfüllt sie die Berge, das Thal.
O Morgenluft!
O Waldesduft!
O goldener Sonnenstrahl!

Aber, o weh, es stimmte Niemand ein, denn Sämeli hatte wieder sein gewohntes Pech. Er hatte zwei Töne zu hoch gegriffen. Da wollten die Andern nicht hinauf kraxeln. Hans, der das Lied gern hatte, ärgerte sich über die Verpfuschung, und als Sämeli den Vers ausgekräht hatte, da setzte er im richtigen Ton mit mächtiger Stimme ein:

„In Nah' und Fern' —

und kräftig aus voller Brust fiel Käty, die mit der Hand das Zeichen dazu gab, mit den Andern ein:

— Führt uns ein Stern!
Auf ihn nur gerichtet den Blick!
Preciosa, Dir!
Dir folgen wir!
Und Keiner bleibt, Keiner zurück."

Hell erklangen die Stimmen.

Bei der Stelle des Liedes „Preciosa Dir!“ hatten sich die Augen von Hans und Käty begegnet, und festgehalten, damit es als Zufall gelten möge. Aber das Mädchen gab doch nach und richtete seinen Blick auf den Rosmarinstengel, der gestern des Burschen Hut, heute auf der luftigen Höhe das Knopfloch seines Rockes schmückte. Ihr schien etwas einzufallen. Als der Jux wieder begann, drehte Käty sich zur Seite und begann abwärts nach einigen Alpenblümchen zu suchen, gleichviel was es sei, um dem Rosmarin etwas Gesellschaft zu geben.

Einige der Herren probirten Feuer an die mitgenommenen Cigarren zu bekommen, um zu wissen, wie es da oben schmecke, aber der Wind blies die Streichhölzchen aus. Doktorrüedel aber hatte Zunder und Stahl bei sich. Das half. Andere bewunderten noch immer die wechselnde Aussicht, wie der Nebel sich hob, wo die Sonne eindrang, und wie: „die Nacht so langsam aus den Thälern wich.“ Der Notarius summte im Recitativ:

„Denn lange Kleider
Und spitze Schuh,
Die stehen keiner,
Kein'r Dienstmagd zu.“

„Ist das nicht Sämelis Leibstück?“ hieß es.

„Gott bewahre, der singt nur aus Preciosa, oder dann noch sein Liebstes:

„Der Doktor auf der Schwarzeneck,
Hat hölzig Schuh und plätzet Säck.“

Lautes Gelächter erschallte. Der Tag fing wieder gut an, gerade wie der gestrige mit der fröhlichen Abfahrt. Vor dem Abend aber soll man ihn nicht loben.........

Ein Windstoß fegte plötzlich einher. Aus den Klüften und Schluchten des Gebirges erhoben sich graue Nebel und geballte Wolken. Aus der Richtung von Welschenrohr kam es wie Pulverdampf, den der Wind über das Schlachtfeld jagt, wenn die Batterieen donnern und mächtige Colonnen im Schnellfeuer todesmuthig im Sturmschritt heranstürzen. Ein Windstoß folgte dem andern, es brauste und pfiff, der Berg ward in Nebel gehüllt und zu den Füßen zuckten Blitze: das war das Werk weniger Augenblicke. Ehe die verdutzte Gesellschaft begriff, was da geschah, war sie schon mitten in dem Morgengewitter, wie diese auf solcher Höhe nicht selten sind. Einzelne Tropfen fielen.

„Zurück, unter Dach!“ rief der Hauptmann, und wie eine versprengte Heerde liefen die einzelnen Gruppen und Paare eilig des Weges zurück, der sie vom Hotel auf die Höhe geführt hatte. „Rette sich, wer

kann!" schien die Parole zu sein, und „so schnell als möglich!" die Loosung.

Auch Hans war von der plötzlichen Veränderung des Wetters überrascht worden. Er stand etwas abseits von der zerstreuten Gruppe der Gesellschaft und schaute südwestlich die Könige des Berner Oberlandes, die Jungfrau, den Eiger und den Mönch, sonnenbeglänzt, rosig umwoben der ewige Schnee auf ihren erhabenen Häuptern. In Gedanken verloren stand er am schäumenden Gießbach, und zu Lauterbrunnen an der Felsenwand, von der der Staubbach aus schwindelnder Höhe senkrecht hernieder stürzt, halb in Nebel, staubähnlich, aufgelöst. Ihm wars's, als machte er wieder den steilen Weg nach Mürren wie vor zwei Jahren, als er nach dem großen Uebungslager auf der Thunerallmend auf zwei Tage in die riesenhafte Gebirgswelt hineingewandert war, um einmal in der Nähe zu besehen, was er aus der Ferne schon als Knabe staunend bewundert hatte. Damals sah er zum ersten Male Damen auf den gesattelten Eseln den schmalen Saumpfad hinauf reiten, und beinahe hätte er sich in eine schmucke Amerikanerin vergafft, die mit dabei war und Sonnenschein im Gesicht hatte. „Butifull," hatte sie dem den Esel am Zügel führenden Begleiter mit silberner Stimme zugerufen, als sie eine der reizenden Stellen passirten. „Weri neis, Miß Aenni, indiid!" so lautete die Antwort. Die Worte hatte Hans sich gemerkt und öfters für sich wiederholt. Den Sinn davon konnte er blos errathen. Jetzt kam's ihm vor, als leitete er selber ein Maulthier den Weg hinauf, und darauf saß — nicht die Amerikanerin, sondern...... Mattenhofers Käty! —

„O Esel!" sprach der Hans vor sich hin, und kehrte vom Traum in die Wirklichkeit zurück. Wen er mit dem Ausdruck beehrt hatte, bleibt dahingestellt. Den Vierbeinigen schwerlich.

Da war's, als das Unwetter anbrach und die Wolkennebel einher fegten. Zugleich begann die Flucht. Rasch eilte Hans, sich den Flüchtigen anzuschließen.

„Wo ist Käty?" frug er die Ersten.

„Noch zurück," lautete die schnelle Antwort.

Da kamen die Andern, da kamen die Letzten, aber Käty war nicht dabei. „Sie muß voran sein," sagte Eggenbauren Liseli, und lief davon.

Hans wußte das besser. „Ich Esel," sagte er diesmal bestimmter. Dann rannte er die kurze Höhe hinauf, wo die steinerne Sturmhütte stand. Alles leer, kein Mensch in der Nähe. Wolken und Wind, zuckende Blitze und fern grollender Donner. Hans erfaßte die Angst,

laut schrie er Kätys Namen in den Sturm hinaus, und hörbar kam eine Antwort, unten den Berg herauf. Mit wenigen Sätzen war Hans die Richtung hinunter. Da saß Käty neben einigen Steinen auf dem Rasen und lächelte dem Hans entgegen, aber die Sorge stand doch auf ihrer Stirne.

„Gott im Himmel, was ist geschehen?" schrie ängstlich der sonst so muthige Bursche.

„Ich wollte ein paar Blümlein zusammen suchen," sagte, sich zusammennehmend, das Mädchen. „Da kam plötzlich der Wind und die Wolken, und als ich eilig zur Höhe hinauf will, trete ich auf einen Stein, gleite aus und verstauche den Fuß, daß ich's nicht ertrage jetzt darauf zu treten. Gerade wollte ich versuchen hinauf zu kriechen, da auf meinen Ruf Niemand zur Hülfe kam. Es wird übrigens bald vorüber gehen."

„Aber der Sturm vielleicht nicht, und dann was machen in tropfnassen Kleidern! Wären wir nur oben in der Hütte. Vielleicht geht es mit meiner Hülfe."

Käty richtete sich an Hansens Arme auf. Aber wie sie den Fuß, wenn auch nur halb, gebrauchen wollte, ächzte sie laut auf vor Schmerz.

„Käty, es muß sein," sagte Hans, und damit hob er sie mit eisenstarken Armen umfangend an seine Brust, und schritt mit seiner Bürde festen Schrittes der Höhe zu. Käty mußte nothwendigerweise ihre Arme um seinen Hals legen.

Plötzlich zucken sie zusammen, als hätte ein Blitzstrahl sie getroffen. Aber fester drückt Hans seine Last an sich, fester schließen sich Kätys Arme ...... Ihre Lippen hatten sich gefunden im ersten Kusse. —

Wie das gekommen war, wußte keines von Beiden zu sagen. Aber es war so. Und es wiederholte sich. Käty schloß die Augen. Ihr war es so wonneselig, sie war so glückberauscht, mitten im Sturm und Ungewitter. Hans aber sah scharf vor sich hin. Seine Kraft erschöpfte sich nicht, und nach wenig Augenblicken hatte er das Sturmgewölbe auf der Kuppe des Berges erreicht. Auf der Steinbank legte er die süße Last nieder. Den Rücken wider die Mauer gelehnt, schlug Käty die Augen auf und sah ernst, aber ganz glückselig zu Hans auf, der, etwas schwer athmend doch, vor ihr stand.

„O Käty," sagte er milde, „was soll daraus werden!" Lächelnd erwiederte sie: „Eine Verlobung im Sturm. Hier hast du meine Hand! Nie erhält sie ein Anderer. Ich habe dich lang' schon geliebt."

„So wie ich dich!" sprach Hans, und beugte sich vor ihr auf ein Knie nieder. „Dein auf Leben und Tod!"

„Dein!"

Draußen prasselte der Regen hernieder, und durch die runde Oeffnung in der Höhe des Gewölbes schlugen von der Wetterseite her manche Tropfen hinein. Aber die Liebenden merkten das kaum. Im Sturm und aus dunklen Wolken war ihnen aufgegangen die Sonne des Lebens. Die Liebe! ......

5. Hans und Käty.

„Das Leben ist ein Würfelspiel;
Dem gibt es Wenig, und dem Viel."

Gibt es denn solche feingemüthete und zartfühlende Menschen unter dem Bauernstande, möchte Mancher etwa denken, der das letzte Kapitel gelesen hat — solche Knechte und Bauerntöchter im Bernerland, deren Schicksale und Lebensgestaltungen sich einfädeln und abspielen, wie in einem Roman, welcher sich doch nur auf dem Boden der Wirklichkeit bewegen soll — solche klare Burschen wie Hans, solche Mädchen wie Käty? Und warum denn nicht? Es hat davon früher mehr gegeben, als mancher „Gebildete" dachte, und es wird auch heute noch so sein, obgleich sich mit der Zeit und ihren Verhältnissen auch die Menschen ändern, und ihre Anschauungen und Lebensgewöhnungen wechseln. Freilich, an Solchen, deren inwendiges Wesen nur aus Gemeinheit und Rohheit, oder aus Stumpfheit und Trägheit besteht, hat es nie gefehlt. Es wird auch heute daran nicht fehlen, trotz allem Fortschritte der Zeitbildung, die jetzt nicht mehr so mühsam voran krabbelt wie früher die Botenfrau mit der Hutte auf dem Rücken, sondern mit Dampf einherfährt auf eisernen Schienen. Mensch bleibt doch Mensch, im Guten und im Bösen, und die Wohlfahrt des Einzelnen wie der Völker richtet sich nach uralten und ewigen Gesetzen. „Alles schon dagewesen!" Die vielgepriesene Culturentwickelung der Neuzeit, als Linie betrachtet, hat nach wie vor viele Krümmungen, gerade wie die Aare bei Bern, oder wie der Mississippi in seinen Niederungen. Der Lauf des Wassers ist nicht gehemmt, eine Welle drängt die andere weiter, aber die Laufbahn hat doppelte Länge bis zum bestimmten Endpunkt. So geht es auch den Menschen. Wir vermeinen fortzuschreiten und kommen doch nur langsam von der Stelle. —

...... Das Elternhaus, in dem Hans aufwuchs, stand in einem kleinen wohlhabenden Dorfe, am sonnigen Bergabhang, von dem man hinabsah, nicht „in's tiefe Thal", dafür war es eigentlich zu schmal, aber doch hinunter zum Kirchdorfe und auf die Bernstraße, die sich mit dem kleinen Bach um die Wette hindurchdrängte durch das an manchen Stellen so enge Thälchen, welches nach einigen Wegstunden einmündete in's Thal der Emme, die dort schon längst die Schluchten und Berge ihres Quellengebietes verlassen, und in offeneres Land hinausgetreten war. Das Dörfchen lag hübsch und sonnig, luftig und gesund, und war von schönen Blumen- und Obstgärten umgeben, während den Kamm des Bergabhanges schützender Tannenwald zierte, der sich dann Stunden und Stunden weit ausbreitete in dem Hügel- und Schluchtengebiet des nur wenig bekannten oder genannten Wäggißen.

Drunten im Kirchdorfe waren die Honorationen. Einige Kaufleute, darunter namentlich zwei weltbekannte Häuser, Damastfabrikanten, die Wohlthäter der Gegend, nicht nur wegen der Arbeit des Spulens, Zettelns und der Weberei überhaupt, die den ärmern Leuten Verdienst brachte, sondern auch wegen ihrer Wohlthätigkeit gegen Arme, Kranke und Unglückliche aller Art, Angestellte und Pathenkinder, deren sie zu vielen Dutzenden hatten. Dann war der Doktor da, und der „Herr", der Pfarrer nämlich, der Gemeindepräsident und der Gemeindeschreiber, und ein paar andere Männer von Respekt und Ansehen, die im Gasthof „Zum Bären" rechter Hand eintreten durften, in die sogenannte Herrenstube, wo Säuhändler und Handwerksburschen eben nicht hinkamen, so wenig als Wäschfrauen oder rußige Kaminfeger.

Hans war von Kindsbeinen auf eine Art Wunderkind, so eine Frühkirsche, die schnell wächst und reifet, ehe der Sommer recht in's Land zieht. Ein Jahr alt, konnte er gehen, bald fing er an zu sprechen, wie die Mutter ihm später erzählte; im fünften Jahre ging er schon in die Dorfschule, aber nicht mit dem A B C-Buch, denn das hatte er zu Hause schon verarbeitet. Er konnte gleich in die Leseklasse eintreten. Dann ging er rasch vorwärts. Mit zwölf Jahren war Hans der Erste der Schüler und blieb es; zeitweilig hatte er selber die Schule zu halten, wenn der Schulmeister krank war, was einmal sogar während der Examenzeit geschah. Der Herr Pfarrer, ein gar würdiger und strebsamer Mann, ward dadurch auf die schlummernden Talente des Knaben aufmerksam gemacht. Er ertheilte ihm wöchentlich eine Privatstunde in französischer Sprache, gab ihm Vorlagen zum Schönschreiben und Zeichnen, und verschiedene Bücher zum Lesen, worunter die bekann-

ten Reisebeschreibungen von Campe, zu damaliger Zeit vielbegehrt und vielgelesen, soweit eben in den kleinen Dörfern von Lesen überhaupt die Rede war. Natürlich, als der „Herr" sich des begabten Knaben so anzunehmen begann, interessirten sich auch die Bauern mehr um ihn, und als er gar einen Heustock ausmessen und nach Klaftern, Fuß und Zoll berechnen konnte, so gut als der Schulmeister selber, da hielten sie ihn für einen gebornen ditto, nämlich Schulmeister.

Sein Vater betrieb das Bauhandwerk, war Meister und hatte ein paar Gesellen. Ein tüchtiger, sparsamer und geachteter Mann, der es bei seinem eisernen Fleiße und genauer Sparsamkeit sicherlich zum Wohlstand gebracht haben würde. Aber im besten Mannesalter litt er an schweren und langen Krankheiten, und eines Tages, kurz vor Weihnachten, gab der menschenfreundliche Arzt dem Sohne, der Medicin abholen wollte, eine Flasche guten alten Wein mit, die Mutter solle den in den nächsten Tagen zur Stärkung gebrauchen. In derselben Nacht ging es zu Ende. Die Mutter grämte sich schier zu Tode, und die vier Kinder weinten zum Erbarmen. Es war der letzte Winter von Hansens Schulzeit. Er erbte den schwarzen Anzug des verstorbenen Vaters, hielt am Schulexamen, oder vielmehr an der Schlußfeierlichkeit desselben in der dichtgefüllten Kirche vor den versammelten Herren und Gemeindebeamten eine von ihm selber ausgedachte Rede und wurde zu Ostern confirmirt. Zur Auszeichnung bekam er einen vom Pfarrer eigenhändig geschriebenen Denkspruch, während die andern Kinder nur gedruckte Sprüche erhielten. Natürlich war er, wie immer, der Erste der Klasse.

Hans war nun sechszehn Jahre alt, gesund wie ein Fisch im Wasser, ausgewachsen und baumstark dazu. Das Geschäft des Vaters konnte er nicht fortführen und Schulmeister mocht' er nicht werden wegen der Stubenluft. So war guter Rath theuer. Die Mutter, eine verständige Frau, mit einem grundgütigen Herzen und tiefernstem Gemüthe, drängte ihn nicht. Große Ausgaben konnte sie für ihn nicht machen, dazu reichten die Mittel nicht hin, er mußte also womöglich einen Beruf wählen, der ihn bald ernähren konnte. Ein Zufall gab den Ausschlag.

Eines Tages kam der Mattenhofer „aus der Gegend, wo die großen Höfe sind," ins Dorf, wegen eines Pferdehandels, und da er mit dem Verstorbenen in einer entfernten Verwandtschaft stand, nicht ganz von Adam und Eva her, so besuchte er im Vorbeigehen die Wittwe, sprach ihren ältesten Sohn, fand Gefallen an ihm, so gut wie Andere auch, und merkte gleich, daß er es mit einem aufgeweckten und fleißigen

Jungen zu thun habe, der gut zu gebrauchen wäre. Deßhalb, zugleich aber auch wohlgemeint, machte er den Vorschlag, daß Hans auf seinem Hofe als Knecht eintreten und die ganze Bauerei erlernen solle, wozu er ihm Anleitung und gute Aufnahme gewähren und entsprechenden Lohn bezahlen wolle. Bei gutem Verhalten könne ein so kluger Bursche in einigen Jahren ein guter Landwirth sein, und mit der Zeit ein gutes Lehen erhalten und als Pächter ein gemachter Mann werden, wie schon Andere vor ihm auch.

Da war's entschieden. Hans hatte Freude am Vieh, am Säen und Mähen, am Pflügen und Ernten, an Hühnern und Tauben. Er liebte die frische Luft und die frische Milch, und das Leben auf einem rechten Bauernhofe erschien ihm so wünschenswerth, als dem Edelmanne der Aufenthalt am Hofe des Königs. Er nahm den Vorschlag mit Freuden an, die Mutter war damit zufrieden, und ehe zwei Wochen herum waren, war Hans reisefertig, und mit Kleidern und Wäsche wohl versehen, damit er als ein ordentlicher Bursche eintreten könne in den neuen Kreis und gleich im Anfange eine günstige Aufnahme finde. Auf rechten Höfen sieht man darauf, und wenn auch im Werchet jedes Kleid gut genug ist, so wird doch zu anderer Zeit auf Ordnung und Sauberkeit gehalten. Zerrissene und unsaubere Kleider sind nirgends eine Empfehlung, selbst nicht um den Kuhstall herum, und Solche, die sie tragen, nennt man Drecksäcke und Säueler. Davon war Hans kein Freund, und wenn seine Kleider auch einfach und ländlich waren, so wußte er sie gut zu tragen. Es steckte eben ein tüchtiger Bursche d'rin, mit hellen Augen und krausen Haaren, schlank von Wuchs und dennoch von kräftigem Körperbau. Aus seinem freundlichen Angesicht las man Verständigkeit und Energie, und nach wenigen Tagen schon, als es sich gefügt hatte, daß auch seine prächtigen Schulkenntnisse zum Vorschein kamen, da hieß es einstimmig auf dem Mattenhofe, daß der Hans nicht auf den Kopf gefallen sei, und das will, besonders unter dem Gesinde, viel heißen.

Käty war damals, als Hans auf den Hof kam, etwa zwölf Jahre alt. Ein hübschgewachsenes, lebhaftes Mädchen, das nicht lange auf einem Fleck bleiben konnte; eine Knospe, die eine schöne Blüthe verhieß. Sie war verständig, beinahe über ihre Jahre heraus, anstellig, warmherzig und — verzogen, wenigstens in manchen Dingen, wie es einer einzigen Tochter auf einem solchen Hofe zukommt. Stolz war sie deßhalb auch, doch nicht hochmüthig und nicht so eingebildet, daß sie über alle Andern hinwegsehen wollte, weil sie Mattenhofers Einzige war.

Nur im Lernen war sie zurück, und in der Schule blieb sie sitzen, wenn Andere hinauf rückten. Käty machte sich nicht viel daraus, sie war ja eben doch die Tochter des Hauses, ob sie oben oder unten saß in der Schule. Aber den Alten verdroß es, als das nicht anders werden wollte, besonders als er gewahr wurde, daß Kinder von andern Höfen tüchtige Fortschritte machten, trotzdem sie gerade so große Anwartschaften hatten als seine eigene Tochter. Er ward in Bezug der Schule ungeduldig und strenger gegen sie. Eines Abends hatte Käty Aufgaben zu machen, die sie nicht fertig brachte. Der alte Mattenhofer schalt, die Mutter brummte, aber nicht über ihre Tochter, sondern über den Schulmeister, mit seinen neumodischen Büchern, die sie selber auch nicht verstehe. Mit dem Rechnen brauche man es auch nicht so weit zu treiben. Was die Butter gelte und was die Balle werth sei, das bringe man schon fertig, ohne solche Exempel. Dividiren (wie sie es nannte) hatte sie selber auch nicht gelernt, und von der „Detri" kein Wort gehört, und sei doch noch da. — Der Bauer aber war darin anderer Ansicht, und für das Rechnen ganz besonders eingenommen.

Zufällig kam Hans dazu, als das Mädchen wegen dem Schelten des Vaters weinte, und um so verwirrter war in Bezug der zu machenden Hausaufgaben. Der Bauer solle in den Stall kommen wegen der Blöschkuh, mit der etwas nicht richtig sei. Schnell ging dieser zur Thüre hinaus. Bevor ihm Hans nachfolgte, sagte die Bäurin zu ihm: „Du, Hans, bist ja so ein Geschickter, könntest Du nicht der Käty vielleicht zurecht helfen, daß das Geschimpf für heute aufhört?"

„Warum denn nicht" — war dessen freundliche Antwort, „wenn Ihr es haben wollt."

Damit trat er an den Tisch, an welchem sich Käty mit Büchern und Schreibtafel quälte. Freundlich sprach er zu dem Mädchen: „Wenn man rechnen oder lernen will, darf man nicht weinen; zeig' her!"

Käty trocknete die Augen und wies die Aufgabe. Eine verkehrte Regeldetri, die sie nicht in den richtigen Ansatz bringen konnte. Spielend zeigte ihr Hans die Lösung, und zwar nach beiden Methoden. Auch mit dem Aufsätzchen half er ihr zurecht. In einer Viertelstunde war alles gethan, was zu thun war. Käty war froh, und die Mutter dazu. Der Bauer, der wieder in die Stube trat, lächelte, als er sah und hörte, wie Käty die Aufgaben fertig gebracht hatte. Diese aber behauptete mit Bestimmtheit, daß sie diese Art von Rechnen erst jetzt begreife, sie habe von Hans mehr verstanden als vom Schulmeister. Das wurde kopfnickend zugestanden.

„Parbleu," sagte der Mattenhofer, „wenn das so ist, so kann man es noch öfters thun. Hans wird wohl nichts dagegen haben, dem Kinde beizustehen, wenn es nothwendig wird, oder?"

„Bewahre," erwiederte dieser, und zu Käty gewendet, fuhr er freundlich fort: „nur gesagt, wenn etwas nicht verstanden wird."

Von da an, so lange die Schule dauerte, hatte Hans fast an jedem Abend dem Mädchen etwas nachzuhelfen. Aus dem lernfaulen Ding war plötzlich eine fleißige Schülerin geworden. Ehe Ostern kam, war sie um eine Klasse höher. Nach zwei Jahren hatte sie den Ehrenplatz, sie war die Erste in der ganzen Schule. Ein Jahr später ward sie konfirmirt. Die Kinder saßen da zwar nach ihrem Alter geordnet, aber es war in der ganzen Gemeinde bekannt, daß Mattenhofers Käty die beschlagenste sei in der ganzen Klasse. Die Kinder wußten es und der Herr Pfarrer sagte es. Er verbot ihr das Antworten, wenn er allgemeine Fragen stellte, und erst, wenn keine Antwort, keine richtige wenigstens, erhältlich war, dann wendete er sich an Käty, und selten vergeblich. Die Sache machte Aufsehen. Dem Mattenhofer war das recht und seiner Frau nicht minder. Es kitzelte ihre Eitelkeit, und das war sogar verzeihlich.

Am Tage der ersten Communion wurden die Gevattern und Verwandten nach altem Brauch zum Mittagessen eingeladen, wobei auch für das Gesinde Wein auf den Tisch kam. Der Tag wurde dadurch um so mehr zum Festtage für das ganze Haus, und eine bleibende Erinnerung mehr für dessen Tochter. Man nahm es ernst mit der ganzen Sache, und das war recht. Jetzt ist es in vielen Häusern auch darin anders geworden, aber wahrlich nicht besser. — — Als das Gesinde gegessen hatte und vom Tische aufgestanden war, kam für die Gefreundeten später noch Kaffee und Gebackenes. Man war dann unter sich und konnte sich aussprechen. Wegen Käty machten Alle viel Rühmens. Es sei eine Ehre für den Hof und die ganze Familie, daß sich das Mädchen so ausgezeichnet habe in der Schule, und im Religions-Unterricht dazu.

„Ich hätte es allein aber auch nicht fertig gebracht," platzte Käty endlich heraus.

„Wie ist das zu verstehen?" fragte die Gotte, die zugleich die Tante war, und in einem entfernteren Dorfe wohnte.

Rasch übernahm die Mutter die Antwort und sagte mit einem scharfen Blick zu ihrer Tochter Käty: „Und freilich hast du's fertig gebracht," — und zu der Gotte: „Hans, unser Knecht, der so ein

halber Schulmeister ist, hat ihr zuweilen auf die Spur geholfen, wenn sie etwas überhört hatte, oder nicht recht begreifen konnte."

„Richtig, man hat davon g'hört. Ist er denn im Schaffen auch so ein Geschickter? wohl schwerlich!"

„Doch, doch," bestätigte der Bauer selber. „Ich habe noch nie so Einen gehabt. Schade, daß ihm nicht ein Gut unter die Füße gewachsen ist. Man kann sich auf ihn verlassen in allen Dingen."

„Den möcht' ich doch kennen lernen. Du hast wohl noch eine Tasse für ihn übrig, Base, und wenn ihr nichts dagegen habt, so ruf' ihn ein wenig herein, Käty!"

„Parbleu!" sagte der Mattenhofer, „warum nicht." Käty war schon zur Thüre hinaus.

Bald darauf trat Hans wieder in die Stube, „zu hören, was es gebe."

Die Gotte, die ein resolutes Mundstück hatte, entgegnete gleich, daß sie es sei, die ihn kennen lernen möchte.

„Setz Dich! Hier ist eine Tasse Kaffee für Dich. Greif zu! Was auf dem Tische steht, ist zum Essen da," kommandirte die Mattenhoferin.

Hans that, wie ihm geheißen war. Das gehörte sich so für den Knecht. Die Gotte aber sagte: „Ich höre, du hättest meiner Pathin, der Käty, oft beigestanden, daß sie im Lernen voran komme. Das hat, wie es scheint, gut angeschlagen. Man spricht davon auch über das Dorf hinaus, wie geschickt Käty geworden sei, und manierlich dazu. Das ist mir lieb, und meinerseits wollt' ich Dir eben sagen, daß es mich freut, was Du mitgeholfen hast. Solche Leute sind rar heutzutage."

Parbleu, — dachte der Bauer — die will mir doch nicht etwa den Hans abspenstig machen. Das wär' mir ein Streich! — Laut fuhr er fort: „Hast recht, Gevatterin, man weiß das zu schätzen. Drum leg' ich ihm für dieses Jahr auch noch zehn Kronen zu. Hast es gehört, Hans!"

Die Mattenhofbäuerin, als sie das hörte, merkte auch etwas. Schnell griff sie in eine Schublade, zog ein zugebundenes Packet hervor, reichte es Hans und sagte: „Auch etwas von meiner Seite. Es ist zwar nur ein „Giletblätz", aber ich denke, er soll Dir gefallen."

Hans erstaunte und lächelte. Er hatte so hübsche Grübchen in seinen Wangen. Als aber auch Käty auf ihn zutrat, und sagte: „Ich habe Dir nichts zu geben zum Danke als mein aufrichtiges Wort" — und ihm dabei die Hand entgegenstreckte, da drückte er dieselbe mit Wärme, indem er entgegnete: „Das ist nicht der Rede werth, was ich da mitgethan habe, und es hat mir Freude zugleich gemacht. Sagt mir Alle um Gotttswillen kein Wort mehr davon!"

Der Mattenhofer fand das richtig und fing mit seinem Schwager vom Holzhandel an. Die Andern plauderten vom Wetter. Käty aber sagte zur Gotte: „Ich habe heute in der Kirche daran gedacht, daß ich dem Hans danken solle" — und kopfnickend fügte diese bei: „Freilich, freilich, das ist recht."

Im Herbst kam die Tochter vom Mattenhof aus dem Hause. Sie mußte auf ein Jahr in's Welschland, um „die Sprache" zu erlernen, die französische nämlich. Fast in jedem Briefe hatte sie etwas von Hans zu erwähnen. Da dasselbe aber auch in Bezug von Züsi und Krögel der Fall war, fiel es nicht auf.

Von der Pension kam Käty auf einige Monate in ein renommirtes Gasthaus. Die Wirthin war als Köchin berühmt, und was damit zusammenhängt. Es war damals Brauch, daß solche Bauerntöchter, wenn immer möglich, sich auch im feinern Kochen und Backen ausbildeten, und zwar praktisch, nicht nur mit dem Kochbuche in der Hand.

Als Käty endlich wieder in der Heimath eintraf, kam Hans als Soldat nach Hause. Er hatte seine sechs Wochen als Rekrut abgedient, war seiner Compagnie zugetheilt worden, und da diese zu gleicher Zeit auf drei Tage Musterung hielt, trug er zur Heimkehr schon Corporalsschnüre auf den Armen. Als er den Gewehrkolben klirrend auf das Pflaster setzte vor der Hausthüre, da öffnete Käty dieselbe und erschrak. Wenigstens war sie wie mit Rosen oder Abendroth übergossen. Denn vor der Thüre stand ein schmucker Soldat mit gebräunten Wangen. An den Grübchen darin erkannte sie ihn, und an seinem freundlichen Lächeln. Das blühende Mädchen war ganz verwirrt. Das „zweierlei Tuch" hatte sie wohl so unsicher gemacht. Darin hatte sie den Hans noch nicht gesehen. —

Hans wurde zu Neujahr Oberknecht, und eine wichtige Person auf dem Hofe, soweit das eben ein Knecht werden kann. Er bedeutete um so mehr, als der Sohn des Hofes, der Dragoner, nicht mehr viel zu Hause war, wenigstens nicht auf dem Felde und an der Arbeit. Die war ihm zu schwer geworden. Er hatte mit Müllern zu thun und spekulirte in Getreide.

So waren acht Jahre vergangen, seit Hans auf den Hof kam. Er war noch derselbe und doch ein Anderer. Er war vierundzwanzig Jahre alt geworden und Käty gerade viere weniger.

Auf dem Weißenstein, in der Sturmhütte, haben wir die Beiden zuletzt mit einander gesehen. — —

6. Wieder daheim.

Wenn Einer eine Reise thut,
So kann er was erzählen.

Mit knapper Noth rettete sich die flüchtende Gesellschaft, die auf der Röthi unversehens von Nebel und Sturm überfallen wurde, und dann davonlief, bunt durcheinander wie eine verscheuchte Heerde, zu rechter Zeit noch unter das schützende Dach des Hotels. Ein Lauf war's nicht, ein Laufen war's zu nennen; ein „rette sich, wer kann!" Wohl suchten die Herren ihre Cavalierpflichten den Damen gegenüber zu erfüllen und sie zu „schützen und zu schirmen", und vor Unfällen zu bewahren; allein da droben, in oder über den Wolken, in Nebel gehüllt, vom Sturme gejagt, vom beginnenden Regen geängstigt, da hatte die Etiquette gleichsam ein Ende. Es war auch schlimm genug. Auf der Höhe des Berges pudelnaß zu werden, ohne vorräthige Kleider zum Wechseln, — denn was war das leichte Handgepäck, das die einzelnen Damen und Herren im gestickten Ridicüle, oder in saffianlederner Reisetasche bei sich führten — das hätte ja eben so schlimm bekommen können, wie dem Mattenhofer der Regenguß im Walde.

Etwas angefeuchtet, aber doch nicht tropfnaß, gelangte die Gesellschaft in Sicherheit und suchte die vor einigen Stunden verlassenen Zimmer wieder auf. Da wurden die vom Winde zerzausten Haare wieder glatt gestrichen, was bald geschehen war. Damals trug man die Haare noch glatt gescheitelt, nicht so wild durcheinander, und als die Glocke zum Frühstück läutete, setzte man sich zur gemeinschaftlichen Tafel nieder. Der frühe Morgengang hatte Appetit gebracht, und der rasche Wettlauf den Hunger dazu. Da schmeckte das reichliche Frühstück ganz prächtig. Mit Zureden brauchte sich Niemand abzugeben, wie das sonst auf dem Lande Sitte ist, natürlich nur an Privattischen, wenn etwa Besuch daran sitzt, der kaum zu Athem kommen kann vor lauter Nöthigungen. „Warum eßt ihr nicht, warum trinkt ihr nicht? Eßt doch und trinkt doch! Oder ist es nicht gut genug? Es könnte allerdings etwas Besseres da sein," u. s. w. Das war, wie gesagt, an dieser Tafel nicht nothwendig, und zudem im Hotel auch nicht Sitte.

Da unter den obwaltenden Umständen Jedermann am meisten mit sich selbst beschäftigt war, so konnte es leicht geschehen, daß Käty's Abwesenheit nicht sogleich bemerkt ward. Ebensowenig vermißte man den Hans. Sämeli war der erste der darauf aufmerksam machte. Er

war eben ein Allerweltsmensch, der seine Augen überall hatte, gerade wie seine Zunge, die zu allen Dingen mitsprechen mußte, trotzdem er sich dadurch manche derbe Abfertigung zuzog, wie die gestrige von Käty auch. Es lag halt so in seiner Art, wie der Katze das Mausen. Was der Mensch sich einmal angewöhnt hat, ist schwer wieder abzugewöhnen. Wer einmal ein richtiger Pappler geworden ist, bleibt es, und einer Klatschbase steht der Mund nicht still, so wenig als einer Wasserstelze der Stiel.

Natürlich, sobald die Abwesenheit der Beiden einmal angeregt war, gab es ein Gefrage. Dann kam das Gesuche. Zuerst im Hotel herum. Später auf der Veranda und bei den Nebengebäuden. Natürlich, die Suche war umsonst. Dann ward Kriegsrath gehalten, und festgestellt, daß Käty am Abhange des Berges nach Pflanzen gesucht, und deßhalb die beginnende Flucht der Gesellschaft nicht sofort bemerkt haben möge. Ferner: daß Hans zurückgelaufen sei, als er Käty vermißte, und daß nun sicherlich die Beiden vom Sturm und Regen überrascht, eine Zuflucht in der Sturmhütte auf der Kuppe des Berges gesucht und gefunden, und da gleichsam gefangen seien, bis das Unwetter nachlasse. An einen Unfall, der ihnen zugestoßen sein möchte, sei nicht zu denken, denn die Beiden seien vorsichtige und kluge Leute. Sobald der Regen nachlasse, werden sie sich schon einfinden, das sei so sicher als zwei mal zwei zusammen viere ausmachen.

Mit diesen Ergebnissen beruhigten sich vorläufig die Meisten. Nur die Liesele ließ es dabei nicht bewenden. Sie unterhandelte mit dem Wirthe und brachte es dahin, daß auf ihre Kosten sofort ein kundiger Mann nach der Bergkuppe abgesandt werden sollte, der dann schnellen Bericht zu bringen habe.

Noch wallten graue Nebel und ein feiner dichter Regen goß hernieder. Von Aufbruch konnte keine Rede sein, selbst wenn die beiden Vermißten sofort zum Vorschein kämen. Die Leute waren somit an die Stube gebannt und vertrieben sich in verschiedenen Gruppen die Zeit, so gut es eben ging. Die kluge und gemüthsweiche Marie vom Boden holte ein Gedicht hervor, das vor einigen Wochen ihrer Freundin Leonore gewidmet worden war. Und da der Muthwillen bei diesem Wetter etwas nachgelassen hatte, und wegen den Vermißten doch etwas Unruhe sich bei Einigen geltend machte, so war es leicht möglich, zur Verlesung des Blattes Stille zu erhalten. Auch Sämeli war still geworden, was sonst nicht seine Art war. Er begehrte zu hören, was für ein Gedicht es denn sein möge. Die Mädchen alle baten um's Vor=

lesen. So begann denn die Marie mit klarer melodischer Stimme das Gedicht — ein „Sommerlied" — vorzulesen.

Der Sommer ist gekommen
Nach kurzer Frühlingszeit,
Und Abschied hat genommen
Des Maien Blüthezeit.
Die ersten Rosen blättern
Längst über heißem Sand,
Versengt von Gluth und Wettern
Ist Lenzes Brautgewand.

Die Kelche sind verflogen
Vom blüth'beladnen Baum,
Im Winde hingezogen
Zum dichten Heckensaum.
Es reifen schon die Kirschen
Im hellen Sonnenschein,
Und Kinderaugen birschen
In das Geäst hinein.

Die Weizenfelder wiegen
Im Winde hin und her,
Und schlanke Halme biegen
Sich von der Aehre schwer.
Bald rücken munt're Schnitter
Zur Ernte wohlbestellt,
Und schlagen wie die Ritter
Die Garben auf dem Feld.

In sommerlicher Hitze
Hebt sich die Wolke schwer,
Es züngeln glüh'nde Blitze
Aus ihrem Schooße her.
Und zuckt der Strahl zur Erde,
Fällt auch der stärkste Baum,
Zerstreuet wird die Heerde
Auf weiter Triften Raum.

„Richtig," mußte Sämeli hier einschalten, „gerade so ging es uns. Zerstreuet ward die Heerde, auf weiter Triften Raum!"

„Stille sein!" „Mund halten!" hieß es.

Marie aber ließ sich nicht stören, sondern las weiter:

Ist nicht das Menschenleben
Oft diesen Bildern gleich? —
Die Jugendträume weben
Die Zukunft rosenreich;
Bis daß in Gluth und Wettern,
In Sorgen allerhand,
Die Rosenträume blättern,
Wie Lenzes Brautgewand.

Die Maitraumlüftchen wehen
Nur eine kurze Frist,
Und ehe wir's versehen,
Der Traum entschwunden ist —
Der Kindheit süß'ste Träume,
Des Herzens Morgenroth,
Der Liebe Blüthenbäume,
Das Glück, so rosenroth.

Doch wie die Kirschen röthen
Sich nur in Sonnengluth,
Auch nur aus Lebensnöthen,
Quillt ächter Lebensmuth.
An Gräbern, im Entsagen,
Da stählet sich die Kraft,
Entschwund'nen Lenz beklagen,
Nur neue Leiden schafft.

Ein treuer, fleiß'ger Schnitter
Im eig'nen Weizenfeld!
Ein wackrer, tapfrer Ritter
In Gottes schöner Welt! — —
Und dann das Leben tragen,
In Liebe stark, und gut,
Nicht nur in Frühlingstagen,
Wohl auch in Sommers Gluth.

„Schön, prächtig," hieß es, „gerade aus dem Leben, und darum verständlich und klar. Schade, daß der Hans es nicht gehört hat, der ist so hinter den Liedern her. Er soll selber schon welche gemacht haben."

„Das wäre wohl möglich; gescheidt genug ist er. Vielleicht ist er jetzt gerade daran, den Reim zu finden."

Das lautete so oder so, wie man es nehmen wollte. All'weg etwas gestichelt.

„Reim' dich, oder — ich freß dich!"

„Oho! bange machen gilt nicht."

„Wenn nur der Regen bald aufhörte."

„Käty und Hans!" jammerte Liseli.

Doktorrüdel lachte sie aus. „Die Beiden schlagen sich schon durch. Ohne Sorge!"

„Parbleu! würde der Mattenhofer sagen." So kam nachgerade wieder Leben in die verregnete Gesellschaft. Das Gespräch ward lebhaft, die Neckerei kam in vollen Gang, der Mutterwitz trieb allerhand Sprossen. Sämeli hatte wieder etwas auf dem Zahn, das sah man ihm an. Er summte zuerst durch die Nase, öffnete dann den Mund und sang:

„Am Samstig z'Abe Chnöpfli,
Am Sonntag kühler Wein,
Am Montag dann kein Tröpfli, —
Wer möcht' so lustig sein!"

„Richtig, ein Glas Wein! Das ist das beste Mittel die trüben Wolken zu bannen, die sich von draußen nach innen, auf die Stirnen unserer Damen gelagert haben. Dann trinken wir auf das Wohl der Verschwundenen, die irgendwo im Paradiese sein mögen."

Da ging die Thüre auf, der Oberkellner trat herein und hinter ihm, in der offenen Thüre, stand der ausgesandte Regenbote im triefenden Mantel und tief herabhängendem Schlapphut. Alle wollten den ersten Bescheid hören. Ein Dutzend Stimmen fragten zugleich.

„Ruhig im Glied!" gebot der Doktorrüdel. — Dann kam der Bericht: Das Fräulein habe sich den Fuß übertreten, der Herr habe sie in die Sturmhütte gerettet, wo sie Beide im Trockenen seien und das Weitere abwarten. —

„Doria!" rief der angehende Mediciner. „Das geht mich an. Schnell einen Damensattel auf's Pferd, eine Flasche Wein und etwas Trockenes in die Satteltaschen. Einer geht noch mit — aber sonst auch kein Bein mehr," fuhr er fort, als Alle aufsprangen zum Mitgehen. — Nach zehn Minuten ging es wieder der Röthi zu. Der Regen ließ nach, die Wolken wurden dünner. Ehe man's dachte, kam die Karawane zurück. Der Doktor schwenkte von weitem seinen Hut, und Käty, hoch zu Roß, schwang ihr Taschentuch, die Ausschauenden zu beruhigen. —

Diesmal nahm der Doktor Käty auf seine Arme, trug sie in's Haus und legte sie auf ein Sopha nieder. Da wurde sie natürlicherweise schnell von Allen umringt und mit Wie und Was, Wo und Wann bestürmt, und mit Herr Je und Herr Jemers umschwirrt, daß man sein eigen Wort kaum hören konnte!

„Drei Schritt vom Leibe weg!" commandirte nun der Doktor, „dann ist die Geschichte mit drei Worten erzählt." Und so geschah es auch. „Das aber habe ich noch beizufügen, damit es Alle wissen," fuhr Käty fort, „als wir droben geborgen waren in der Steinhütte, da wollte Hans gleich hinaus in das Unwetter und Hülfe holen. Das habe ich ihm aber streng verboten. Ich wollte nicht allein sein auf der einsamen Berghöhe. Zudem wußte ich schon, daß Hülfe komme, sobald wir vermißt würden, wie es auch geschehen ist, schneller, als ich dachte. Jetzt wißt ihr Bescheid."

„Noch Eins!" ergriff der Doktor das Wort. „Hans hatte mir schon in's Handwerk gepfuscht, ehe ich zur Stelle war. Hat der den gescheiten Einfall, das kleine Fläschchen mit Kirschenwasser, das Käty vorsorglich von Hause mitnehmen ließ, den Morgen früh, als wir auf die Röthe gehen wollten, in die Tasche zu stecken. Da konnte das Fräulein gleich Ueberschläge auf den Fuß machen, so daß er nicht aufschwoll. In einigen Stunden ist alles vorbei. Im Grenchenbad tanzen wir Nachmittags frisch um die Wette." —

Gleich trillerte der unverwüstliche Sämeli wieder:

„Annabäbeli, lüpf' den Fuß,
Wenn ich mit Dir tanzen muß."

Der Doktor aber fuhr fort: „Jetzt zum Aufbruch! Wir gehen den Weg, den wir gestern gekommen sind, ohne die Ryselten. Die umgehen wir. Käty und der Führer des Pferdes nehmen den Fahrweg, weil es nicht anders sein kann. Ein Mann Begleitung dazu. Wer soll das sein?"

„Das ist Hans," sagte Käty in bestimmtem Tone, „wem ander sollte ich diese Mühe machen!" — „Ganz recht. Im ersten Dorfe am Fuße des Berges nehmt Ihr einen Wagen, und schickt Pferd und Führer zurück. Im „Rothen Thurm" treffen wir uns Alle wieder. Jetzt die Beiden zum Frühstück, wir aber ramassiren unser Gepäck zusammen und klettern den Berg hinunter. Der Regen hat aufgehört; in fünf Minuten haben wir die Sonne. So sind die Gewitter auf den Bergen."

Sämeli deklamirte mit spöttelnder Stimme:

„Morgenregen und Weiberweh',
Ist Mittags schon niene meh."

„Sämeli kriegt ein Ehrenzeichen," sagte eines der Mädchen.

„Aber ein ledernes!" setzte die Lisbeth hinzu. Dann stob die Schaar auseinander.

Drunten in der Stadt, im „Rothen Thurm," war Hans und Käty schon vor einer Viertelstunde eingetroffen, ehe die Bergsteiger anlangten. Sie hatten unten im Thal gerade eine leere Kutsche getroffen. Für Geld und gute Worte stiegen sie ein.

Während der kurzen Zeit, ehe die Andern kamen, hatten sie Gelegenheit, noch einmal mit einander unter vier Augen zu reden.

„Was jetzt auch kommen mag," sagte Käty, die an Hansens Schulter lehnte, „ich bleibe fest. Sonst könnt' ich keine gesunde Stunde mehr haben, noch irgend eine andere Lebensfreude. Sei auch Du fest, Hans, ich bin nicht umsonst eine Mattenhoferin."

In Hansens Augen blitzte es auf, wie bei einem schlachtenergrauten Feldwebel zu des alten Friedrichs Zeiten. Er war zwar nur Feldwebel einer Berner Füsilier-Compagnie, aber ihm war es zu Muthe, wie einem tapfern, umsichtigen General, der am Vorabend der Schlacht mit felsenfester Zuversicht einen glänzenden, wenn auch blutigen Sieg erhofft.

„Ich denke, wir kennen einander schon lange," entgegnete Hans, und drückte das Mädchen, das Thränen in den Augen hatte, vor Glück und Bangigkeit zugleich, fest an sich. „Das Schicksal hat entschieden."

„Bleib mir beständig
Treu unabwendig;
Mein letzter Tropfen Blut
Sei Dir, mein Engel, gut!"

Da kam richtig die ganze Gesellschaft an. Hans ging in den Stall, nach dem Bräunle zu sehen, der an seiner Tasche herumschnobberte und Hansen in seiner Art willkommen hieß.

Bei der Table d'hote konnte Käty schon mit an der Tafel sitzen.

Im Spiegelsaale zu Grenchen schritt sie an Hansens Arm einmal in der Runde herum, als die Paare antraten zum fröhlichen Tanz. Damit wollte Käty zeigen, wer ihr Cavalier sei. Tanzen aber konnte sie noch nicht. Liseli mußte für sie eintreten. Dann verlangte Käty, daß Hans, wenn es möglich sei, jede Dame von der Reisegesellschaft zum Tanze auffordere. Sie wolle sehen, ob ihm eine einen Korb gebe, flüsterte sie ihm leise, aber entschieden in's Ohr. Das war Mattenhofers Käty!

Nicht eine Einzige lehnte den Tanz ab. Käty lächelte und war glücklich. Auch Andere empfanden also gleichsam unwillkürlich den eigentlichen Werth des Meisterknechtes auf dem Mattenhofe. — —

Silbern erglänzte das Mondlicht über den stillen Wassern des kleinen See's, an dessen Rande die Straße entlang führte, die zum Heimweg gewählt worden war. Leise kräuselten sich im Abendwinde die Blätter der Bäume, und die Sterne funkelten so lieb und verständnißinnig hernieder zu denen, die auf der Höhe des Berges angestimmt hatten:

„In Näh' und Fern'
Glänzt uns ein Stern!
Auf ihn nur gerichtet den Blick........."

Der Mattenhofer saß spät Abends noch auf der langen Bank vor dem Hause, als das Fuhrwerk gut und heil wieder vor der Thür hielt. Das hatte er schon von weitem bemerkt. Er war froh darüber.

Die Müden suchten die nächtliche Ruh' und glückliche Träume dazu. Sie waren „wieder daheim!" Kätys Augen schlossen sich bald, und doch war's ihr, als erklänge Hansens Zither und als sänge sie mit ihm das Scherzlied, das sie öfters zusammen sangen:

„So geht es in Schnützelputz-Häusel:
Da singen und tanzen die Mäusel
Und bellen die Schnecken im Häusel.
Ich wüßte der Dinge viele zu sagen,
Die sich in Schnützelputz-Häusel zutragen,
Gar lächerlich über die Maßen."

---

7. Kampf und kein Ende.

Heute noch auf stolzen Rossen,
Morgen durch die Brust geschossen, ...

Auf dem Mattenhof ging alles wieder seinen gewohnten Gang. Der alte Mattenhofer hatte sich kurzen Bericht über die Fahrt geben lassen und fand keinen Grund zu irgend einem Tadel. Die Verstauchung des Fußes erwähnte Käty sehr kurz, und Niemand fragte um das Nähere. Die Mutter hatte viel mit dem Hauswesen zu thun, und war froh, daß ihre Tochter nach zweitägiger Abwesenheit wieder heiter und fröhlich heimgekehrt war. Das anregende und erheiternde Element fehlte im Hause, wie auf dem ganzen Hofe, wenn die muntere, schneidige Käty mit ihrem entschiedenen und doch so liebenswürdigen Wesen nicht da war. Sie war nicht nur das Kind, die Tochter des Hofes und

Hauses, sondern der Liebling Aller, obgleich sie ihrer Würde nach altem Brauch und Herkommen, durchaus nichts vergab.

Seit der Heimkehr von dem fröhlichen Auszug war Käty, wenn auch nicht sofort bemerkbar, doch etwas verändert. Sie war umsichtiger, aber auch nachsichtiger, fröhlicher, und doch auch stiller und sinniger. Sie konnte längere Zeit auf einem Flecke bleiben, als es früher der Fall war, und sinnend und träumend in die Weite hinaus schauen, auch mit gesenktem Blick. Ihr Herz glich der Traube mit schwellenden Beeren, im Regen und thauigen Morgennebeln gewachsen, bis die heiße Augustsonne ihre glühenden Strahlen niedersendet und das Feuer anzufachen beginnt, das vorher noch verborgen in den unreifen Beeren schlummerte. Ihr Gemüth sah der Knospe gleich, die in Frühlingsstürmen und Maienregen am Rosenstrauche schwellt, und dann zu Pfingsten plötzlich aufbricht in vollster königlicher Pracht, wenn die höhergehende Sonne sie umarmt und mit ihrem heißen Odem auf den Mund küßt. So auch wirket die Liebe auf's Menschenherz, daß es aufjauchzt in begeistertem Jubel, als wäre es voll süßen Wein's, und durch das Gemüth, unter Brausen und sanftem Wehen, zieht es so wonnesam, so traumverloren, so heimwehkrank und seligverlangend, als wären die Sinne halb eingeschlafen, halbberauscht vom Dufte blühender Rosen, oder von der Würze rauschender Tannenwipfel in stillen Gründen ...... Das ist die Macht der Liebe. Sie ist nicht nur des Gesetzes, vielmehr des menschlichen Lebens Erfüllung.

Es war zwischen den Liebenden ausgemacht worden, vor der Hand das Geheimniß zu hüten, und im übrigen die Dinge gehen zu lassen nach Gottes Willen. Ihre Herzen waren fromm geblieben im wahren Sinne des Wortes. Ihnen kam manch hoffnungs- und trostreiches Wort von der Unterweisung her frisch in's Gedächtniß. Denn gar oft ist der Mensch im höchsten Glück und im herbsten Schmerz und in tödtlichem Bangen seinem Gotte am nächsten. Aus ihren Augen leuchtete des Himmels Glück, das in der Brust sie bargen, aber sie waren doch umflort in die Zukunft hinaus gerichtet. Sie wußten, daß ohne Zweifel gewaltige Kämpfe ihrer warteten. Wohl hatten sie das Glück ihres Lebens gefunden und seine Größe und Seligkeit erkannt, aber das Gefundene sich für die Zukunft zu sichern und ganz zu eigen zu machen, das fiel ihnen nicht gleichsam von selbst in den Schooß, wie etwa ein reifer Apfel zur Erde. Das mußte unter Sorgen und Kämpfen, wohl auch unter Thränen und Opfern, erstritten und errungen werden. Daß sie zusammen gehörten vor Gott, das schien unmöglich vor den

Menschen. Wenn die Tochter vom Mattenhofer den Knecht des Hofes heirathet, dann steht entweder die Welt still, oder es gibt eine neue Sündfluth. Sei der Knecht auch wer er wolle, vielleicht auf dem besten Wege, einer der tüchtigsten Männer zu werden, das bleibt sich gleich. Wie kann ein Plebejer eine Prinzessin heirathen! —

Ein paar Wochen gingen herum. Hans arbeitete für Zwei, oder noch mehr. Der Bauer sah es wohl. Er hatte nichts dagegen. Er war auch ein guter Wercher, wie jeder rechte Bauer es ist, aber mit dem Hans hätte er's, selbst in jüngeren Jahren, nicht aufnehmen können. „Meinetwegen!" dachte er, „ich hab' es ihn nicht geheißen." — Auch Käty war geschäftig und alles Fleißes voll. Ist Arbeit ja doch des Lebens Würze, nur nicht für Faulenzer und Weltverbesserer per excellence, nach der neuen Mode.

Ein Klümpchen Schnee reißt sich los am steilen Bergabhang, vielleicht vom Winde bewegt, oder vom Flügelschlage eines Vogels, eines Adlers im Hochgebirge, an der schroffen Felsenwand, und es rollt abwärts auf der abschüssigen Bahn, die Erbse wird faustgroß, und die Faust wird zum Fasse; größer und mächtiger, zum Ungethüme wachsend, rollt die Masse hernieder, zerstörend, was in ihrem Wege liegt, Haus und Heerd, Menschen und Vieh begrabend im Schnee, klaftertief, unter der eisigen Decke, — bis die Lawine donnernd die Tiefe erreicht zu Füßen des Berges, oder niederstürzt in die unzugängliche Felsenschlucht, wo die Wildwasser rauschen und sich schäumend hinabstürzen von Stufe zu Stufe ......

Ein Wörtlein wird unbedacht oder boshaft gesprochen, hinausgehaucht in den Wind, und der Wind fängt es auf und trägt es weiter und weiter, und es schallt lauter und lauter, und die Menschen öffnen Fenster und Thüren, und Ohren und Augen, und fangen das Wörtlein auf im eiligen Fluge, und sehen einander an, bestürzt, oder boshaften Blickes, und die Einen sagen, es wird so schlimm nicht sein, und die Andern schlagen schadenfroh die Hände zusammen, und haben es lange schon gewußt, daß es so kommen werde. Da hat man nun die Bescherung! ......

So ging es Hans und Käty. Sie kamen in des Teufels Zwickmühle, und schneller, als sie's dachten.

Der Sämeli hatte geplaudert. Von was? Eben von Etwas und Nichts. Und das ist oft der schlimmste Stoff. Es wird nachgedacht, gegrübelt, aufgerupft, vermuthet, hin- und hergedreht, hundert Hasen waren es jedenfalls, die im dürren Laube raschelten, und zuletzt

— aber nicht Gottlob — da wird der Schuh fertig. Das Wort ist heraus, der Schall wird gewaltig, wie der von den Posaunen vor Jericho, und

„Alsbald macht das Gerücht sich auf,
Die große Post durch Libyen zu tragen.
Wer kennt sie nicht, die Kräfte schöpft im Lauf,
Der Uebel größestes; die schnellste aller Plagen"......

Ehe ein paar Wochen herum waren, schwirrten sonderbare Geschöpfe in der Luft herum, halb Mücke, halb Elephant, je nachdem man es anzunehmen für gut fand. Und die Elephanten sind gesuchter als die Mücken. Warum es bei der Mücke bewenden lassen, wenn man den Elephanten haben kann! — So entstanden zuerst die Muthmaßungen und Grübeleien über die Weißensteinreise. Hansens Mitfahrt und Berggang, Kätys Fuß und ihre Rettung, die Beiden in der Steinhütte auf der einsamen Bergkuppe — brr! Blitz und Donner und Regenwetter, schauerlich! bedenklich! Dann die Begleitung den Berg hinunter, und endlich Hansens Einführung im Spiegelsaale zu Grenchen durch die hinkende Käty selbst — das war genug, mehr als genug für Solche, die nicht selber mit dabei gewesen waren und also nicht genauer wußten, wie die Zufälle sich aneinander reihten.

Krögel hörte etwas läuten von Sämelis Magd. Das mußte er der Züsi gepfeffert um die Nase reiben, damit diese, die selber ein Auge auf den Hans geworfen hatte, sich ärgere zum Blauwerden. So geschah es, und Krögel lachte sich den Hals voll, wie es gemeine Naturen thun. Dann wurde das andere Gesinde eingeweiht in das zarte Geheimniß, die Beiden wurden beobachtet, und mochten sie auch, wie verabredet, noch so vorsichtig sein, es konnte nicht helfen, denn der Argwohn sieht scharf. Es kam zum Gestichel. Der Neid und der Verbunst zeigten sich in vollster Stärke. Dem Bauer mochten sie wohl die Schlappe gönnen, aber dem Hans nicht sein Glück, und der Käty nicht den Hans. Der gehörte zu ihresgleichen. Bald erfuhr die Bäurin von dem Gerede und dem Mattenhofer konnte es nicht lange verborgen bleiben. Es kochte in ihm vor Zorn, trotzdem er kein Wort von der Sache glaubte, blos wegen dem boshaften Gerücht. Denn nimmermehr konnte es möglich sein, daß eine Mattenhoferin, und dazu noch die einzige Tochter, sich mit einem Knecht einlasse, sei er sonst wer und was er wolle. Da bräche ja der jüngste Tag gleich an ......

Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Er wollte dem Gerede ein kurzes Ende machen, und, wie Napoleon vor Austerlitz, „den Feldzug mit einem Donnerschlage beenden."

Für die Käty war nämlich schon längst ein Freier da. Aber dem Mattenhofer lag es gerade nicht daran, seine Tochter, auf die er stolz war, so schnell unter die Haube zu bringen. Der Freier, natürlich mit einem großen Hofe, konnte warten. Käty wollte überhaupt nichts von der Sache wissen, und lachte nur darüber, wenn Andeutungen gemacht wurden. Jetzt sollte es Ernst gelten, dann hörte das Geschwätz von selber auf. Auch die Bäurin war einverstanden.

Die Liebenden, als sie merkten, daß sie verrathen waren, hatten Gelegenheit gefunden, sich noch einmal ungestört zu sehen und zu sprechen. Käty hatte es verlangt und vermittelt. In gemeinsamer Berathung machten sie sich ihre Lage klar. Hans war voll Sorge um seine Käty, diese aber war guter Dinge und mit sich einig. Das Mattenhofer'sche Blut regte sich in ihr. „Mag kommen, was da will," sagte sie zu ihrem Geliebten, „das bleibt sich gleich. Wir beide gehören zusammen. Ich habe das gefühlt, ehe ich's wußte. Mit Güte ist da nichts zu ändern und mit Härte noch viel weniger. Wir können warten. Auch die längste und bängste Zeit geht vorbei. Wenn es zur Entscheidung kommt, dann bleiben wir bei der Wahrheit, wir müßten uns sonst schämen. Das sei ferne! Muß es sein, so gehe ich mit dir, wie ich gehe und stehe. Gott wird uns nicht verlassen."

Wer so denkt, sieht gefaßt auch den bängsten Stürmen entgegen. Hans — nun, von seinen Gefühlen zu sprechen, ist zum wenigsten unnöthig. So groß aber auch sein Muth war, so hatten doch Käty's Worte Eisen und Stahl aus ihm gemacht. —

Vom Mattenhofer ging Bescheid an den Dornibauer, dessen Sohn, der Dornifritz, sich um Käty's Gunst bemühte, daß man sich nächsten Dienstag in Bern beim „Sternen" zum Mittagessen treffen wolle.

Dort steckten sie auch richtig dann die Köpfe zusammen. Allweg sei's besser, die jungen Leute nicht zu lange herumschwärmen zu lassen; man wisse nie, was passiren möge. Parbleu! Wenn es dem Fritz Ernst sei, so soll' er auch Ernst machen. Die Käty, die bisher nichts vom Heirathen habe hören wollen, müsse man mit Sturm nehmen. Man wisse ja öppe wohl, wie das mit den Mädchen zu halten sei. Trotz aller Ziererei sagten doch Alle ja, wenn es d'rauf und d'ran käme, parbleu!

So, und noch viel mehr dazu, klügelten die beiden Alten.

Nach einigen Tagen, wie das verabredet war, kamen Die vom Dorni, Vater und Sohn, zusammen auf dem Mattenhofe angefahren.

Angeblich waren sie um ein Pferd aus. Das war der Vorwand vor dem Gesinde, dem aber nicht leicht Sand in die Augen zu streuen ist. Selbst die Tappigsten sind in gewissen Dingen schlau wie die Füchse. — Natürlich wurden sie, als alte Bekannte, „gevettert", obgleich man die Vetterschaft nicht am Stammbaum nachweisen konnte. Enfin, sie waren mit einander verwandt, von Großvaters oder Großmutters Zeiten her. Es wurde aufgetragen, Käse und Brot, und eine bauchige Maßflasche voll Wein vom Fasse weg aus dem Keller geholt, die Gläser gefüllt und Gesundheit getrunken, wozu Käty aus der Küche hereingerufen worden war. Dann kam das Gespräch über Scheune und Stall, über Herbstweide und Kartoffelkäfer, kurz, über dies und das, wie es unter Bauern Sitte ist.

Als später die Bäurin zum Mittagessen einlud, und bemerkte, daß sie es absolut nicht anders thäte, als daß die Vettern vorlieb nehmen, hatten diese wenig Einwand zu machen.

„Käty," bemerkte daraufhin die Mutter, „Züsi kann in der Küche schon fertig werden. Geh' in den Bohnenplätz und brich ein Gericht Bohnen für Mittag, aber nimm nur von den jungen zarten. Der Vetter Fritz kann dich begleiten, dann geht die Zeit schneller um.

Das war mit dem Holzschlägel gewunken. Um kein Aufsehen zu erregen, griff Käty nach einem Korbe, und dann gingen die beiden auf den Weg.

Käty schlug das Herz, nicht nur aus Furcht, sondern auch aus Zorn, daß sie so überrumpelt werden sollte.

So ein Bohnenplätz ist ein lauschiger Platz. Zwischen den hochgerankten Stangenbohnen hat schon manche heimliche oder offene Zusammenkunft stattgefunden. Auf dem offenen Feld ist es ein natürlicher Versteck, zum Plaudern wie zum Tändeln. Das Bohnenbrechen war nur ein Vorwand, dem Freier eine günstige Gelegenheit zu geben, seine Werbung ungestört anzubringen.

Und er benutzte sie. Er sprach davon, daß ihm der Vater den Hof übergeben wolle und sich zurückziehen, da er alt werde und sich nicht mehr so zu plagen brauche. Der Hof sei bezahlt, und Gülten stehen auch noch viele aus, so sei den Eltern mehr Ruhe zu gönnen. Unter diesen Umständen müsse er aber eine Frau in's Haus haben, eine junge Bäurin auf den Hof. Dazu wüßte er keine bessere, als eben Käty, die er hiermit darum anfrage.

Die Rede war nicht übel für den Dornifritzy, dessen Verstand sonst nicht viel über einen Heustock hinaus ging. Und darum antwortete auch Käty in manierlicher, aber in einer ernsten Weise:

Wegen dem Heirathen, wenn die Eltern sich in Ruhe setzen wollen, habe er recht. Aber zum heirathen gehörten zwei, und mit dem Pfarrer sogar drei. Sie hätte aber keine Lust jetzt schon zu heirathen, gar keine, und er möge überhaupt nicht etwa denken, auf sie warten zu wollen, und ihr nicht zürnen, daß sie seinen Antrag jetzt und für immer ablehne, indem sie zugleich für sein Zutrauen danke. —

Der Sturm war abgeschlagen, und gründlich!

Als der Dornibauer von seinem Sohne, als sie allein waren, erfuhr, wie die Sache stehe, da sagte er blos: „Laß nichts davon merken und stecke den Korb im Stillen ein. Ich merke schon, der Alte hat etwas britteln wollen, warum? Das werden wir später erfahren. Da steckt Etwas dahinter."

Nach dem Mittagessen nahm der Mattenhofer den Vetter bei Seite: „Es ist nichts aus der Sache geworden," sagte dieser, „Eure Tochter will noch nicht heirathen." —

„Sie können ja auch noch warten," fiel der Andere ein, „es ist nicht gesagt, daß sie gleich heirathen sollen, wenn sie versprochen sind."

„Nei, nei, die Käty will nichts davon wissen, und so geben wir es auf, und halten, was gesprochen worden, im Stillen unter uns. Es braucht es Niemand zu wissen um darüber zu lachen. Es wird Dir selber auch so sein. Und damit die Leute nichts merken, kauf ich Dir jetzt eine Kuh ab, da kein Pferd feil ist, und ich überlasse es Dir, den Preis zu bestimmen."

Dem Mattenhofer war's, als kriegte er einen Schlag vor den Kopf. Seine Stirnader schwoll auf, aber er nahm sich zusammen, „parbleu!" Als die Zeit kam, wurde Abschied genommen in „guter Vetterschaft."

Dann brach der Sturm los.

Käty, zur Rede gestellt, warum sie den Antrag zurückgewiesen habe, gab einfach zur Antwort, daß sie den Fritz zum Manne eben nicht haben möge. Das sei eine eigene Sache. Und als der Vater wüthend losbrach, ob es denn wahr sei, daß sie sich mit einem K n e c h t eingelassen habe, da blieb Käty — bei der Wahrheit. Mit fliegenden und beredten Worten erzählte sie den Eltern, wie das alles gekommen sei. Hans sei seit ihrem zwölften Jahre ihr Lehrer, ihr Kamerad, ihr Führer gewesen, und alles, was Gutes an ihr sei, das habe sie ihm zu verdanken, weil er's zu wecken verstanden hätte. Nicht durch seine Schulmeisterei allein, sondern durch seine eigene innere Persönlichkeit und seinen klaren männlichen Charakter.

Käty hätte noch lange fortgesprochen, denn das Herz ging ihr über,

das so voll war von Liebesglück und Schmerz zugleich. Aber dem Mattenhofer ging die Galle über, als er das alles hörte. Sein Zorn war schrecklich, seine Verwünschungen und Ausdrücke entsetzlich. Mehr als einmal war er nahe daran, sich an seiner Tochter thätlich zu vergreifen. Den Hans drohte er zu erwürgen, oder ihn wenigstens vom Hofe wegzujagen wie einen räudigen Hund......

Decken wir einen Schleier über den fürchterlichen Auftritt, der der braven Tochter großen Schmerz bereitete, aber keineswegs zu beugen vermochte das liebende Weib. —

Hans war glücklicher Weise nicht zu Hause. Wer weiß, was sonst geschehen wäre. Der Zorn thut nie, was recht, viel schlimmer aber ist die kochende Wuth, die an Wahnsinn grenzt und wahnsinnig handelt. — Hans war erst im Spätnachmittage mit einer fetten Kuh in ein zwei Stunden entferntes Dorf geschickt worden, um sie dem Metzger abzuliefern. Das gab einen langsamen Gang und ein spätes Heimkommen. Unterdessen hatte die Bäurin Zeit, die Sache zu überlegen. Daß der Knecht, der sonst so viel galt im Hause, sofort entlassen werde, war auch ihre Meinung. Allein es sei besser, das in der Stille und ohne Lärm zu thun. „Bezahle ihm den vollen Jahreslohn, und dann mag er gehen, ohne weitere Worte. Es bleibt auf diese Weise mehr unter uns. Zu Reden wird es ohnehin genug geben."

Und so geschah es. Als am nächsten Morgen Hans zum Brunnen kam, war schon der Bauer herum und beschied ihn in die Stube. Auf dem Tische lag schon das Geld bereit. „Nimm deinen Jahreslohn und verlasse den Hof nach dem Morgenbrod, und lasse dich nicht mehr da erblicken. Du wirst schon wissen, warum."

„Zürnet nicht, Matterbauer," entgegnete Hans in ruhigem Tone, „was geschehen ist, das war nicht böse Absicht, es war eine höhere Fügung. Ich dank' Euch für alles Gute, was mir hier zu Theil geworden ist. Ich hab' es redlich zu verdienen gesucht, das weiß Gott! Zum Morgentisch werde ich kommen, damit Ihr da in geziemender Ordnung sagen könnet, daß ich den Hof verlasse."

Die Ruhe des Burschen imponirte selbst dem innerlich immer noch zornmüthigen Bauer. Er fühlte, ob er wollte oder nicht, daß er es mit einem Manne zu thun habe, den er als solchen behandeln müsse.

Hans war deßhalb so ruhig und gefaßt, weil Käty am Abend, als sie auf ihr Zimmer geschickt wurde, Zeit fand, an Hans zu schreiben und ihn von allem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. Ein junges Dienstmädchen, das seit einiger Zeit auf dem Hofe, und der Tochter ge-

treulich zugethan war, blieb wach, bis Hans nach Hause kam, und übergab ihm im Stillen den Brief. Darin stand auch, daß, da ein Zusammenkommen unter vier Augen vorerst unmöglich sei, sie sich nächsten Sonntag nach der Predigt im Pfarrhause treffen wollen, um dem ihnen wohlgesinnten würdigen Herrn, von dem Käty confirmirt war, ihr Verhältniß offen mitzutheilen. Bis dorthin könne Hans überlegen, was er zu thun gedenke, und zwar für alle Beide. Das Mattenhofer'sche Blut war warm geworden.

Am Schlusse des Frühstückes sprach der Bauer mit kurzen Worten vom obern Ende des Tisches: „Hans verläßt diesen Morgen den Hof. Krögel tritt einstweilen an dessen Stelle. Peter spannt nachher an, um den Hans und seine Effekten wegzubringen. Das ist der Bescheid."

Hans stand auf und sagte in ruhigem Tone: „So ist es. Ich danke Allen zusammen für alles Gute, das mir in den langen Jahren hier erwiesen wurde, besonders von den Meisterleuten. Sollte ich Jemand gekränkt haben, so bitte ich um Verzeihung. Mit Wissen und Willen ist es nicht geschehen. Behüt' euch Gott!"

Die Mattenbäurin senkte den Blick. Es traten ihr Thränen in die Augen. Es that ihr doch leid, daß es so gekommen war. Im Herzen wußte sie wohl, was Hans dem Hofe und ihrem Kinde gewesen war.

Das Gesinde war verblüfft. Züsi ließ vor Schreck den Löffel aus der Hand fallen. Krögel hielt den Mund offen. Peter brummte in den Bart, und die Untermagd dachte: ich weiß mehr, als ihr alle. Die Anderen hatten nicht erwartet, daß ihr unbesonnenes Gerätsch so schnell solche Früchte trage. Hätt' ich — so wollt' ich — das ist die alte Leyer geng wie geng.

Als der Mattenhofer von dem bald nach der Abfahrt wieder zurückgekehrten Peter hörte, daß sich Hans nicht weiter als in's Dorf habe fahren lassen und dort im "Kreuz" sich einquartiert habe, da witterte er, nach mißtrauischer Bauernart, Unrath. Von ihm galt ja auch das Sprichwort: „Die Bure, sie luure, sind Schelme von Nature." — So lauerte er am nächsten Abend bis Mitternacht um das Haus herum, in der sicheren Erwartung, daß Hans sich heranschleichen werde, um seine Tochter weiter zu beschwatzen. Er hatte eben keinen Begriff von der lautern und wahrhaft adeligen Gesinnung und Denkweise von Hans und Käty. Natürlich lauerte er umsonst. Auch die folgende Nacht. Dann gab er's auf, und wunderte sich im Stillen und dachte, wie klug er gewesen sei, daß er die Sache so schnell und gründlich über den Haufen geworfen habe. Ja wohl! —

So kam der Sonntag. Käty rüstete sich zum Kirchgang wie sonst. Sie hatte sich in den verflossenen Tagen nichts merken lassen, weder durch Kopfhängen noch durch verweinte Augen. Sie war eben von anderem Holz, eine buchige, und zäh wie Weißdorn. Nach der Predigt trat Käty, wie sie das öfters that, in's Pfarrhaus und wurde freundlich, wie immer, empfangen. Hans war schon in der Wartstube, als der Pfarrer und Käty eintraten. Da konnte sie sich in diesem Augenblick nicht mehr bemeistern. Mit lautem Ausruf: „o Hans!“ eilte sie auf ihn zu, umschlang ihn, und lehnte ihr Haupt so glücklich, und dennoch so schmerzbewegt, an seine Schulter. Der Pfarrer stutzte. Käty aber hatte sich gleich wieder gefaßt, und bat um kurzes Gehör; „Natürlich!“ sagte der freundliche Herr, „ei, ei, ich bin doch begierig zu hören, was ihr zwei zusammen angestellt habt, hm, hm!“

Hans wollte reden, aber Käty kam ihm zuvor. „Herr Pfarrer, ich will Euch die volle Wahrheit sagen, da habt Ihr meine Hand, wie damals zur Confirmation. Gerade so ernst ist mir's heute.“

„O Kind, ich kenne dich! Besser als irgend Jemand. Setzen wir uns. Sprich von Herzen!“

Und nun begann Käty wieder, wie sie es schon vor den Eltern gethan hatte, mit kurzen bündigen Worten die Geschichte ihrer eigenen Entwicklung und ihrer beidseitigen Liebe zugleich. Sie schloß mit den erregten Worten: „Als ich droben auf der einsamen Höhe, in Nebel und Sturm gehüllt, mit vertretenem Fuße hülflos auf dem Rasen saß, und dann meinen Namen rufen hörte, da war es mir auf einmal so klar, daß niemand Anders auf der Welt, als er, mir jetzt zu Hülfe kommen könne. Und als er mich aufhob vom Boden, und mich in seine Arme faßte und hinauf trug zur steinernen Schutzhütte, da wußte ich plötzlich, daß wir zwei zusammen gehören auf Leben und Sterben. Da gab ich ihm den ersten Kuß. Da waren wir Verlobte vor Gott, aber nicht vor den Menschen. Und die, so es angeht, die Eltern, haben uns jetzt mit Gewalt getrennt. Denn Hans ist eben bis jetzt nur ein Knecht. Ich aber weiß es besser.“

Gespannt, doch etwas besorgt, hatte der Pfarrer zugehört. Jetzt öffnete sich die halboffene Nebenthüre völlig, und die Frau Pfarrerin trat hinein in's Zimmer, schritt auf Käty zu und reichte ihr die Hand. „Ich wollte zum Essen rufen,“ sagte sie, „da habe ich alles gehört. O, du hast wohl gewählt, und es konnte wohl nicht anders kommen, das habe ich schon längere Zeit geahnt; ob ihr es aber durchsetzet, — das wird noch viel Erd' aufwerfen. Siehst du, Vaterle, (zum Pfarrer gewendet), ich habe doch wieder recht gehabt.“

„Wie immer, natürli — aber ich stimme dir dennoch heute in allen Stücken bei," entgegnete der Angeredete, und fuhr fort: „Aber was gedenkt ihr jetzt zu thun?"

Da nahm Hans das Wort und sprach: „Das zu überlegen, hat Käty mich gemahnt, und weil das mir, dem Manne, zukommt, so habe ich es dieser Tage reiflich gethan. Ferne sei es von mir, meine Braut als Frau in Umstände hinein zu führen, die ihrer bisherigen Lebensstellung gar zu unangemessen wären. (Der Pfarrer nickte in voller Zustimmung.) Allein, was ist unter hiesigen Verhältnissen hier zu machen! Ich habe mir schönes Geld erspart, aber es reicht doch nicht hin, um ein größeres Gut in Pacht nehmen zu können. Wer wollte mir Bürge sein! Und ein kleines mag ich nicht. Nun habe ich viel gelesen und g'studirt — der Pfarrer nickte wieder — und besonders auch über Amerika. („Hm!") Wenn es Käty recht ist, gehe ich auf zwei bis drei Jahre hinüber, und probire das Beste. Gelingt es mir mit Gottes Segen, so komme ich und hole meine Frau, oder bringe so viel, daß ich hier mich setzen kann, wenn nicht — — — An mir soll es nicht fehlen, ich habe guten Muth und fromme Zuversicht."

Gespannt hatte Käty zugehört. Dann streckte sie Hans die Hand entgegen und sagte: „Du triffst immer das Beste. Ich bleibe ja gerne noch ein paar Jahre ledig, wenn ich nur weiß, daß wir dann zusammen kommen, sofern es Gottes Wille ist."

Der Pfarrer sagte: „Das heiße ich weit hinaus denken; Hans, das ist brav, das ist gedacht und gehandelt wie ein Mann. Sei nur guten Muthes, Käty." Dieser traten jetzt aber doch Thränen in die Augen, aber sie hielt sich tapfer.

„So werde ich Morgen früh in meine Heimath gehen, und von meiner lieben Mutter und meinen Geschwistern Abschied nehmen. Sie kommen jetzt alle durch ohne meine fernere Hülfe. Eine Woche bleibe ich dort, und auf nächsten Sonntag bin ich wieder hier, besuche noch einmal die Kirche, und reise Montags früh über Basel und Paris nach Havre und schiffe mich ein."

Käty wischte sich einmal über's andere die Augen aus, und blickte bittend zur Frau Pfarrerin hinüber. Diese verstand den Blick und sagte: „Komm' Sonntags wieder einmal zum Mittagessen, Käty. Später kommt der Hans zum Kaffee, den du selber kochst und servirst — („den Kaffee nämlich, nicht den Hans," schaltete hier der Pfarrer gemüthlich ein, und erhielt dafür einen gelinden Rippenstoß), und dann mögt ihr beide im Garten spazieren, so lange ihr wollt. Bis Sonntags sind die Trübel reif. Ist's recht, Vaterle?"

„O jeh! ich sollte mich unterstehen" —

Da klopfte es an die Thüre. Die Köchin steckte den Kopf herein und bat, die Herrschaft möchte doch zum Essen kommen, es verderbe sonst Alles, jo wäger! — Mit der Verabredung trennten sie sich, und Jedes ging seiner Wege.

Am nächsten Sonntag gab es ein paar fröhliche und bange Stunden zugleich. Käty hatte durch Marianna, die Untermagd vom Hofe, heimsagen lassen, daß sie zum Mittagessen eingeladen worden sei, und erst später heimkomme. Das Wo behielt sie zur Vorsicht für sich.

Nach dem Kaffee begleitete die gute Frau Pfarrer die beiden Liebenden in den Garten. Die Trauben waren noch sauer, aber das war ihnen gleichgültig. Sie schwelgten in der Vergangenheit und machten Pläne für die Zukunft. Sie sprachen von der ersten Hülfslektion, welche die Mutter veranlaßt hatte, bis zur Weißensteinfahrt, und über die letzten Kämpfe, sowie über die, welche ihnen noch warten mögen. „Weißt du noch" — und „gedenkst du noch" — so ging es fort, und die Stunden flogen. Es waren die ersten, die sie ungestört genossen, denn die verständige Frau Pfarrer hatte sie längst schon verlassen. Und auch die letzten Stunden zugleich für eine lange Zeit, die sie ihrer Liebe widmen konnten. Sie waren über Manches einig geworden und hatten mancherlei Verabredungen getroffen.

Im Westen sank die Sonne und neigte sich zur Ruhe. Röthlich und milde schienen ihre Strahlen schief durch das Laub der Bänme im angrenzenden Obstgarten. Ein sanfter Abendwind bewegte leise die Zweige. Stille rings umher. Nur von der offenen Gartenlaube her hörte man Gemurmel, Worte, lauter und leiser, bald mit Nachdruck gesprochen, bald hingehaucht, so wie eben die Liebe spricht im trauten Zwiegespräch. In den Augen lagen ihre Herzen und ihre Seelen senkten sich in ihren Blicken in einander. Und dann, Schulter an Schulter gelehnt, halbumschlungen, sahen sie hinaus in die Ferne, in's purpurne Abendroth, nach den „eilenden Wolken, den Seglern der Lüfte," so traumverloren, so ahnungsvoll, so glückverklärt, so selig in heiligen, liebedurchglühten und doch so sanften, wunderbaren Gefühlen ......

Der Pfarrer trat aus seiner Studirstube und sah sich nach seiner Frau um. Er fand sie an einem offenen Fenster, das Aussicht auf die Laube im Garten bot. Sie hatte feuchte Augen. „Was gibt's, du Liebe, was ist's? Sind die Beiden noch immer da draußen? Ich meine doch, es wäre Zeit." —

„O Vaterle, ich sitze schon lange hier, ungesehen, und schaue ihr Glück und ihren Schmerz. Ich konnte es nicht über's Herz bringen, sie zu stören. Die wissen schon, was sie sollen. Denkst du noch daran, Vaterle, — lang ist es her — als wir zwei" — — Ein Kuß schloß ihr den Mund. Und noch Einer. Als sie wieder hinaus sahen, hatten Hans und Käty sich erhoben und kamen Hand in Hand gegen das Haus zu.

Der Pfarrer und seine Frau traten vor die Thüre.

„Wir müssen scheiden," sagte Hans bewegt, aber mit fester Stimme. Seien Sie meiner Braut auch ferner gütig gesinnt. Ich bitte darum von ganzem Herzen. Wohl hat sie eine Heimath, aber keine für ihre Liebe."

Sie reichten ihm verständnißinnig die Hände.

Dann küßte er zum letztenmal seine Käty, drehte sich ab und ging mit festen Schritten davon.

„Ziehe mit Gott," sagte feierlich der Pfarrer.

Käty fiel der Frau Pfarrer in die Arme und schluchzte bitterlich. Als sie durch mütterlichen Zuspruch beruhigt war, und ihre Augen mit frischem Wasser gekühlt hatte, ging sie, gleichsam eine andere geworden, nach Hause. Die Thränen des Schmerzes hatten das Glück ihrer Liebe geweiht. —

„Wo bleibst du so lange?" fragte unwirsch die Mutter, und der Vater sah auch von seinem „Wochenblatte" auf.

„Im Pfarrgarten", war Käty's ruhige Antwort. „Dort habe ich einstweilen von Hans Abschied genommen. Morgen geht er nach Amerika."

Beide starrten das sonderbare Gesicht des Mädchens an, als sähen sie einen Geist. Kein Wort wurde gesprochen. Es war eine unheimliche Stille in der Stube. Käty ging hinaus, und kam den Abend nicht wieder. Sie saß am Fenster ihres Zimmers, und als der Morgen kam, und von Ferne die Töne eines Posthorns erklangen, da hob sie ihre Hände segnend in die Höhe und drückte sie dann an's Herz. Angekleidet warf sie sich auf ihr Lager. Und dann kam der Schlummerengel leise und fächelte sie an und streute den lindernden Mohn, und dann schlossen sich die müden Augen zum stärkenden Schlafe . . . . . .

Die Mutter hatte schon zweimal die Zimmerthüre geöffnet und hineingesehen. Aber eine eigene Scheu hielt sie ab, die Tochter aus dem ruhigen Schlafe aufzuwecken. Diese kam später von selbst und ging ruhig an ihre Arbeit.

Als der Sohn, der Dragoner, der wieder mehrere Tage weg gewesen war, nach Hause kam, vermißte er den Hans. Es war ihm nur halb recht, was da geschehen war. Seiner Schwester sagte er kein böses Wort.

Im Dorfe gab es natürlich Gerede. So oder so. Mücken und Elephanten, je nach Umständen. Aber Niemand wagte, die Käty etwas davon merken zu lassen. Was Marianna ihr etwa zutrug, hörte sie lächelnd an und schwieg. —

Sämeli, als er den Verlauf der Geschichte erfuhr, trällerte:

„Kein Feuer, keine Kohle,
Kann brennen so heiß,
Als 'ne heimliche Liebe,
Von der Niemand nichts weiß.“

---

8. Ueber Land und Meer.

Schöner Stern am Himmelszelt,
Lichtes Aug' der dunkeln Welt,
Treuer Liebe dienst du gern:
Sei mein Bote, schöner Stern.

Nach Amerika! Wie oft klingt das Wort in die Welt hinaus und erreicht nicht nur das lauschende Ohr, sondern auch das bedrückte Herz und den grübelnden Verstand. Es nistet sich ein und macht sich heimisch. Es hat zuletzt Gewalt sich erworben und eines schönen Morgens da klingt es lustig weiter: „Nach Amerika!“

Und dennoch geht diesem Entschlusse gar oft ein schwerer Kampf voraus. Es ist so leicht doch nicht, die alte liebe Heimath zu verlassen auf Nimmerwiedersehen. Und wenn sie auch noch so klein und gering sein mag, so dürftig und aussichtslos, so engbegrenzt und mühevoll — es ist doch eben die Heimath. Da hat die Wiege gestanden, an der die Mutter das Kind in den Schlaf sang. Da hat der Vater nach dem Feierabend den Knaben auf's Knie gesetzt und auf und niedergeschaukelt, und im Takte Sprüchlein gesagt, wie

„Ryte ryte Rößli,
Z' Basel steht e' Schlößli,
Z' Burdlef ist es Tubehus,
Da lugen drei Jungfrauen d'rus.
Die Eine spinnt Syde,
Die Andere Floride,
Die Dritte lugt zum Fenster us,
Und fallt herab vom Tubehus.“ — —

Dann ward richtig der Junge auf den Boden gestellt, aber er strampelte so lange an Vaters Knie herum, bis er wieder d'rauf saß, und das Exercitium auf's neue begann.

Und später die schöne Schulzeit. Wenn nur das viel' Lernen nicht wär', sondern nur das Spiel. Auf der Schulmatte „Lumpenlegen" und „Müsli austheilen," „Suppestock errath', wer's hat!" — So geht Jahr um Jahr schnell vorbei, so lange sie der Jugend auch erscheinen, eine ewige Zeit von einer Weihnachten zur andern, und fast nicht zu erleben bis es wieder Guggereier gibt, oder zum Namenstag ein Krämli, und auf's Frühlingsexamen neue Kleidung. Potz tausig, wie stolz schreitet Das einher! Die Hände in den Hosentaschen, die Mütze im Nacken, die Füße auswärts gespreizt wie ein Landvogt zu alten Zeiten. In der Brusttasche das geblümelte Taschentuch, oder wenn's ein Frack ist, bei'm Militär „Schwalbenschwanz" genannt, hinten in der Kuttentasche, allweg den Zipfel handbreit heraus gehängt, damit man auch sieht, daß man ein's hat und zwar ein buntes. Ein weißes trägt ja doch nur der Pfarrer, oder der junge Schulmeister des Sonntags, das sieht man dann auch richtig am langen Zipfel, der zur Brusttasche heraus steht oder hängt, wie ein weißer Punkt auf schwarzer Scheibe, auf den frische Mädchenaugen visiren, wie der Schütze auf den Stand nach der Scheibe.

Es geht alles vorüber. Auch die schöne Kinderzeit. Die Wege werden breiter, die Aussicht weiter und die ganze Welt stehet offen, es lockt hinaus und hinüber, in die neue Welt Amerika. Da ist Raum genug, da gibt's Arbeit genug, da ist ein Feld für fleißige Hände und für offene Augen. Aber der Entschluß wird doch schwer. Da ist das Wasser, das keine Balken hat, da gilt es der Heimath den Rücken zu drehen, an die man doch mit tausend starken Fäden der Erinnerung festgebunden ist, und schrill tönt es bei ihrem gewaltsamen Zerreißen in den Ohren. Dem Herzen ist's so ängstigend, als wäre ein Blutgefäß gesprungen. Und liebe Menschen bleiben zurück. Es nässen sich treue Augen bei dem Abschiede. Die Hände wollen sich nicht loslassen, und erst im Augenblicke des Scheidens wird es oft klar, wie stark das Band freundschaftlicher Zuneigung ist, das Menschen mit einander verbindet.

Wie aber, wenn es die Liebe ist, die zwei Herzen vereinigt zum himmlischen Bunde, der nun gelöst werden soll auf lange Zeit, auf Jahre hinaus, wer kann es wissen — o welch ein schmerzliches Scheiden, wo Zwei sich trennen, die doch zusammen gehören wie die Finger an der Hand……

Hans war eine starke entschlossene Natur, ein Mann im wahrsten Sinne des Wortes. Aber er war erschüttert durch und durch, als von weitem die Töne des Posthorns erklangen, und der Wagen, mit dampfenden Vieren bespannt, heranrasselte. Vor ihm die weite Reise und die neue fremde Welt, und hinter ihm die Heimath mit den blauen Seen, mit grünen Matten und silbernen Firnen, mit den Lieben, die ihm am Herzen lagen, die theure Mutter, die treuen Geschwister, die Gespielen der fröhlichen Jugendzeit, und vor allen Käty, seine heißgeliebte Braut. — — Es ist wahrlich nicht so leicht, „nach Amerika," als es sich Mancher vorstellt, ehe es zum Scheiden und Abschiednehmen kommt.

Als der Postwagen vor dem Wirthshause hielt, stand Hans und sein Gepäck bereit. Mit ruhiger Entschlossenheit schwang er sich auf den hohen, offenen Hintersitz, den er sich vom Condukteur ausgebeten hatte. Dann ging es hinaus in den frischen Oktobermorgen, denselben Weg und dieselbe Straße, die er vor zwei Monaten mit dem Bräunle gefahren war, hinter sich die beiden fröhlichen Mädchen, Mattenhofers Käty und Eggenbauren Liseli. Welche Fülle von Erinnerungen bot ihm die Fahrt! An dieser Stelle hatte Eins eine Bemerkung gemacht, dort hatten sie über etwas herzlich gelacht, und als der Postwagen später aus dem Walde heraus und auf die freie Höhe kam, da sah Hans wieder vor sich die langgezogene Kette des Juragebirges, den Weißenstein, die Röthe mit einem grauschimmernden Punkte, eben die steinerne Schutzhütte, in der ihm, mitten im Sturme, aufgegangen war die Morgenröthe seiner Liebe und seines Lebens. Da wiederholte er noch einmal hochklopfenden Herzens die Worte:

„Bleib mir beständig
Treu' unabwendig;
Mein letzter Tropfen Blut
Sei Dir, mein Engel, gut!"

In Solothurn gab es Mittagsrast. Eine halbe Stunde Zeit zum Essen. Schnell eilte Hans nach dem „Rothen Thurm," dahin zog es ihn mit aller Macht. Da hatte ihm sein liebes Mädchen noch einmal Hand und Kuß gegeben, als sie vom Berge hernieder kamen. Elsi, die hübsche Kellnerin, erschrak förmlich, als Hans eintrat, und ward zündroth im Gesichte. Ach, sie hatte eben seit jenen Tagen gar oft an den hübschen Burschen gedacht und sogar von ihm geträumt. Da stand er plötzlich und unvermuthet vor ihr. Kommt er deinetwegen? Das war die Frage, die blitzschnell durch ihr Herz zog. Aber Hans merkte nichts davon. Er hatte andere Gedanken im Kopfe.

Freundlich bot er die Hand zum Gruße und erkundigte sich in ge-

wohnter Redeweise nach dem Befinden, und es fehlte nicht viel, so hätte sich Elsi verschnepft, wie man zu sagen pflegt, und die Gedanken ihres Herzens verrathen. Als sie aber hörte, daß Hans auf der Durchreise sei, und zwar — nach Amerika! da schlug das Mädchen die Hände über dem Kopf zusammen, und mit lautem Ausruf wendete sie sich ab und war bleich geworden wie eine weiße Rose, so daß es selbst Hans beinahe aufgefallen wäre. Der Eintritt des Oberkellners erfolgte gerade zu rechter Zeit, um der peinlichen Verlegenheit Elsi's ein Ende zu machen. Nachdem Hans sein Schöppchen getrunken und etwas Erfrischungen genossen hatte, nahm er unter freundlichen Gesprächen Abschied, um mit der Post weiter zu fahren. Elsi aber hatte vorher einen Augenblick benutzt, von ihrem Rosmarin einen Zweig zu brechen, den sie Hans zum Abschied darbot mit der Bemerkung, daß er damals ebenfalls Rosmarin getragen hätte, den ersten Tag auf dem Hute, den andern Tag im Knopfloche.

Hans lächelte, als Elsi das scherzhaft erwähnte und dabei bemerkte: „Gellet, ich weiß es noch genau. Aber was ich noch fragen wollte, wie ist es denn mit dem Fräulein geworden, das sich den Fuß übertreten hatte?"

Da war die Reihe des Erröthens an den Hans gekommen. Die Frage des Mädchens kam ihm unerwartet und verwirrte ihn. Elsi lächelte nun auch, denn sie war in solchen Dingen merkiger, als er es vorhin gewesen war. „Heraus mit der Wahrheit!" sagte sie schalkhaft und drohte mit dem niedlichen Zeigefinger.

Da fiel dem Burschen in diesem Momente Käty's Wort ein: allweg bleiben wir bei der Wahrheit, — und so konnte er's nicht über's Herz bringen, dem freundlichen Mädchen eine Unwahrheit zu sagen.

„Käty ist wohl; sie ist meine Braut. Droben auf der Röthe ist es uns zum ersten Male bewußt geworden, daß wir einander lieb haben. Darum gehe ich jetzt nach Amerika, um mein Glück zu probiren. Ihr könnt wohl denken, daß der reiche Mattenhofer seine Tochter dem bisherigen Meisterknecht nicht so leicht zur Frau gibt. Da müssen wir warten, und wir können es auch ohne zu verzagen, denn wir haben beide felsenfestes Vertrauen zu einander und guten Muth. So ist's!"

„Ei du meine Güte," rief Elsi erstaunt aus. „Das ist ja gerade eine von den Geschichten, wie sie in den Büchern stehen, ein wahrer Roman. Aber das Mädchen hat recht. Wenn Ihr noch so einen Meisterknecht wißt, wie der, wo vor mir steht, dann schickt mir ihn zu. Ich bin auch eine Bauerntochter, und nur auf ein halbes Jahr hier eingetreten, um

die Wirthschaft besser zu erlernen, aber ich nehme auch nur Einen, der mir gefällt, ob er denn reich ist oder nicht. Wenn Ihr Eurer Braut schreibt, so meldet auch einen schönen Gruß von mir, und sagt ihr, daß Bachmosers Elsi von Kriegstetten finde, sie habe vollkommen recht mit ihrer Auswahl. Ei ei, wir sind ja gar nicht so weit von einander, wenn ich wieder zu Hause bin. Da ist es möglich, daß wir noch näher mit einander bekannt werden."

„Das wäre schön," entgegnete Hans vergnügt. „Jetzt aber ist meine Zeit um. B'hüt' Gott! Vielleicht sehen wir uns noch einmal wieder."

Unter gegenseitigen Glückwünschen entfernte sich Hans. Die Begegnung hatte ihm wohlgethan. Er fühlte, daß Wort und Händedruck von Herzen kamen. Käty konnte an Elsi eine warmherzige Freundin gewinnen. Das ist immer ein Gewinn im Leben, unter allen Umständen, gerade wie kalte oder selbstsüchtige Freundschaft nur ein Verlust ist. Denn früher oder später kommt doch ihre wirkliche Natur zu Tage und verursacht schmerzliche Enttäuschungen.

In Basel verließ Hans den Boden seines Heimathlandes, der lieben Schweiz. Sein Gemüth war bewegt, als er zum letzten Male auf lange Zeit hinaus, vielleicht für immer, den Rheinstrom grüßte und die Berge in der Ferne. Solche Naturen tragen eben eine gar tiefe und innige Liebe zur Heimath in sich, und der Schweizer um so mehr, weil sein Vaterland so schön, so frei, so wohlgeordnet ist. Ausnahmen sind zwar nicht selten, besonders in Amerika. Da gibt es auch Solche, welche die Heimath bald vergessen, gleichsam an den Nagel hängen, sie verleugnen und sich von ihr lossagen, in Worten sogar, geschweige denn in Werken, wenn es gilt, Gutes oder Gemeinnütziges zu fördern, Arme zu unterstützen, unerfahrenen Landsleuten beizustehen mit Rath und That, oder bei großen Unglücksfällen, welche das Vaterland zuweilen, und leider nur zu oft, treffen, die Scherflein zu sammeln und willig niederzulegen auf den Altar der Bruderliebe. Da findet man auch Manche nicht zu Hause, die sonst den Mund gar voll nehmen vom lieben Vaterländli, von seinen blauen Seen und silbernen Firnen, und vom weißen Kreuz im rothen Feld, daß man meinen sollte, die Fahnen rauschten, wie an einem eidgenössischen Schützenfeste es rauschet und flattert auf der Fahnenburg. Aber mit solchem Winde ist nichts gethan, denn es steckt nichts dahinter. Leere Worte und leeres Stroh. Nichts zu dreschen, als höchstens den Flegel selber. — Schlimmer noch, viel schlimmer, sind jedoch solche Hyänen im landsmännischen Kleide,

die es darauf absehen, frische Einwanderer, die weder Land noch Leute, weder Sitte noch Sprache kennen, zu berauben, wohl selten mit Gewalt, aber mit List, durch allerhand falsche Vorspiegelungen, Lügen und teuflische Bosheiten, und ihr Opfer nicht eher loslassen, bis der letzte Franken aus der Tasche ist, dann heißt es: Gute Nacht, Landsmann! Geh' du jetzt deines Weges. Und vielleicht kommt noch der Hohn dazu und spricht mit lachendem Munde zu dem verblüfften und jammernden Opfer: Du hast es selber gethan, es hat dich's Niemand geheißen, du dummer Ochs! Warum läßest du dich scheeren wie ein Schafskopf!

Am Schlimmsten wohl sind zuletzt Solche, die sich anschleichen an den Bruder Landsmann, um ihn auszuforschen und auszufrägeln, woher und wohin, und wie und was und warum. Dann kann es losgehen mit verdächtigenden Aeußerungen und erfundenen Andeutungen. Und hat Einer etwa Sturm erlebt, schier dreißig Jahre alt, und Schiffbruch erlitten, ohne moralisch unterzugehen, so ist das ein gefundenes Essen, prächtiges Wasser auf ihre Rätschmühle. Weil der eigene innere Mensch in ihnen keinen Schuß Pulver werth ist, mögen sie an Andern ein ehrenhaftes Aussehen und Streben nicht leiden, und wer jemals in Sünde fiel, oder durch sonderbare Verkettung von Umständen strauchelte, der muß Zeitlebens in ihren Pharisäeraugen ein Lump sein, von dem sie sagen zu können glauben: Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie dieser da. — So hat unser Herrgott gar mancherlei Kostgänger auch im Schweizerstamme, obgleich dieser wegen seiner vielhundertjährigen Cultur und Geschichte, Zucht und Sitte, Freiheit und Ordnung, Großartigkeit der Natur und der Menge historischer Vorbilder die allergrößte Veranlassung hat, sich in Einigkeit und Bruderliebe, in Männlichkeit und humaner Gesinnung auszuzeichnen.

Vor den Thoren Basels fand Hans die erste Eisenbahn. Dann ging es rasch über Mülhausen und Straßburg der Weltstadt Paris entgegen. Das Münster in Straßburg sah er nur von weitem, aber in Paris wollte er zwei Tage rasten, aber nicht rosten, sondern sammeln und lernen. Denn schon damals hieß es, wer Paris gesehen, der habe die Welt gesehen. In Havre angekommen, gelang es ihm, auf einem der wenigen Oceandampfer einen Platz für New York zu belegen und zwar zu ermäßigtem Preise, da das Schiff am nächsten Tage zur See gehen sollte, und die Plätze der Passagiere nur zur Hälfte besetzt waren. Dann:

„Hinaus in die wogende See,
Liebchen, fein's Liebchen, Ade!“

Ein paar Tage waren verflossen, und längst schon war die Küste

dem Auge entschwunden. Wasser ringsum, das Firmament darüber ausgespannt, Sonnenauf- und Niedergang über den ewigen Wassern, Mondenschein und Sternenglanz bei der Nacht. Eine künstliche Nußschale mit stampfendem Geräusch auf schwankenden Wogen. Ein silberner Strich auf der vom Kiel durchschnittenen Wasserfläche, rauschende, purzelnde, kurzgestreckte Wellen mit silberumsäumtem Kamm, nickend und grüßend, schäumend und zerfließend, stolzes üppiges Leben, gepaart mit dem Tode zugleich. Darüber der schwarze rollende Streifen. Schmutziger, qualmender Rauch aus den mächtigen Schloten des Schiffes, weithin sichtbares Zeichen menschlicher Gegenwart auf den weiten markenlosen Gewässern.

„Thalatta! Thalatta!
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Aus jauchzendem Herzen —“.

Viele Stunden stand Hans auf dem luftigen Verdeck und starrte hinaus auf Wogen und Wellen, oder hinauf zum sternenbesäeten Firmament.

Scharf schnitt der Kiel die Furchen ein, wie eine spitze Pflugschaar auf dem Acker, rauschend hoben sich die wirbelnden Wasser über der mächtigen Schraube. Wohl staunte er das großartige Schauspiel mit weitgeöffneten Augen an, aber das Herz — das war weit weg in seinen Gedanken. Die waren bei seiner Braut, die hielten seine Käty umfangen. O, so ein Schiff auf eiliger Fahrt, und ein stilles Plätzchen vorn am Bugspriet, oder hinten neben Steuermanns Warte, ringsum Odem der Ewigkeit, ungemessener Raum nach allen Seiten — und ein in Liebe erglühtes Herz in der Brust, Klänge von Aeolsharfen, trillernden Lerchen oder schlagenden Nachtigallen, — o das sind unauslöschliche Weihestunden. Ein Aufschwingen der Seele wie auf Adlersflügeln. Oben der Himmel, unten das Grab, dazwischen der Mensch, zagend und jauchzend, schwach und stark zugleich, eine Eintagsfliege im Hochsommer der Zeit, ein Sandkörnchen auf der Erde, und doch eine Blüthe des Geistes, ein Funke der Sonne, um welche die Welten kreisen.

Die Schiffsgesellschaft war gemischt aus allerlei Stand und Stamm, wie das stets der Fall ist, wenn eine Menge Auswanderer zusammen die Reise nach der neuen Welt antreten. Auch das größte Schiff ist doch nur ein beschränkter und enger Raum für Hunderte von Menschen. An Reibungen und allerlei Vorkommnissen kann es unter solchen Umständen nicht fehlen. Hans fand auch da die Erfahrung bestätigt, daß die, welche am meisten und lautesten sich vordrängten

und die größten Beschwerden und Klagen hatten über die Beköstigung, und dies und das, von Hause aus gerade am tiefsten standen. Bettelsäcke sind immer die weitesten und die tiefsten zugleich.

Nach zwölftägiger Fahrt erscholl der Freudenruf „Land! Land!" Hans war einer der Ersten, die den fernen Küstensaum begrüßten mit innerlich jauchzendem Herzen. Zu Ende ging die beschwerliche und gefährliche Reise zu Wasser und zu Land. Der Lootse kam an Bord, die prächtige Hudsonsbai öffnete sich und empfing die nahenden Schiffe gleichsam mit offenen Armen, wie Liebende, die lange getrennt gewesen sind. Vom Zollkutter kamen die Beamten der Regierung, und bald lag das mächtige Schiff im ruhigen Hafen, am bequemen Pier, und löschte seine Fracht, die lebende wie die todte. Die Menschen traten an's Land, die Güter wurden gehoben, um weiter geschafft zu werden. Welch ein wirrwarriges Leben! Welch ein Gewühl von Pferden und Wagen aller Art, von Menschen, groß und klein, aus aller Herren Länder, von allen Farben und Stufen. Man muß das gesehen haben, um es begreifen zu können. Jedwede Beschreibung ist unzulänglich und mangelhaft, selbst eine vorzügliche wie die von Rudolf Cronau im neunten Hefte der weltbekannten „Gartenlaube," Jahrgang 1881. Die beigefügte Zeichnung „Straßenleben in New York," veranschaulicht das ganz deutlich, daß nämlich die Beschreibung allein nicht ausreicht, um Begriffe zu schaffen, die der Wirklichkeit nahe kommen mögen. Es gibt auf amerikanischer Erde eben nur Ein New York, so wie es drüben nur Ein Paris gibt, wenn auch noch viele andere große Städte. Staunend irren die solchen Anblicks noch ungewohnten Augen in dem Gewühle der Straßen umher, und schweifen bewundernd an den himmelhohen Häusern und ihren verschiedenartigen Facaden hinauf, nicht zum blauen Luftgezelt, sondern mehr zum grauen, wolken- und rauchgeschwängerten Firmamente. Und die Ohren — ach wie müde von dem Hufgetrampel und dem Wagengerassel auf dem Steinpflaster der langen und vollgepferchten Straßen! — Wagen an Wagen, Kutsche und Omnibus, Lastwagen und Karren, Einspänner und Zweispänner, vier und sechs und mehr Pferde an den Ungethümen, die zur Fortbewegung von riesigen Lasten geschaffen sind — o dieser knarrende und knurrende, rasselnde und dröhnende ewige Lärm! Wie Mühlenräder saust es in den Köpfen derer herum, die daran nicht gewöhnt sind. Aber es kann ja, wie man sagt, der Mensch sich an alles gewöhnen, sogar an's Schuhnägelverschlucken und an's Hundegeheul zur Vollmondszeit.

Hans hatte gesunde Augen und ein starkes Trommelfell. Er be-

hielt den Kopf oben auch im bunten Gewirr und Getöse. Seine Sinne hatte er frühe geübt und geschärft, wie es Menschen zukömmt, die denken können, selbständig denken, logisch und natürlich denken. Und wie Viele lernen das nie, auch wenn sie noch so Viel gelernt haben. Sie denken nur nach der Schablone, nach der Art und Weise der Eintrichterung und der Gewohnheit. Sie stecken in einem moortiefen Schlendrian und wissen weder Steg noch Weg auf der wechselvollen Lebensbahn. Sie sehen nicht die Blumen der Wiese und nicht die Bäume des Waldes. Sie haben studirt, wie Faust, auf allen Fakultäten, und sind blind geblieben wie junge Katzen in den ersten Lebenstagen, blind für das wirkliche Leben, blind wie kleine Kinder, die nach der Uhr schauen, und doch nicht wissen, welche Stunde der Zeiger auf dem Zifferblatte weist. Allerdings, die harte und unerbittliche Lebensschule treibt später Manche voran, und lehrt sie mit Schaden klug, oder doch klüger werden. Wie Kieselsteine im rauschenden Bergbach oder am Ufer in der Meeresbrandung rund und glatt werden, so werden auch sie rund und glatt, brauchbar, und raffinirt sogar, aber auch flach und dünn, wie die Steinplättchen am Rocky River bei Cleveland, wo er in den Eriesee ausmündet. —

Nach einigen Tagen, als Hans die Stadt fleißig durchstreift und einen großen Theil der Sehenswürdigkeiten derselben besichtigt hatte, setzte er seinen Wanderstab weiter. Er besaß einige Adressen nach den deutschen Colonien in Pennsylvanien, nach Berks County, wo viele seiner Landsleute prächtige Farmen geschaffen haben. Da rastete er wieder einige Tage, und nahm genauere Einsicht vom amerikanischen Landbau, der eben doch ein wesentlich verschiedener ist von dem in der alten Welt. Andere Bodenverhältnisse, andere Bearbeitung, andere Ackerbaugeräthe und viele künstliche Maschinen, andere Fruchtsorten, andere Ernte, anderer Viehstand, eine ganz andere Bewirthschaftung überhaupt. Das alles will gelernt sein. Und das Lernen fällt Vielen schwer wie wir wissen, besonders in späteren Jahren, und denen am schwersten obendrein, die meinen, sie wissen, wenn auch nicht Alles, doch any how mehr als genug. Zu diesen gehörte Hans nicht, und darum lernte er in einer Woche mehr, als Manche in Jahren.

Amerika ist ein reiches Land und bietet jeder fleißigen Hand ein Arbeitsfeld und ein gedeihliches Auskommen. Aber es gehört zur fleißigen Hand auch ein verständiges Auge, ein williges Sicheinleben in neue Verhältnisse, und zur Festigkeit des Charakters obendrein eine unermüdliche Ausdauer. Das ist gerade wie drüben auch, aber hüben ist

es dennoch eigentlich ein ganz Anderes. Dort gilt es etwa den Wagen in altgewohnter Weise im Gange zu halten. Hier aber muß der Wagen erst in Gang gebracht und zudem vorher erst noch geschaffen werden. Das ist der Unterschied. Zum Fleiße gehört hier deßhalb auch eine doppelte Rührigkeit, ein schnelles Anfassen. Nicht wie jene Maurer, von denen man erzählt, wie sie dreimal um den Stein herum gehen, ihn auf allen Seiten betrachten, ein paarmal umwenden und anklopfen, dann noch frisches Feuer in die Pfeife nehmen und endlich erst den Stein heben und in seine Lage bringen. Arbeiter von dieser Sorte, einerlei welchem Handwerke sie angehören, sollen lieber zu Hause bleiben. Die da thun als hätten sie ein Steckeisen im Rücken, wenn sie sich bücken sollen, sind hier nicht zu gebrauchen, ebensowenig als die Faullenzer, die Arbeitsscheuen, die Gähner und Schnaufer, denen die Arbeit keine Lust, sondern nur Last ist und Lebensplage.

Mit dem Dreinschlagen allein ist es auch noch nicht gethan. Zum Arbeitsfleiß gehört auch Verstand. Und wer da keinen oder nur gar wenig davon mit hinüber bringt, der bleibe, wo er ist. Die Dummheit hat hier einen harten Stand, und die Blödigkeit und die tappige Ungeschicklichkeit dazu. Man sagt allerdings, daß in Amerika gar Viele durch ihre Dummheit reich geworden seien, obschon das Reichsein mit verschiedenen Augen gemessen wird. Und freilich ist es so. Aber diese Art von Dummheit ist meistens doch von besonderm Holz gedrechselt. Der Wohlstand rührt nicht von der Dummheit her, aber von der Bedürfnißlosigkeit und Sparsamkeit, die zuweilen Hand in Hand mit ihr geht, so nach der alten Mode. Es ärgert sich Mancher in seiner Gescheidheit über das gute Fortkommen des Dümmern, während er selber viel ungeschickter handelt, um das Glück zu suchen und festzuhalten, das dem Andern vermeintlich auf unverdiente Weise zugefallen sein soll.

Auch für Amerika gilt das Wort: Eine treue Hand geht durch's ganze Land. Wer als Lump herein kommt und seine Lumperei fortsetzt, wird bald auf die Straße gesetzt sein und mit seinem Fortkommen ist das Lied am Ende. Verdorbene Menschen kann das Land nicht brauchen, so wenig als Solche, die im Bettel aufgewachsen sind, und dann von den Heimathsgemeinden auf den Schub nach Amerika gesetzt werden. Das ist eine Schlechtigkeit sonder Gleichen. Diese Menschen bilden dann eine richtige Landplage, wie die Heuschrecken. —

Gar oft machen Neueingewanderte, besonders jüngere Leute, die noch unverheirathet sind, den großen Fehler, sich nirgends festzuhalten und festzusetzen, bis sie das ganze große Land durchstreift haben, um

das zu suchen, was sie sich wünschen, natürlich ohne es finden zu können. Sie sind wie der ewige Jude, keine Rast und keine Ruhe. Sie suchen immer Besseres und verschlechtern sich fortwährend. Ueberall sind sie fremd, wo sie hinkommen, und kaum ist dem Uebel etwas abgeholfen, dann laufen sie wieder auf und davon, bis Geld und Kleider zu Grunde gegangen sind. —

Hans hatte bald die richtige Einsicht in alle diese Dinge. Er suchte vernünftige Leute auf und ließ sich von ihnen Aufschluß geben und belehren.

Er dachte nicht, daß er selber alles besser wisse, und war auch nicht mißtrauisch gegen seine Rathgeber. Manche meinen, man wolle sie zum Narren halten mit dem guten Rath und Nachweis, der ihnen ertheilt wird, besonders wenn er ihnen nicht gerade paßt, oder anders lautet, als sie es gedacht hatten. Dann thun sie in ihrem Mißtrauen das Gegentheil von dem, was ihnen gerathen wird, und haben es später in den meisten Fällen zu bereuen, und oft schwer genug. Vorsicht ist gut und zu allen Dingen nütze, aber das Mißtrauen ist ein dunkler Schatten, in dem sich die Dinge eben nicht mehr genau und vorurtheilsfrei prüfen lassen. Wer etwas Menschenkenntniß hat, wird bald inne werden, mit wem er es zu thun hat.

Nach einigen Wochen, welche Hans auf der Farm eines ihm zum Freunde gewordenen tüchtigen Landwirthes zugebracht hatte, kam er durch dessen Vermittlung, die allerdings vom Zufall begünstigt wurde, nach dem Staate Ohio, und zwar in die Nähe der Hauptstadt, dem freundlich an den Ufern des Scioto gelegenen Columbus. Da war ein Amerikaner, der eine schöne Farm besaß von einhundert und sechzig Acker. Die Hälfte davon war noch Wald, Busch und Weide, das übrige aber in guter Cultur, in guter Lage; schöner Boden, und reichlich mit Wasser versehen. Der Eigenthümer war in ältern Jahren und gebrechlich. Er konnte nicht mehr das Ganze übersehen. Seine Frau, von Hause aus eine Deutsche, konnte es ebenfalls nicht. Die Tochter war in der Stadt mit einem Kaufmann verheirathet, und der einzige Sohn von achtzehn Jahren war der Farm auch nicht gewachsen, zumal er den Büchern zugethan war, und fleißig die Schulen in der Stadt besucht hatte, bis vor einem Jahre die Kränklichkeit des Vaters ihn auf dem Gute festhielt. Er war ein guter Sohn, ein fleißiger Bursche, aber kein gemachter Farmer, der mußte er erst werden, und unterdessen tüchtige Hülfe haben. Der bisherige Knecht, der mehrere Jahre auf der Farm gewesen war, hatte sich kürzlich verheirathet und

ein Stück Land gekauft in einer andern Gegend. So trat Hans an dessen Stelle.

Es war eine kleine, aber freundliche Familie, in welche Hans eintrat, und es dauerte gar nicht lange, bis er sich auch da volles Vertrauen erworben hatte. Mehr als das: die Alten wurden ihm herzlich zugethan, und der junge Sohn schloß sich von Tag zu Tag mehr und wärmer an ihn an. Alle fanden eben gar bald aus, daß Hans ein gebildeter und charaktervoller Mann war, mit dem man gut verkehren konnte. In der Erlernung der englischen Sprache machte er unglaubliche Fortschritte. Ehe sechs Wochen herum waren, war er im Stande, sich ziemlich geläufig auszudrücken. Die Abende waren lang. Der Sohn des Hauses fand Gefallen daran, sie größtentheils mit ihm zu theilen und ihm Unterricht zu geben in der englischen Grammatik und richtigen Aussprache.

So ging der Winter rasch herum. Hans schrieb regelmäßig alle zwei Wochen an seine Braut, natürlich unter der Adresse des Pfarrers, bei dem Käty die Briefe in Empfang nehmen sollte, wie es verabredet war. Sobald er festen Wohnsitz hatte, trafen auch ihre Briefe regelmäßig ein. O welche Freude! Die ermißt nur ein von Liebe erfülltes Herz. Waren sie doch das einzige Verkehrsmittel, das ihnen jetzt zu Gebote stand. Käty schrieb so, wie sie gesprochen hatte: tapfer, entschlossen, liebevoll. Aus jedem ihrer Briefe schöpfte Hans neues Vertrauen, neuen Muth und neue Kraft. Käty erging es ebenso, so schrieb sie jedesmal.

Der Frühling kam, die Tage wurden länger, an den Bäumen schwollen die Knospen, die Wiesen grünten und der Himmel blaute wieder im hellen milden Sonnenschein. In Feld und Wald, zu Berg und Thal zog Frühlingswehen und Frühlingswonne einher. Die fleißigen Bienen strömten schaarenweise aus der Oeffnung ihrer Häuser und flogen munter hinaus in die sonnige Weite, und kehrten schwerbeladen mit Blüthenstaub und Honigseim zurück. Die Gärten waren bestellt, die Tulpen prangten schon in bunten Farben, und Primeln und Hyazinthen verbreiteten lieblichen Wohlgeruch. Ja ja, der frohe Frühling war gekommen, doch frohe Menschen fand er nicht. Er brachte wohl Blätter und Blüthen, aber auch — den K r i e g.

Es war der Frühling des Jahres Eintausend achthundert und einundsechzig……

---

9. Kriegszeiten.

"Three cheers for the Red, White and Blue."

Von Fort Sumter her dröhnte ein Kanonenschlag über das ganze weite Land. Das Volk hörte ihn in den Bergen von Vermont und auf den Ebenen des großen Westens, vom atlantischen Ocean bis zu den Küsten des stillen Meeres. Und es hörte ihn mit Schrecken, und es stand auf wie Ein Mann. Die Flagge der Nation war herabgesunken vom zerschossenen Mast, sie war besudelt von ihren eigenen Kindern. Sie mußte wieder aufgezogen werden und wehen über die ganze Union, nicht blos über einen Theil derselben. Die störrigen und verblendeten Kinder mußten zur Besinnung gebracht werden, und wenn es mit Güte nicht mehr geschehen konnte, dann mit Gewalt. Der Schimpf, der den Sternen und Streifen angethan worden, mußte abgewaschen werden um jeden Preis, selbst um den höchsten, um Gut und Blut. Das Land der Freiheit durfte um schnöde Selbstsucht und blinden Wahn nicht untergehen. Der alte Fluch der Sklaverei durfte nicht wieder trennen, was die Väter unter schweren und langen Opfern geeinigt hatten zum festen bleibenden Bunde, nicht auf beliebige Zeit, sondern für die Ewigkeit.

Und wie mit einem Zauberschlage stand ein friedliches Volk in Waffen. Ungeübte Hände trugen sie. Hammer und Axt, Spaten und Schreibfeder wurden bei Seite gelegt und die Büchse ergriffen. Wer hinter dem Pfluge herging, marschirte bald hinter der Trommel und hinter der Fahne. Der Tanzboden ward zum Waffensaal und zum Exercirplatz, wenn ungünstige Witterung die Waffenübungen im Freien verhinderte. In Städten und Dörfern organisirten sich Milizkompagnien, Freiwillige aus allen Ständen, Reich und Arm, Hoch und Niedrig, Handwerker und Kaufmann, Farmer und Gelehrter, ohne Unterschied der Nationalität, Christ und Jude, Katholik und Protestant, und alle, wie verschieden sonst auch ihre Ansichten und Ueberzeugungen waren, hatten nur das Eine Ziel im Auge und nur den Einen Entschluß im Herzen: "The Union for ever."

Kein verloderndes Strohfeuer war die schnell entstandene Begeisterung, denn sie hielt aus bis zum blutigen Ende, das erst nach langen und bangen vier Jahren eintrat. Sie hielt an auch unter den schmerzlichsten Opfern während der schrecklichen, scheinbar nicht endenden Zeit.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Hans mit in die wachsende Bewegung hineingezogen wurde, obgleich er erst so kurze Zeit im Lande,

und somit noch ein „Grüner“ war, unbekannt mit den politischen Fragen und Verhältnissen, welche die Zeit zur blutigen Entscheidung gereift hatte. Hans blieb nirgends lange „grün,“ dafür sorgte er schon selber. Was er durch die öffentliche Presse nicht erfahren oder begreifen konnte, darüber frug er nach. Und seine ächt patriotische Gesinnung, ungekünstelt und natürlich wie sie von Hause aus war, ließ ihn bald das Rechte und Richtige erkennen. Als der junge Williams, der Sohn des Hauses, davon sprach, daß sie sich ebenfalls bei einer Compagnie einreihen wollten, um sich einexerciren zu lassen, da erwachte der dem Schweizer eigene, weil von Jugend auf genährte und gepflegte Soldatengeist in ihm, und der gewesene Feldwebel kam auf's neue zum Vorschein.

Hans war ein tüchtiger Drillmeister, dafür war er schon drüben bekannt gewesen. Denn Alles, was er anfaßte, das that er mit Ernst und Fleiß. Das ist das große Geheimniß des Erfolges. Als er durch Henry Williams ein Exercier-Reglement für die Truppen der Vereinigten Staaten in die Hände bekam, war er damit in einem einzigen Abend schon vertraut geworden. Die Commandowörter wurden ihm bald geläufig, und das Verständniß dafür besaß er längst. Die Handgriffe mit dem Gewehr führte er mit Eleganz aus, und von der soldatischen Haltung und vom Marschiren verstand er gerade soviel, wie ein wohlgeschulter Offizier. Das zeigte sich bald.

Eines Abends gingen die beiden, Hans und Henry, die bereits Freunde waren im wahren Sinne des Wortes, zur Stadt. Da sollte eine zweite deutsche Milizcompagnie organisirt werden. Etwa vierzig Mann hatten schon zu drillen angefangen. Aber es fehlte, wie überall zu damaliger Zeit, beim Ausbruche des Krieges, an Drillmeistern wie an Offizieren. Wo sollten diese eigentlich auch so plötzlich herkommen.

Wohl waren viele ehemalige deutsche Soldaten, die ihre Dienstzeit ganz oder zum Theil hinter sich hatten, unter den eingewanderten Bürgern. Aber nicht jeder einexercirte Soldat ist ein Drillmeister, geschweige denn ein Offizier. Nicht einmal ein Unteroffizier. Das braucht noch anderes dazu: Anlage, Geschick, Verstand, Kenntnisse und Charakter. Ohne das geht es nicht, wenigstens nicht auf die Dauer. Die Erfahrung hat es damals zur Genüge bewiesen. Im Verhältniß zu der Zahl der gedienten Soldaten und Offiziere haben nur Wenige eine entsprechende Carriere gemacht. Schon im zweiten Kriegsjahr hatten die amerikanischen Regimenter die deutschen gleichsam aus dem Felde geschlagen. Letztere hatten zu viel altes Material in ihren Gliedern, das

später den gewaltigen Strapazen nicht gewachsen war. Das Kriegsterrain war eben gar groß, und die Märsche weit, und die Quartiere mußte der Soldat sich selber schaffen mit seiner Ration. Zu fouragiren gab es in den meisten Kriegsgegenden wenig oder nichts.

Dagegen bestanden die amerikanischen Regimenter durchwegs aus jüngern Leuten. Und die "boys" waren zäh wie Hyckoryholz, und als sie das A B C des Soldatenwesens hinter sich hatten, da machten sie erstaunliche Fortschritte darin, und wußten sich als praktische Leute zu helfen. Sie glänzten zwar nach deutschen Begriffen nicht auf der Wachtparade, aber sie wurden tüchtig im Felde, und das war die Hauptsache. Dasselbe war auch der Fall in Bezug der Offiziere. So gab es nach und nach, und zwar in verhältnißmäßig kurzer Zeit, eine amerikanische Armee, die unter tüchtiger Führung zur vollen Geltung kam und sich Lorbeeren sammelte so gut als irgend eine, und Schwierigkeiten überwand, von denen man drüben keinen richtigen Begriff haben konnte. Das will selbst erlebt und gesehen und erfahren sein.

Schon am ersten Abende zeigte sich, was Hans als Soldat leisten konnte. Henry, der auch der deutschen Sprache mächtig war, hatte zu den Kameraden davon gesprochen. (Die deutsche Mutter hatte an ihrem Sohne ihre Pflicht gethan, und ihn nicht um die Kenntniß der zweiten Landessprache betrogen, wie das leider in vielen, sogar in ganz deutschen Familien geschieht, bald aus Nachlässigkeit, bald aus Unverstand, aus Nachahmungssucht oder Einbildung, oder auch wegen Mangel an rechtem Ernste und Energie. O es ist wahrlich traurig, wenn man die Verwüstungen sieht, die in dieser Beziehung unnöthigerweise stattfinden.)

Beide Burschen hatten von den vorräthigen Musketen ergriffen und sich in Reih' und Glied gestellt, wie die andern Bürger und Einwohner, die sich freiwillig in den Waffen üben wollten. Aber ehe der Abend herum war, hatte Hans die Zuneigung der Leute und das Vertrauen in seine soldatische Tüchtigkeit gleichsam im Sturme gewonnen. Die nächste Drillstunde war von einer Menge Leute besucht, die den strammen Soldaten commandiren hören und vorexerciren sehen wollten. Darüber war schon gesprochen worden in der ganzen Stadt.

Einige Wochen später galt es, eine deutsche Compagnie zu formiren und Freiwillige anzuwerben, aber nicht als "home guard," sondern um in den Dienst der Armee eingemustert zu werden und in's Feld zu rücken. Ein drittes deutsches Regiment sollte aus dem Staate Ohio, aus verschiedenen Städten desselben, zusammengebracht werden. Der erste Feldzug in West-Virginien unter General McClellan mit

den auf dreimonatliche Dienstzeit angeworbenen Freiwilligen war schon vorbei, und die erste Schlacht von Bull-Run geschlagen und leider auch verloren. Der Präsident Lincoln hatte auf's Neue das waffenfähige Volk zur Fahne gerufen. Ueber zweihundert Regimenter waren schon auf Kriegszeit in's Feld gerückt, oder waren in der Bildung und Ausrüstung begriffen. Die angesehensten deutschen Bürger der Stadt drangen in Hans, die Formirung der Compagnie zu übernehmen. Ehe er sich's versah, erhielt er vom Gouverneur des Staates eine Bestallung als Capitain. Damen traten zusammen und sorgten für seine Ausrüstung. Was war da zu machen! Hans konnte nicht anders als dem Drängen nachgeben, obschon er das zu Anfang nicht beabsichtigt hatte.

Es mag eine Fügung Gottes sein, sagte er zu sich selber, daß alles so gekommen ist. Wohl ist der Krieg ein gefährliches Handwerk, und beschwerlich dazu, und Käty und die Mutter werden sich zuerst ängstigen, wenn sie die Kunde vernehmen. Aber der Mensch steht überall in Gottes Hand und ist niemals eigener Herr über Leben und Tod, weder im Kriege noch im Frieden. Zudem wissen die Beiden es auch nicht anders, als daß die waffenfähigen Männer marschieren, sobald das Vaterland ruft. In Gottesnamen denn, vorwärts!

So ward mit einem Schlage der Farmarbeiter ein Soldat und der Feldwebel nicht nur ein Offizier, sondern ein Hauptmann dazu, und eine Compagnie hatte er in wenigen Tagen beisammen. Selbst der junge Williams hatte es bei seinen Eltern durchgesetzt, daß er eintreten durfte. Es war den bangenden Eltern in der Stadt ein kleiner Trost, daß ihre Söhne unter das Commando eines so braven und vorsichtigen Offiziers kamen, so hieß es allgemein. Bei dem Ausmarsch der Compagnie gab es nasse Augen. Die Eltern, Geschwister und Freunde hatten sich in Menge eingefunden, um Abschied zu nehmen. Es waren auch junge Mädchen darunter, welche ihre weißen Tücher schwenkten, als die Mannschaft vorbei marschirte. Verstohlen wischten sie sich die Augen und drückten wohl auch die Hand auf's klopfende Herz. Aber auch Frauen waren da, mit Kindern auf den Armen, die kein Hehl machten von ihren Thränen, denn unter den Abmarschirenden befand sich der Gatte, der Vater, und was sollte aus der Familie werden, wenn er nicht mehr zurückkehren sollte zum heimischen Herd. — — Wohl unterdrückte die herrschende Begeisterung die trüben Gedanken und die bangen Befürchtungen, aber tiefinnen in der Brust blutete die Trennungswunde in manchen Frauenherzen, heute noch, nach langen zwanzig Jahren.........

Die Soldaten aber marschirten mit Gesang und Trommelklang die Straße entlang hinaus zum Bahnhof, fort nach Cleveland, wo das Regiment formirt und ausgerüstet werden sollte. Camp Dennison war schon überfüllt und in Camp Chase war dasselbe der Fall. Die Mutter Kaderli, die ihre frische feine Butter jede Woche auf den Markt brachte, konnte nicht genug erzählen, daß die ganze Gegend um das Camp herum, in dessen Nähe auch ihre eigene Farm lag, von Soldaten wimmle, wie von Heuschrecken zu ihrer Wanderzeit. Drum hätte sie im Hühnerstall schon arge Erfahrungen gemacht, und die schönen Gänse schwebten fortwährend in der Gefahr, daß sie gerupft würden, aber nicht der Federn wegen. Ihr Mann, der Jakob, auch ein alter Feldwebel in einer braven Soldatenhaut, lachte dazu heimlich auf den Stockzähnen. Vielleicht wußte er von der Sonderbundszeit her noch etwas zu erzählen von Gänserupf und Hühnerfang, obgleich damals die Geschichte merkwürdig schnell und glatt abging. Der alte General Düfour hatte eben seine Sache gar brav gemacht, und darum ist sein Andenken in so hohen Ehren, und wird es bleiben, so lange das weiße Kreuz im rothen Feld im lieben Vaterlande lustig im Winde flattert. —

„Nun ade, ade, ade,
Nun ade, Schatz, lebe wohl!“

So klang es noch aus der Ferne. Dann war die kleine Colonne den Blicken der Menge entschwunden. Viele marschirten mit bis zum Bahnhofe, die Andern drückten sich gedankenvoll nach Hause. Einzelne gingen zum alten Bürgermeister von Irheim. Der führte einen feinen Wein im Keller, ein bewährter Sorgenbrecher aus der fröhlichen Pfalz. Gott erhalt's! Und Hosters Gerstensaft war auch nicht schlecht. Natürlich, die, welche da einkehrten, tranken auch dabei, und dirigirten dazu die Armee, und stürmten die Schanzen, und schlugen die Schlachten, und nahmen den Feind gefangen im Handumdrehen, und tranken Victoria bis auf die Nagelprobe......... Ach, es trinkt gar Mancher nicht mehr, der damals, zu jener traurigen und dennoch großen und begeisterten Zeit das Glas erhob und den Humpen leerte, aus Freude über den berichteten Sieg, oder zum Trost bei erlittener Niederlage. Getrunken ward anyhow. Und wer noch da ist von jenen alten „Fiolers“ und von der alten Garde überhaupt, trinkt wohl heute noch, denn der Wein erfreut ja des Menschen Herz, und ein fröhliches Herze ist Gott lieb, wie die Schrift sagt. Da bleiben wir bei der alten Lesart, und lassen uns keine neue vorpfeifen. Für den Hunger die Wurst, und den Wein für den Durst, wie das geflügelte Wort heißt, ohne das

Wasser zu mißachten, aber Jegliches zu seiner Zeit, wie schon der weise Salomon richtig bemerkt hat.

Nach einigen kurzen Wochen wurde das neue Regiment schon in's Feld geschickt, nachdem es ausgerüstet war, obgleich nicht fertig für den activen Dienst. Die verschiedenen Armeen der Union bedurften Zuwachs und Verstärkung. Der Herbst stand vor der Thüre und der Sommer hatte große Opfer gefordert und verschiedene Schlappen gebracht. Es mußte ein neuer Anlauf genommen werden. Das jüngere Volk strömte auf's Neue zu den Fahnen. Die Werbetrommel für Freiwillige zur Armee wurde gerührt an allen Ecken und Enden. Die Bedeutung des Krieges vom militärischen Standpunkte aus war erst nach und nach in vollem Umfange mehr und mehr erkannt worden. Die frühern Hoffnungen auf eine schnelle Niederwerfung des Südens waren geschwunden. Immer klarer stellte es sich dar, daß ein Kampf auf Leben und Tod begonnen habe, und daß es sich handle um die höchsten Güter der Nation, um ihre Einheit und Untheilbarkeit, um ihre Zusammengehörigkeit und ihre Macht und Größe und Wohlfahrt für die Zukunft. Es war ein riesiges Ringen auf beiden Seiten, und die ganze Welt sah der fernern Entwicklung desselben gespannt zu. Die Freunde der Freiheit jubelten über jeden errungenen Sieg und trauerten über die zeitweiligen Niederlagen, welche die Armeen der Union an einzelnen Punkten erlitten. Es stand viel auf dem Spiel und das Waffenglück ist von jeher wandelbar gewesen, besonders beim Volksheer. —

Das Regiment, von dem hier die Rede ist, wurde nach West-Virginien geworfen in hastiger Eile. Zwei Dampfboote, nebst den in's Schlepptau genommenen Barken nahm dasselbe in Cincinnati auf. Die kleine Flotille dampfte den Ohio hinauf bis zur Einmündung des Kanawha, lief dann in den letztern ein und landete oberhalb der Stadt Charleston. Dort, in der Nähe des Flusses, bezog das Regiment das erste Feldlager. Da begann das Soldatenleben im Felde mit all seinem mannigfaltigen Wechsel, mit seinen Strapazen und Entbehrungen, mit seinen Mühen und Sorgen, seinen Freuden und Leiden. —

(Der Erzähler hatte beabsichtigt, auf die Schicksale und Erlebnisse des Regimentes, sowie der Compagnie, welche der junge Kapitän führte, insbesondere in dem westvirginischen Gebirgslande, näher einzugehen. Dazu stände ihm reichliches Material zu Gebote, die Briefe nämlich, welche Hans aus dem Felde an seine Braut richtete, sorgsam von ihr aufbewahrt. Sie sind reich an interessanten Schilderungen und Mit-

theilungen, sowohl über das gebirgige Kriegsterrain, als über die militärischen Operationen, sofern man im sogenannten „Kleinen Krieg" von solchen sprechen kann. In einem fels- und schluchtenreichen, waldigen Gebirgslande lassen sich größere Truppenkörper nicht zu angemessener Verwendung bringen. Am New-River und am Gauley-River, und weiter oben am Bluestone in West-Virginien so wenig, als bei Kröschenbrunnen an der obern Ilfis, oder im Fankhausgraben am Fuße des Napf im bernischen Emmenthal. — Allein, trotz des reichlich vorhandenen Materials nöthigen verschiedene Umstände den Erzähler zu baldigem Abschlusse der Geschichte. Wir überschlagen deßhalb die Zeit und das, was sie Hans und dem Regimente gebracht, bis zum Herbste des nächstfolgenden Jahres, und knüpfen da den Faden unserer Erzählung wieder an.)

General Cox, der Commandirende im Departement von West-Virginien, war im Sommer des Jahres 1862 mit einem bedeutenden Theil seiner Truppen zu der großen Armee des Potomac gestoßen, nachdem im Frühjahr der Vorstoß dem Kanawha entlang mißglückt war. Der Ueberfall bei Princeton, und das unglückliche Gefecht der Recognoscirungs-Colonne in der Nähe des Bluestone Rivers, hatten den Rückfall auf das Höhenplateau von Flat Top Mountains veranlaßt. Die Idee des nochmaligen Vordringens in dieser Richtung wurde dann aufgegeben. Die Gebirgsstraße durch Raleigh County wurde gesperrt, Verhaue angelegt, die Gegend durchstreift und bewacht, und die entbehrlichen Truppen zu andern Armeen commandirt. Die Frühlingscampagne war gerade so resultatlos geblieben wie die Märsche und Gefechte im Herbste des vorigen Jahres, als General Rosenkranz den südlichen General Floyd allerdings von Cottonhill zurück trieb, und weit hinein in die Berge, ihm aber doch weiter nicht viel anhaben konnte trotz allen gewaltigen Anstrengungen in den naßkalten Novembertagen auf grundlosen Wegen und Stegen. Hans und seine Compagnie wußten davon zu erzählen. Die noch übrig sind davon, haben es heute noch nicht vergessen. Aber die Zahl ist klein geworden. Zerstreut in alle Winde, oder gebettet unter den Rasen.

Natürlich konnte die Entblößung des Departements von einer entsprechenden Truppenmacht dem Feinde nicht lange verborgen bleiben. Das lockte ihn zu dem Versuche, dasselbe gänzlich zu säubern und in Besitz zu nehmen. Zählten doch die Secessionisten gar viele Bewohner am Kanawha und am New-River, am Elk, am Guyandotte und am Sandy zu den ihren. Allerdings hatten die Unionisten im Ganzen die

Oberhand, aber die ehemaligen Sklavenhalter konnten es noch nicht verschmerzen, daß ihre Herrlichkeit dahin war. Auf ihr Drängen und auf dasjenige ihrer Angehörigen, die unter der Fahne waren und gerne die Heimath wieder sehen wollten, war zuletzt der Plan zu der Expedition von dem Oberkommando genehmigt worden. Das Gebiet von West-Virginien sollte zurück erobert werden.

Vom Südosten her nahte der Feind in dreifach überlegener Zahl. Oberst Siber, der im Commando der wenigen zerstreuten Streitkräfte war, fiel weislich langsam, Schritt um Schritt, zurück, um aus den angelegten großen Magazinen zu retten, was durch die vorhandenen Transportmittel weggeführt werden konnte. Das Uebrige mußte später den Flammen überliefert werden. Vor den Schanzen zu Fayetteville kam es zu einem hartnäckigen Gefecht. Das war am 11. September 1862. Der Ansturm wurde zwar prompt abgewiesen und zurückgeschlagen. Um aber über Cassidymills, oder aber noch weiter rückwärts, an der Loup-Creek, nicht abgeschnitten zu werden, mußten um Mitternacht in aller Stille die Schanzen geräumt und ein eiliger Rückzug angetreten werden. Die Magazine loderten in Flammen auf. Die aufschlagende Lohe beleuchtete in grauser Weise weithin die einzige Straße, auf welcher die ermüdeten Truppen zurück fallen konnten. Aber der Feind war wachsam und gedachte, die Falle zu schließen, was ihm aber mißlang. Unter fortwährenden Scharmützeln erreichte die Colonne wieder die Höhe von Cottonhill und stieg in eiligem Marsche herab in's Thal des Kanawha, von wo sie im Frühjahre vorgedrungen war, weit hinein in's Land bis an den East-River und an die Peters Mountains. Das war umsonst gewesen. Und doch auch wieder nicht. Es hatte eben doch einen Theil der Streitkräfte des Feindes beschäftigt und von anderweitiger Verwendung abgehalten.

Müde und hungrig wie die Wölfe erreichten die Truppen am nächsten Tage Charleston. Die schöne eiserne Hängebrücke über den Elk mußte zerstört werden. Zur Mittagszeit war das Gefecht in vollem Gange. Der Feind suchte mit aller Gewalt den Unionisten den Rückzug zu verlegen und die zwei schwachen Brigaden gefangen zu nehmen. Aber Oberst Siber, ein alter gedienter Soldat, ließ sich nicht verblüffen. Er wies dem nachdrängenden Feinde während des Tages die Zähne, um dem gewaltigen Train Zeit und Vorsprung zu geben. Auf den schlechten Wegen konnte sich dieser überhaupt nur zur Tageszeit bewegen. Als die Sonne sank, ward das Gefecht abgebrochen, ein Regiment um das andere trat double quick den Rückzug an, um

dem Train zu folgen. Da die Brücken über die in den Kanawha einmündenden Creeks diesem entlang theilweise zerstört, theilweise von dem Hochwasser fortgewaschen waren, mußte die Straße nach Ripley eingeschlagen werden. Das war ein ungleich weiterer Weg, um an den Ohio zu kommen, der allein den überangestrengten Soldaten Rast und Sicherheit bieten konnte. Als sie am nächsten Tage den Pocatalico überschritten hatten, da schien ein gelungener Rückzug gesichert. Doch wurde keine Zeit versäumt, um Ripley zu gewinnen. Bei Ravenswood ward der Ohio-River erreicht, und Train und Truppen wurden auf Dampfer und Barken eingeschifft, und bei Point Pleasant ein Lager bezogen. Da wurde gerastet und reorganisirt. Es war die höchste Zeit.

Unter den Opfern, die der sechstägige Rückzug in den verschiedenen Gefechten und Scharmützeln gefordert hatte an Todten und Verwundeten, befand sich unter den letztern auch Hans, der öfters den Befehl über die den Rückzug deckenden Truppen geführt hatte. Seine Umsicht, seine Zuverlässigkeit und Tapferkeit war längst bekannt und unbestritten. Ein Bombensplitter hatte ihm vor Charleston den linken Oberarm zerrissen, jedoch ohne den Knochen zu verletzen. Schlimmer stand es um seinen Freund, um Henry Williams, dem eine Musketenkugel den Oberschenkel durchbohrt hatte. Ohne den Muth und die tapfere Freundschaft seines Capitäns wäre der Verwundete, der sofort hülflos niedersank, gänzlich verloren gewesen. Im Bereiche der feindlichen Kugeln eilte Hans zu dem Gefallenen hin, lud ihn auf seine Schultern und schleppte ihn angesichts der nachdrängenden feindlichen Vorhut zurück zu einer Ambulance. Das war eine brave That, und laut jubelten die Soldaten und Offiziere ihrem tapfern Waffenbruder zu, der sein eigenes Leben ohne Bedenken einsetzte, um den Verwundeten nicht in Feindes Hände fallen zu lassen, was sonst nach wenigen Minuten geschehen sein würde.

Im Lazarethe zu Gallipolis trafen die beiden Verwundeten sich wieder. Der Regimentsarzt hatte dem Capitän den weitern Dienst, den Hans immer noch leistete, während er den Arm in der Schlinge trug, in bestimmtester Weise untersagt, indem derselbe die schnelle und sichere Heilung gefährde. Dem Vater seines jungen Freundes hatte er auf telegraphischem Wege von der Verwundung des Sohnes Nachricht gegeben. Als derselbe am nächsten Tage eintraf, um, wo immer möglich, den Verwundeten nach Hause zu schaffen, wurde die Transportation vom Oberarzte des überfüllten Lazareths bereitwilligst ge-

stattet. Und da für die nächsten Wochen von keinen aktiven Operationen die Rede sein konnte, bis die Truppen wieder feldtüchtig und die nöthigen Magazine angelegt und Vorräthe herbeigeschafft waren, so nahm Hans den ihm freundlich angebotenen Urlaub an und begleitete Vater und Sohn nach Hause. In zwei bis drei Wochen hoffte er vollständig genesen zu sein und dann zur Compagnie zurückkehren zu können.

Aber es kam anders. Der Mensch wohl denkt, doch ein Anderer lenkt.

Bei Henry trat nach dem Transporte starkes Fieber ein, die Eiterung der Wunde ging nicht in rechter Weise von statten, wahrscheinlich war eine Blutvergiftung eingetreten und trotz ärztlicher Kunst und sorgfältiger Pflege, in welche sich Hans mit den Eltern getreulich theilte, bettete man den zwanzigjährigen Jüngling drei Wochen später unter den Rasen.......

Das war ein harter Schlag. Nicht nur für die betagten Eltern, die sich fast nicht trösten konnten, sondern auch für Hans. Er hatte seinen treuesten Freund, der sich ihm mit der ganzen Wärme der Jugendlichkeit hingab, verloren. Mehr als das. Er hatte ihn lieb gehabt wie einen leiblichen Bruder.

Als der Geistliche auf dem Friedhofe seine Trauerrede beendet hatte, ergriff der junge Capitain das Wort und hielt seinem geschiedenen Kameraden und Waffengefährten einen begeisterten Nachruf, und zwar in englischer wie in deutscher Sprache. Die Eltern wußte er in sinniger Weise aufzurichten, indem er hinwies auf das Verdienst, für's Vaterland zu sterben. Hans trug den Arm noch in der Binde. Seine Genesung hatte wegen der Pflege des Kranken nicht große Fortschritte gemacht. Das betraf jedoch nur die Wunde; sonst war er gesunder und kräftiger denn je zuvor. Seine wohlgewählten herzlichen Worte machten einen tiefen Eindruck auf Alle. Kein Auge blieb trocken. Alle Herzen flogen ihm zu und Jedes suchte ihm beim Verlassen des Friedhofes noch die Hand zu reichen. Selbstverständlich fuhr er wieder mit den betrübten Eltern nach Hause. Sie ließen ihn kaum mehr von der Seite, denn er allein verstand es, ihren Schmerz zu lindern, insbesondere durch das Erzählen von den gemeinsamen militärischen Erlebnissen. Stundenlang konnten sie ihm zuhören. Das kürzte die Zeit und brachte zeitweiliges Vergessen, und das war's, was noth that.

Nach einem langen und milden Herbst kam über Nacht der Winter. Am Morgen lag fußtiefer Schnee, und ein scharfer Nordwind fegte einher über die schneebedeckten Fluren. Hans hatte viel zu ordnen in den

Ställen und Scheunen, und auch außen herum, damit alles wohlgeborgen werde vor dem angebrochenen Unwetter. Mit einer gewissen Bangigkeit sah er dem Ablauf seines verlängerten Urlaubs entgegen. Nicht seinetwegen, denn er fühlte sich durch und durch als Soldat. Aber — der lieben Leute wegen, die ihm gleichsam eine Heimath gegeben hatten. Wie sollte es werden, wenn er nicht mehr da war......

In einer solchen nachdenklichen Stunde trat die Tochter des Hauses, die in der Stadt wohnte, mit ihrem Manne in das Zimmer, welches Hans jetzt inne hatte. Früher war es das Zimmer des Sohnes gewesen. Hans war förmlich gezwungen worden, dahin zu übersiedeln. Sie hatten zwei muntere Kinder um sich, die Hans sehr wohl kannten, denn sie kamen öfters nach den Großeltern heraus.

„Wir haben mit Ihnen zu reden, Hans," begann die freundliche Frau, „und zwar über recht ernsthafte Dinge. Mein Mann, Mr. Broocks, wird Ihnen dieselben auseinander setzen. Ich fange blos deßhalb davon an zu sprechen, um Sie von ganzem Herzen zu bitten, die Sache wohl zu überlegen und darauf eingehen zu wollen. Sie thun ein gutes Werk, dessen können Sie sicher sein."

„So ist es," fuhr Mr. Broocks weiter. „Sie wissen selber, wie die Dinge hier stehen. Der Vater ist kränklich, die Mutter wird älter und schwächer, beide leiden zugleich an halbgebrochenem Herzen. Was wollen sie noch hier auf der Farm! — Zu uns, in unser Haus, und zu ihren Enkeln gehören sie, das ist die beste Arznei. Ja, so lange Sie hier sind, Hans, da ginge es wohl noch an, denn Sie besitzen ihre und unsere Zuneigung und vollstes Vertrauen. Wenn Sie aber wieder in's Feld ziehen, was dann? wie soll das werden? Antworten Sie selber! — Darum senden Sie sofort Ihre Resignation als Offizier ein, und bleiben hier."

„Wie könnte ich das thun?" entgegnete Hans, „mitten im Kriege!" —

„Ja wohl können Sie es thun, in allen Ehren. Es ist jetzt eine andere Zeit als damals, als der Krieg ausbrach. Da waren kundige Männer wie Sie, rar, und ihre Hülfe war nöthig. Jetzt aber haben unsere "boys in blue" das Kriegshandwerk erlernt und es ist, wie Sie selber sagten, reichlich tüchtiges Material für subalterne Offiziere vorhanden. Es verlautet sogar, daß man es in oberen Kreisen nicht ungern sieht, wenn Platz gemacht wird für neue Beförderungen, obgleich die Regimenter nicht gerne gerade die tüchtigsten Kräfte verlieren. Sie, Hans, haben Ihre Schuldigkeit gethan, und mehr. Kaum in unser

Land gekommen, setzen Sie für dasselbe gleich Ihre besten Kräfte ein. Ihr Blut ist schon geflossen, noch ist die Wunde nicht völlig geheilt. Jetzt denken Sie an sich selbst! Wir alle wissen, was Sie für uns gethan haben. Sie haben Ihr Wort gehalten und Henry wieder heim gebracht. Für ihn haben Sie freiwillig Ihr eigenes Leben gewagt, wie alle Welt es bezeugt und mit höchster Achtung anerkennt. Wie würde es um die Eltern stehen, wenn ihr Sohn auf dem Felde liegen geblieben, und elendiglich ohne Hülfe und Pflege umgekommen und verscharrt worden wäre, spurlos verschwunden zugleich — — Nein, wir möchten dankbar sein, wir haben das Recht dazu, denn eine Pflicht nenne ich es nicht, aber wir können es in der rechten Weise nur sein, wenn Sie bei uns bleiben."

Hans hatte gespannt der Rede zugehört. Er konnte gegen die Thatsachen nichts einwenden, aber von Dank wollte er nichts wissen, er habe nur seine Pflicht gethan, und es käme ihm doch beschämend vor, jetzt seine Compagnie zu verlassen, obgleich es da oben in Westvirginien wahrscheinlich wieder einen stillen Winter geben werde für warmes Soldatenblut, nachdem die Conföderirten das Kanawhathal wieder geräumt haben würden. Halten könnten sie dasselbe doch nicht, da durch eine Bewegung vom Osten her, über Braxton und Sommerville, mit einer Hand voll Truppen die ganze Communikationslinie unterbrochen werden könne.,

„Eben darum!" bemerkte Mr. Broocks.

Und nun trat die Frau Broocks wieder an Hans heran, und bemerkte mit schalkhaftem Tone:

„Und denken Sie auch an Ihre Braut, an Miß Käty?"

„Wie, Sie wüßten......" stammelte Hans so halb und halb doch etwas verblüfft.

„Natürlich wissen wir Alles. Henry, dem Sie am stillen Bivouakfeuer erzählten von der lieben Heimath und von Ihrer heißgeliebten Braut, hat mir das alles wieder geschrieben. Und auf seinem Krankenlager legte er's uns an's Herz, Ihnen voran zu helfen. Das war sein Testament. Das halten wir heilig, und gerne und ungezwungen."

Frau Broocks hatte nasse Augen.

Hans pochte das Herz. Er merkte, daß er wieder vor einer Entscheidung stand, wie damals auf der Höhe des Weißensteins. Die Fügung wurde ihm offenbar. Er hatte nicht das Recht sich ihr zu widersetzen.

Als Mr. und Mrs. Broocks auf's Neue drängten, sein Wort zum

Dableiben zu geben, und ihm ihre Hände entgegenstreckten, schlug Hans herzhaft ein, das Weitere Gott anheimstellend.

Mit großer Freude vernahmen die Eltern die erfreuliche Kunde. Sie selber hatten ihre Tochter und ihren Schwiegersohn zu der Unterhandlung mit Hans veranlaßt, nachdem sie darüber zum allseitigen Einverständniß gekommen waren.

Hans schrieb sofort sein Resignationsgesuch, das Mr. Broocks noch denselben Abend in die Stadt nahm und auf die Post legte.

Vierzehn Tage später empfing er seine ehrenvolle Entlassung aus der Armee.

Den Brief an Käty schloß Hans mit den jubelnden Worten: "Three cheers for the Red, White and Blue."

---

10. Ende gut, Alles gut.

„Wo sich zwei Geliebte einen
Ohne Wank' in steter Treu',
Und sich Beide so vereinen,
Daß die Lieb' ist immer neu,
Die will Gott zusammen geben
Auf ein wonnigliches Leben."
(Altes Lied.)

Eine grüne Ostern war auf die weiße Weihnachten gekommen. Früher als andere Jahre waren die milden Frühlingslüfte erwacht und hatten neues Leben gebracht zu Berg und Thal. Auf den Wiesen prangte junges Grün, an den Bäumen schwollen die Knospen und die Frühkirschen standen bereits in vollster Blüthe. Lachender Sonnenschein erglänzte über die Flur und weckte auf, was da schlief, und machte der langen Winterruhe ein Ende. Es regte und wegte sich an allen Orten und Enden. In den Gärten knospeten Tulpen und Hyazinthen und der sammtgrüne Spinat, der lange unter der Schneedecke des Winters gelegen hatte, stieg, von der Sonne erwärmt, rasch in die Höhe und bot frisches, zartes Gemüse. Im Baumgarten ertönte Vogelsang, vom Tannwald her zogen schwarze Krähenschaaren, und in schwindelnder Höhe kreisten Häher und Geyer, während im Hühnerhof das „Kickeriki" noch einmal so mächtig erscholl, als zur trüben, langnächtigen Winterszeit.

Auf dem Mattenhofe herrschte reges Leben und Treiben. Die schöne Frühlingszeit brachte viel Arbeit. Nicht nur die Gärten mußten neubestellt werden, sondern auch die Kartoffelfelder, und die sind in der

Regel nicht klein im Bernerlande. Kartoffeln bilden ja die Hauptnahrung des Landvolkes; wohl dem, der noch Anderes und Nährenderes dazu hat, als dünnen Kaffee, welcher seine bräunliche Farbe oft nur den billigen Zuthaten verdankt, mehr als den gebräunten Bohnen. Auch Hafer- und Gerstenfelder waren schon besäet, und überall sprießte und sproßte es, und die Menschen waren geschäftig und wetteiferten mit den Kräften der Natur und suchten dieselben sich dienstbar zu machen.

Auf dem Hofe sah es aus wie sonst. Alles in alter guter Ordnung, jedes Ding an seinem Platz, nicht so ein wüstes Durcheinander, wie man das auf verwahrlosten Gütern findet, da, wo keine feste Ordnung herrscht, oder die Leute dafür überhaupt keinen Sinn haben. Es gibt eben auch Solche. Da liegt das Eine da, das Andere dort, wo es nicht hingehört, und was vor oder hinter dem Hause ist, kann oft nur mit Mühe erkannt werden. Geräthe liegen überall umher, zerbrochene Räder und verstoßene Karrenbretter, Strohbündel und Hühnerfedern, Waschbütten und Weidenkörbe, und die „Gülle" fließt zuweilen um's ganze Haus herum und bildet eine braune Einfassung, wie ein Stadtgraben zu alter Zeit. Und wie es draußen aussieht, so ist es auch drinnen. Man sieht es Vieh und Menschen an, daß da ein liederliches Regiment herrscht und ein dreckiges dazu. Uebrigens findet man überall die Unterschiede zwischen guter Ordnung und schlechter, auch in Amerika.

Der alte Mattenhofer sah scheinbar Jahr um Jahr sich immer gleich. Ein wetterfestes Gesicht, mit harten, fest ausgeprägten Zügen, etwas durchfurcht, aber frische Farbe und klare Augen. Auch die Bäuerin war dieselbe immer rüstige und muntere, behäbige Frau, obgleich schon einzelne Silberfäden ihr dunkles Haar durchzogen. Der Sohn, der Dragoner, der hatte sich mehr seßhaft gemacht und sich eine Frau geholt, ebenfalls von einem großen Hofe, eine wackere Bauerntochter mit Verstand und Arbeitsfleiß, das mußte selbst der Neid ihr lassen. Ein munterer Enkel war da, des Großvaters Liebling, sobald er zu gehen anfing, was eben in diesen Tagen geschah.

Wer sich am meisten verändert hatte, das war Käty. Sie sah gesund und frisch aus, wie immer, aber ihr Gesicht war etwas schmaler und die Rosen auf den Wangen etwas blasser geworden. Sie sah verklärter und vergeistigter aus und ihre Augen hatten einen eigenen feuchten Glanz. Das war's: die Liebe im Herzen, aber die Sorge dazu, Glück und Schmerz zugleich, eine feste, fröhliche Hoffnung, aber

auch ein nagendes Sehnen und Bangen...... Noch war der Geliebte ihrer Seele so weit und fern und wechselnden Schicksalen preisgegeben, besonders als Soldat im Felde, zu kriegerischer Zeit. Auch das festeste Herz erbebt zuweilen unter solchen Umständen und frägt bange und zagend: wie wird es wohl werden, wie mag es sich wenden und enden, wann ist die lange Trennungszeit vorbei?......

Schon waren zwei Jahr und ein halbes langsam und zögernd vorüber gegangen, seit Hans und Käty im Pfarrgarten von einander Abschied genommen hatten.

Beiden schien seitdem die Zeit länger zu werden. Die Stunden und Tage dehnten sich, und die Monate streckten sich in weite Ferne, und die Meilensteine der Zeit schienen immer weiter von einander fortzurücken.

Seit jenem Abend, an welchem Käty von dem schweren Abschiede heimgekehrt und frank und frei davon berichtet hatte, hatte sich ein eigenes Verhältniß zwischen ihr und den Eltern gebildet. Diese wurden gewahr, daß die Beziehungen zwischen den Beiden mit der vorläufigen Trennung keineswegs abgebrochen seien. Und später hatte es Käty kein Hehl, daß sie mit Hans im Briefwechsel stehe. Als der Vater sich bei dem Pfarrer beschweren wollte, — parbleu — daß dieser seiner Tochter Vorschub leiste in dem thörichten Bestreben, einen Knecht zu ihrem Manne zu wählen, hatte er sich von jenem eine so derbe Lektion geholt, daß er heimkam wie ein begossener Pudel. Selbst die Mattenhoferin erfuhr erst später, was der Pfarrer dem Bauer um die Nase gerieben hatte. Bruchstückweise berichtete er darüber: Hans wäre ein tüchtiger Mensch, ein männlicher Charakter, besitze viel Bildung dazu, und hätte nach menschlicher Berechnung eine schöne Zukunft vor sich. Muthig hätte er sich von Käty getrennt, um sich eine angemessene Lebensstellung zu erwerben. Sobald das letztere geschehen, und Beide fest und einander treu in der Liebe geblieben seien, woran nicht im Geringsten gezweifelt werden dürfe, dafür kenne er, der Pfarrer, sie zu genau, dann könne und dürfe sich Niemand mehr dem Bündnisse widersetzen, das sie vor Gott in ihrem Herzen geschlossen haben. Auch nicht Vater und Mutter. Es könne bald die Zeit kommen, da diese auf einen solchen Schwiegersohn stolz sein dürften. Der alte Herrgott ordne die Lebensfügungen nicht blos nach Geldsäcken oder nach Bauernhöfen, das sollte er, der Mattenhofer, längst wissen, zumal er doch auch christlich unterrichtet worden sei. So und noch viel mehr habe der Pfarrer mit Würde und Wärme geredet, und er selber habe zuletzt nichts mehr zu sagen gewußt.

Gerade so erging es auch der Bäuerin, als sie von ihrem Manne die erhaltene Abfertigung erfuhr. Sie bewegte vielmehr diese Worte in ihrem Herzen und ließ ihre Tochter im Frieden gewähren. Der Sohn aber, und auch die junge Frau, stellten sich im Stillen auf Kätys Seite, dieser zum Trost und zur Aufrichtung in der langen Trennungszeit. Als aber eines schönen Tages Krögel heimkam mit einem deutschen Zeitungsblatte von Columbus, das ein dortiger Bürger seinen Verwandten geschickt hatte, gab es eine förmliche Revolution.

Darin stand nämlich der ausführliche Bericht zu lesen, wie Hans auf den Wunsch der deutschen Bürgerschaft an der Spitze einer Compagnie in das Feld gezogen sei, und vom Gouverneur seine Ernennung als Hauptmann derselben erhalten habe. Züsi schlug vor Schrecken und Staunen die Hände über'm Kopf zusammen, Peter brummte wieder in den Bart, Marianne lächelte im Stillen, und der junge Mattenhofer bemerkte, er halte es mit dem Doktorrüedel, der gesagt habe, es wundere ihn gar nicht, wenn der Hans noch General werden würde. — Der Bauer ließ seinen Aerger nicht merken, die Mutter aber ging auf die Seite, nachdem sie einen Blick auf ihre Tochter geworfen hatte, und war ganz bestürzt. Sie wußte nicht, was sie von der Sache denken sollte. Ist denn der Hans wirklich ein solch vorzüglicher Bursche, daß er sich überall Ehre und Auszeichnung erwirbt? So frug ihr grübelnder Verstand. Und freilich ist er es — antwortete ihr das eigene Gewissen. Aber er hat weder Hof noch Geld — flüsterte der angeerbte bäurische Stolz. Und dann sprach das Mutterherz: In Gottesnamen! Was sein soll, das geschieht. Mir soll es ja recht sein......

Der Pfarrer sorgte dafür, daß der Bericht aus der amerikanischen Zeitung auch in die heimischen Blätter überging. Das ganze Dorf, die ganze Gegend sprach fortan davon. Im Laufe der Zeit wiederholte sich das öfters. Hans war der Held des Tages geworden und Manche hatten es förmlich darauf abgesehen, lobend und rühmend von ihm zu sprechen, wenn der Bauer vom Mattenhof, oder sonst Jemand vom Hause, anwesend war, um diesen zu ärgern und mürbe zu machen. Sämeli war einer der eifrigsten, Hansens Lob zu verkündigen. Er hatte längere Zeit nur Soldatenlieder im Munde, wie „Prinz Eugen, der edle Ritter," oder „Wer will unter die Soldaten, der muß haben ein Gewehr!" Käty freute sich im Stillen über die Popularität ihres Geliebten, die Marianne ihr zutrug, aber mit Anderen darüber zu sprechen, hätte sie als eine Entweihung ihrer innersten Gefühle empfunden.

So war es wieder Ostern geworden, und als am Morgen die Glo cken festlich erklangen, da rüstete man sich auch auf dem Mattenhofe zu festlichem Kirchgang. An solchen heiligen Tagen blieb nur zu Hause, wer da nöthig war, höchstens ein Knecht für das Haus und die Ställe, und eine Magd für die Küche. So wollte der Bauer es haben. Das war noch so nach der alten Mode. Es wird wohl auch vielfach anders geworden sein, aber schwerlich besser, da könnte man herzhaft Fünfe gegen Eins wetten. Daran ist aber nicht nur der Zeitgeist schuld, sondern auch der alte Schlendrian, in dem die Kirche zu dieser fortschreitenden Zeit stecken geblieben ist, da die Spreu von den Kernen gesondert und leichter unterschieden wird zwischen lebendigem Christenthum und todter, ungenießbarer Kirchenlehre, leichter und allgemeiner, als in anderer, früherer Zeit.

Käty war es in der letzten Zeit eigenthümlich zu Muthe. Es war eine Art von Heimweh, das sie bedrückte. Eigentlich war es Herzweh. Ein „Hangen und Bangen in schwebender Pein“. Hans schrieb so curiose Briefe, seit er seinen Austritt aus der Armee mitgetheilt hatte. Es war ein frohlockender Ton darin, aber etwas verschleiert; glückverheißend, aber dennoch unbestimmt und räthselhaft, das empfand das sehnende, sorgende Mädchen unwillkürlich. Und in den letzten vier Wochen da waren blos kurze Zeilen eingetroffen mit der Vertröstung auf baldiges ausführlicheres Schreiben. Aber es war nichts da, und die Ungewißheit wurde drückend.

Um so lieber rüstete sich Käty zur Kirche. Es mußte im Laufe der letzten Tage doch wohl ein Brief angekommen sein. So hoffte sie von ganzem Herzen. So schön und erbaulich aber der Pfarrer auch sprach und Osterhoffnungen in den Herzen der Zuhörer weckte — Käty war zerstreut, beengt, in weiter Ferne, nicht nur über Berg und Thal, viel weiter, über das Meer und seine Tiefen und Breiten. O du schlagendes, zagendes junges Herz!......

Als der Gottesdienst zu Ende war und die dichtgefüllte Kirche sich entleerte, da nahm die Frau Pfarrer das Mädchen rasch mit sich in's Haus. Ein Brief zum Abgeben wäre nicht da, sagte sie, aber Vaterle hätte dennoch gute Nachrichten, die er ihr mündlich mittheilen wolle. Zuerst aber möge Käty ihm den Gefallen erweisen und nach der schwer erkrankten Hechlersfrau sehen, die am anderen Ende des Dorfes wohnte, und dann in einer halben Stunde später Bericht darüber bringen. Dergleichen Gänge hatte Käty für den werthen Herrn schon öfters besorgt. Sie war auch jetzt dazu bereit und machte sich ohne weiteres

Bedenken auf den Weg, zum Voraus die wohlbekannte Kranke bedauernd.

Der Siegrist aber hatte Auftrag, den Mattenhofer und seine Frau in's Pfarrhaus zu bescheiden. Der Pfarrer habe mit ihnen zu reden und einen Auftrag auszuführen.

„Ich weiß nicht — wir müssen nach Hause," meinte der Bauer ausweichend. Allein seine Frau lenkte gleich ein mit verständiger Rede. Das wäre ja unverschämt, solchem Ansuchen nicht zu entsprechen, meinte sie. So gingen sie Beide durch den angrenzenden Garten hinüber in's Pfarrhaus. Der Herr Pfarrer kam gleich nach, und nachdem er sich des Chorrockes entledigt hatte, trat er zu den Wartenden ein und nöthigte sie, Platz zu nehmen.

„Ihr lieben Leute," begann er mit freundlicher Stimme und mildem, gütigem Ton, dem man anhörte, daß er von Herzen kam, und darum wohl auch zu Herzen ging, — „wir kennen einander nun schon viele Jahre, und ich weiß, wie es auf dem Mattenhofe bestellt ist um Alles, was ein braves, gottesfürchtiges Leben betrifft und eine musterhafte Hausordnung zugleich. Auch Ihr wisset, wie ich es meine, nicht blos von Amts und Berufes wegen, sondern aus persönlicher Zuneigung, besonders auch wegen Eurer Tochter, der Käty, die uns, den Pfarrhausleuten, schon manche Stunde verkürzt hat durch ihr freundliches und natürliches Wesen. — Und nun habe ich mit Euch, Mattenbauer, schon vor zwei Jahren einmal ein Wort gesprochen wegen Eurem früheren Meisterknecht, dem Hans, und heute möchte ich wieder ein ernstes Wort darüber reden, wenn Ihr es ruhig, und ohne gleich ärgerlich zu werden, anhören wollt. Die Bäuerin dazu. Wollt Ihr?"

Der Bauer war verlegen. Die Stirnader schwoll, aber der nüchterne Verstand mißbilligte das, besonders, weil seine Frau ihn so begütigend ansah. In seinem Herzen bewegte er immer noch die Idee, daß Hans daran schuld sei, daß Mattenhofers Käty nicht längst eine Braut oder Frau sei nach seinem, des Vaters, Geschmack. Und der war nur ein großer Hof, oder viel Geld, eigentlich beides zugleich. Die Bäuerin aber war neugierig und wollte gerne wissen, was der Herr Pfarrer zu sagen oder vielmehr zu berichten hätte. Sie sprach sich auch resolut in diesem Sinne aus, als der Bauer immer noch hartnäckig schwieg. Der Pfarrer aber ließ sich dadurch nicht beirren. Das Gesagte war nur die Einleitung gewesen, die Vorbereitung, das Geplänkel vor dem schweren Geschütz. Er wollte dem hartnäckigen Bauer von vornherein „den Standpunkt klar machen", wie das Wort in Amerika in

hundert Variationen angewendet wird. Und nachdem die Bäuerin gesprochen hatte, fuhr er in wärmerem und ernsterem Tone fort:

„Damals, als wir vor zwei Jahren über diese Angelegenheit sprachen, sagte ich Euch, Mattenbauer, daß leicht eine Zeit kommen könne, da Ihr auf den Verlobten Eurer Tochter stolz sein dürftet. Diese Zeit ist nun da, und ich sage Gottlob, daß sie gekommen ist! Käty, das tapfere Mädchen, hätte die Trennung nicht mehr lange ohne Schaden ertragen. Ihr Herz sehnt sich mit Macht nach dem Geliebten ihrer Seele, und das alte Wort ist immer noch wahr: „Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht trennen." Und wie ein Mann soll Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen, ebenso auch das Weib. —

Ihr Beide wißt, welchen Ruf und Namen Hans in der ganzen Gegend hat. Es ist nur Ein Lob seinetwegen. Die Zeitungen haben über ihn geschrieben. Jung und Alt aus den besten und angesehensten Häusern haben ihn von jeher als einen tüchtigen und verständigen Menschen geachtet. Seitdem er seinen männlichen Entschluß ausgeführt und nach Amerika gegangen ist, und dort ebenfalls als ein ganzer Mann sich gezeigt hat, sogar auf dem Schlachtfelde, ist er gleichsam der Held des Tages für unser Dorf und die ganze Gemeinde, und weit darüber hinaus. Das kann Euch nicht verborgen sein.

Und ebenso wenig das Andere. Wer da glaubte, daß mit Hansens Entfernung vom Hofe, und weit über das Meer hinüber, auch die beiden Herzen getrennt seien, der hat sich gröblich verrechnet und geirrt. Die Zwei sind von ganz anderem Holze. Die trennt nur der Tod. Ihr Bund ist geschlossen auf Leben und Sterben. Das ist so sicher als die Ewigkeit, die uns nach diesem kurzen Erdenleben erwartet. Seht doch Euer Kind an! Es lebt und webt in dem Einen Gedanken an den verlobten Bräutigam, an den, der zu ihr gehört, wie der Zweig zu der Blüthe, wie der Ast zum Stamm. Das ändert weder die Zeit noch irgend eine menschliche Macht. Das müßt Ihr doch selber wissen.

Aber Etwas wißt Ihr noch nicht. Und das will ich Euch jetzt getreulich berichten. Und ich erwarte, daß Ihr meinen Worten vollen Glauben schenkt, so sehr sie Euch auch überraschen mögen. — Euer Hof, Mattenbauer, ist ein schönes Gut, eines der schönsten in unserer Gegend. Aber Hans würde heute seine prächtige Farm nicht damit vertauschen — — ja, ja, seht mich nur an, es ist so, wie ich Euch sage. Haus und Hof, Ställe und Scheunen, reicher Viehstand und fruchtbare Weizenfelder, schöner Laubwald und klare Quellen — das Alles ist

jetzt sein unbestrittenes Eigenthum. Eine Farm von Einhundert und sechszig Ackern, nicht etwa im Hinterwald, sondern gleichsam vor den Thoren der Stadt — es ist wahrlich ein rechter Segen Gottes!" — —

Der Pfarrer war ganz bewegt. Er zerdrückte eine Thräne im Auge. Der Mattenhofer aber vergaß sich förmlich, den Mund offen. Er saß da, wie ein — Stock. Aber die Bäuerin war aufgesprungen und schlug mit lautem Ausrufe die Hände zusammen. „Herr, du meine Güte! Wie ist das Alles möglich!"

„Das werdet Ihr später haarklein erfahren," fuhr der Pfarrer fort, „vorläufig aber nehmt mein Wort, daß es so ist, wie ich Euch gesagt habe. — Und nun habe ich noch eine andere Neuigkeit für Euch: Der Bräutigam ist gekommen, um seine Braut heimzuführen. Hans ist da. Seit gestern Abend ist er mein Gast. Es ist eine wahre Freude, die mir und meinem Hause widerfahren ist. Schon sein Aussehen erregt Freude. Ein Mann, gesund an Leib und Seele, reich an Einsicht und Erfahrung, an allen schönen Tugenden, die dem Menschen zur Ehre und Zierde gereichen. Und darum habe ich Euch hierher berufen, um Euch zu fragen, wie es nun werden soll. Wollt Ihr Euer Kind im Frieden oder im Unfrieden ziehen lassen? Halten könnt Ihr es nicht, weder durch Güte noch durch Härte. Das Gesetz spricht Käty majorenn, das bedenkt wohl. Sie ist Euch bisher ein gehorsames und dankbares Kind gewesen. Jetzt aber ist die Zeit gekommen, da sie über ihre eigene Zukunft entscheiden soll und muß. Das ist menschliche und göttliche Ordnung zugleich.

Noch Eins. Hans hat seine Braut noch nicht gesehen. Käty habe ich nach der Beendigung des Gottesdienstes zu der kranken Hechlersfrau gesendet, um Zeit zu gewinnen, vorher mit Euch zu reden, ehe sie mir Bescheid bringt. Es wird nicht lange mehr dauern. Wollt Ihr, Eltern, Eurer braven Tochter selber den wackern Bräutigam zuführen, oder muß ich dies allein thun? Das frage ich Euch jetzt vor Gott und auf Euer Gewissen. Die Entscheidung ist in Eure Hand gelegt, oder vielmehr in Euer Herz und Euer Gewissen. Das hört, und bringt Euch nicht selber um Ruhe und Frieden. Seid Ihr's zufrieden — so reichet mir die Hand!"

Also hatte der Pfarrer eindringlich geredet.

Und wie könnte es auch anders sein, als daß das Mutterherz zuerst seine Rechte forderte. Der Bäuerin standen schon lange die Thränen im Auge. Ihr Herz war warm geworden. Hatte sie doch ihr Kind so lieb! Sie reichte dem Pfarrer die Hand und sagte: „Ich kann nicht

ändern, was Gottes Wille ist." Und der Bauer, der natürlich zäher war, mochte sich wohl besonnen haben, daß es ihm keine Ehre bringe bei den Leuten, wenn er Nein sage. Sollte man schadenfroh von ihm sagen können, daß er seinen Willen nicht habe durchsetzen können und daß er seinen Meister gefunden habe — nimmermehr! Und so gab es in seinem Kopfe gleichsam einen Ruck, und er hatte ebenfalls seine Hand eingeschlagen. Parbleu!

Freudig trat der Pfarrer aus dem Zimmer, kam aber gleich zurück, Hans an der Hand führend.

„Hier sind die Eltern Deiner Braut," sagte er zu ihm, „frage sie jetzt selber um die Hand ihrer Tochter. Das Herz, das treue, hast Du schon längst."

Und wieder stand der Bauer da mit offenem Munde, und die Bäuerin rief wieder in merkwürdiger Verwunderung: „Herr, du meine Güte!" als der stramme, kernige Bursche in seiner kleidsamen dunkelblauen Offiziers-Uniform mit den blanken Knöpfen kerzengerade vor sie hintrat und mit hellen, freundlichen Worten anhob:

„Gott grüß' Euch! Ich freue mich, Beide wohl und gesund zu sehen. Ich bin gekommen, Euch zu fragen um Eure Tochter Käty, daß sie meine Frau werde. Was Euch der Herr Pfarrer von meinen Umständen gesagt hat, das ist die Wahrheit."

„Sei willkommen, Hans, wie gut siehst Du aus!"

Und der Bauer fügte der Antwort seiner Frau bei: „Es ist recht, sei auch mir willkommen, parbleu! Aber die Antwort auf Deine Frage kann nur die Käty geben. Mir soll sie recht sein."

Und damit ging die Thüre auf. Die Frau Pfarrer, die auf die Käty gelauert hatte, trat herein und hatte diese an der Hand. Die Eltern wären drinnen, und sonst noch Jemand, hatte sie ihr vorbereitend gesagt. Verwundert blickte sie die mütterliche Freundin an, und das Herz begann sein Klopfen, wie bei allen erregten Momenten. Was war denn geschehen, was hatte das zu bedeuten?...... Ehe sie Zeit hatte, eine Antwort zu finden, war sie schon in der Stube. Da stand der Herr Pfarrer, der Vater, die Mutter, ein Mann im dunklen Waffenrock, sein Gesicht halb abgewendet. Ein kurzer Augenblick — dann ein jubelnder Aufschrei aus den Tiefen des Herzens......

„Hans!"

„Käty!"

Sie hielten sich umschlungen wie auf der Höhe des Weißensteins in Sturm und Ungewitter.

Endlich, endlich, nach langem Hoffen und Harren, da war der Sieg errungen......

Stille, ganz stille war's in der Stube.

Hans raffte sich auf. Mit einem Arm hielt er sein theures, heißgeliebtes Mädchen fest und führte es den Eltern zu, der Mutter in die Arme. Zum Vater gewendet, sprach er: „Käty hat entschieden! Ich will sie glücklich zu machen suchen mein Lebenlang."

Der Bauer nickte und reichte ihm die Hand. Das Eis war gebrochen. Frühling! Draußen und drinnen.

Die Frau Pfarrer aber trocknete sich die Augen und sagte: „So habe ich mir's gedacht. Jetzt zu Tische. Wir bleiben noch zusammen; ohne Widerrede."

Damit nahm sie die Bäuerin am Arme, der Pfarrer folgte mit dem Vater, und Hans und Käty bildeten den Schluß.

Der Pfarrer sprach das kurze Tischgebet. Später füllte er die Gläser. „Nach der Suppe ein Glas Wein," bemerkte er scherzend, „nach der alten Mode. Auf das Wohl des Brautpaares! Möge Gottes Segen auch fernerhin mit ihnen sein."

Hell klangen die Gläser zusammen.

Ehe die zweite Flasche entkorkt wurde, trat der junge Mattenhofer in's Zimmer. Zu Hause war es aufgefallen, daß Niemand von der Kirche heimkam. Es mußte etwas vorgefallen sein. Da traf er Alle beisammen. Helle Freude zog über sein Gesicht, als er hörte und sah, was geschehen war. Er gönnte seiner lieben Schwester ihr Glück, und seinem künftigen Schwager dasselbe.

Als das Essen vorbei war und die Köchin den Kaffee brachte, mußte Hans mit dem Erzählen der letzten Wendung seines Schicksals beginnen. Alle waren gespannt darauf. Die früheren Gestaltungen waren bekannt. Wie er aber so schnell zu Haus und Hof gekommen war, das wußte nur der Pfarrer aus Hansens Mittheilungen vom gestrigen Abend. Darauf hatte der Pfarrer seinen Plan gebaut, um mit den Eltern der Braut in's Reine zu kommen.

Hans begann. Bis zu seinem Austritt aus der Armee, infolge des Drängens der Familien Williams und Broocks, ist uns die Geschichte bekannt.

„Einige Tage später, als ich meinen Posten im Hause wieder bestimmt übernommen hatte, mehr als Verwalter des weitläufigen Gutes, nicht als Oberknecht, wie man mir ausdrücklich sagte, erhielt ich von Mr. Williams, der mehr wie je kränkelte, den Auftrag, sofort

ein Inventar sämmtlicher Beweglichkeiten auf der Farm aufzunehmen. Die Ställe, die Scheunen, Vieh und Vorräthe, Schiff und Geschirr, Ackerbaugeräthe und Maschinen — kurz, alles Vorhandene sollte inventarisirt und zugleich nach billigem Werthe abgeschätzt und veranschlagt werden. Ich unterzog mich gerne dieser Arbeit. Das gab mir genaue Anhaltspunkte, um festzustellen, wie hoch sich eigentlich das Betriebs-Capital einer solchen wohlverwalteten Farm von dieser Größe, oder eigentlich der Betriebswerth derselben belaufe. Die ganze Abschätzung brachte ich in leicht überschaulicher Weise zu Papier. Mr. Williams und auch Mr. Broocks hatten augenscheinlich Freude an meiner ihnen vorgelegten Arbeit. Ich darf sagen, daß sie correkt war und genau. Dann aber fing der Disput an. Ich hätte überall zu hoch gerechnet. Die Pferde und die Kühe brächten bei einem Verkaufe die Anschlagssumme nicht ein. Die Mastschweine würden billig auf diesen Winter, die Wolle würde auch nicht hoch kommen, und die Race wäre eigentlich nichts Besonderes. Auch die — nebenbei gesagt sehr schönen — Maschinen und Feldgeräthschaften seien zu hoch gerechnet. Die Anschlagssumme sei jedenfalls um ein volles Drittel zu hoch.

Ich mußte beinahe lachen, als sich die beiden Männer so in Eifer redeten über die Höhe meiner Abschätzung. Bereitwillig gab ich die Möglichkeit zu, daß bei einem plötzlichen Verkaufe einzelne Posten vielleicht nicht völlig einkommen würden, aber im Gesammten würde der Unterschied nicht groß sein. Uebrigens sei ja das nicht von praktischer Bedeutung, da hoffentlich das Inventar nicht zum Zwecke des Verkaufes der Farm aufgenommen worden sei. Mr. Broocks lächelte und machte die halb ernste, halb scherzende Bemerkung, daß man nie wisse, was in der Zukunft geschähe.

So kam Weihnachten. Auf den Wunsch der Mutter Williams schmückte ich den ersten Tannenbaum, der jemals zur Weihnachtszeit in ihrem Hause aufgeputzt worden war. Broocks wollten mit den Kindern kommen. Die freuten sich unbändig auf den versprochenen „Christmas tree“. Und als die Zeit gekommen war, da steckte ich der Mutter die Lichter an den Zweigen an, und jubelnd traten die Kinder mit ihren Eltern in das vom Kerzenschein matt erleuchtete, sonst aber dunkel gehaltene Zimmer. Auch der Großvater war sichtlich überrascht. Er kannte eben den deutschen Weihnachtsbaum noch nicht. Erst seither hat derselbe sich das Bürgerrecht erworben im ganzen weiten Lande. Alle wurden bescheert aus lieber Mutterhand. Aber die Thränen glänzten fortwährend in den Augen der beiden Frauen. Das Leid wurde neu

in der Weihnachtsfreude, und die Lücke, die Henrys Tod in den lieben Familienkreis gerissen hatte, klaffte weit auseinander wie eine schwere, blutige Wunde. Ich hatte vollauf zu thun, um den Schmerz zu lindern, damit er nicht in völligen Jammer ausbreche. Deßhalb erzählte ich auch, wie Henry und ich an der vorigen Weihnachten, als wir in den verschneiten Bergen West-Virginiens, droben bei Gauley-Bridge im Camp lagen, eine benachbarte Farmer-Familie, die neun Kinder, aber nichts zum Leben besaß als Maismehl und die Milch von einer Kuh, mit allerlei Kleinigkeiten beschenkten, die wir beim Suttler des Regiments zu diesem Zwecke gekauft hatten. Die Freude hätte man sehen sollen! Wir Beide aber hätten damals ganz und voll empfunden, daß das Geben seliger sei, als das Nehmen. Das freute die Mutter ganz besonders.

Dann ergriff der Vater Williams das Wort. „Hans," sagte er plötzlich, „ich verkaufe Ihnen die ganze Farm, mit Allem, was darauf steht, Haus und Scheunen mit dem ganzen Inhalte."

„Und womit soll ich bezahlen?" entgegnete ich lächelnd, das Gesagte für Scherz haltend.

„Mit Ihrem Gelde und mit Ihrem Credit," antwortete er in bestimmter Weise. „Den Preis setze ich fest auf vierzig Thaler den Acker. Die ganze Kaufsumme bleibt als Pfandschuld auf der Farm stehen. Von den zweitausend Dollars, die Sie auf der Bank liegen haben, Ihr gefahrvoll verdientes und weise gespartes Geld, erheben Sie fünfzehnhundert und bezahlen mir damit das ganze Inventar. Es bleibt Alles im Hause, in Küche und Keller, in Ställen und Scheunen, wie es jetzt da ist. Wir können nichts davon brauchen und nehmen nichts davon mit, wenn wir zu unsern Kindern ziehen, als unsere persönlichen Effekten. Die nächsten fünf Jahre bleibt die Kaufsumme zinsfrei. Was dann nach Abzug der beliebigen jährlichen Abschlagszahlungen noch davon übrig ist, wird zu dem niedrigsten Zinsfuße berechnet. Wenn Sie uns und die Kinder zur Sommerzeit zuweilen in unserer bisherigen Heimath willkommen heißen, soll es uns angenehm sein. Rechte behalte ich darüber keine vor. Nächste Woche wird der Kaufvertrag gesetzlich ausgefertigt, und mit dem ersten Januar treten Sie Ihr Eigenthum an."

Das waren die Worte. Die Frau Broocks aber, die Tochter des Hauses, fuhr weiter: „Die fünfhundert Dollar, die Sie dann noch besitzen, nachdem Sie Ihr Eigenthum bezahlt haben, die stecken Sie in die Tasche und treten die Reise nach der alten Heimath an. Zu Ostern

sollen Sie dort sein, und zu Pfingsten mit Ihrer lieben Frau wieder hier. Sie soll mir wie eine Schwester willkommen sein. Mir ist's, als kennte ich das liebe Mädchen schon längst. Henry war ganz entzückt davon."

„Parbleu!" sagte der Mattenhofer dazwischen.

„Mir ward es ganz schwindlich," sprach Hans weiter, „und der Christbaum mit den leuchtenden Kerzen tanzte vor meinen Augen im Kreise umher. Ich war mit einem Schlage ein reicher Mann geworden, denn die ganze Besitzung ist das Doppelte unter Brüdern werth. — Auf Sylvester zogen die lieben Leute zu ihren Kindern in die Stadt und auf Neujahrstag übernahm ich mein Eigenthum. Die früheren Dienstboten blieben alle auf dem Hofe. Ich konnte getrost meine Reise antreten. Und nun bin ich da. In vier Wochen —

„Ziehe ich mit Dir, Hans. Nicht wahr, Du nimmst mich mit?" fiel Käty glückselig ein.

„O Käty!"

„In Gottesnamen!" hauchte die Mutter. Ihr glückliches Kind zog in die weite Ferne......

Der Mattenhofer hatte aufmerksam zugehört. Es war ihm jetzt Alles klar. Sein Kind mußte er nun gleichsam verlieren. Hätte er die Beiden nicht so gewaltsam getrennt und Hansen zu weiterem Fortkommen die Hand geboten, dann würden sie jetzt nicht über weitem Meere den häuslichen Heerd aufschlagen. Er fühlte seine Strafe.

„So soll denn über drei Wochen die Hochzeit sein," sprach er, sich erhebend, „aber die größte soll es werden, die je in unserm Dorfe gehalten worden ist. Die Sache ist wunderbar, parbleu! aber einen guten Abschluß soll sie vorläufig haben. Nachher — walt's Gott!"

Der Dragoner stellte sich kerzengerade vor Hans hin und hob die Rechte ordonanzmäßig in die Höhe: „Herr Hauptmann, ich gratulire! Nun aber muß ich hinüber zur Linde. Da ist das junge Volk beisammen und belustigt sich mit Ostereiern."

Nach zehn Minuten kam er zurück. „Sie wollen das Pfarrhaus stürmen, Hans, wenn Du nicht herüber kommst und Dich zeigst. Sie thun wie närrisch vor Freuden. Sämeli ist völlig aus dem Häuschen und macht Capriolen zum Kranklachen."

„Geht, Kinder," bemerkte der Pfarrer. „Die Leute haben recht, daß sie Euch sehen wollen. Sie können ein Beispiel sehen, wohin Tüchtigkeit und Bravheit, Ausdauer und treue Liebe führet."

Auf dem Mattenhofe rief Krögel plötzlich: „Es gibt Etwas! Die Marianne kommt gelaufen wie ein Jagdhund."

„Der Hans ist da und Käty ist Braut. Im Pfarrhaus sitzen sie Alle beisammen in Einer Herrlichkeit." So rief sie schnaufend.

„Gottlob!" sagte die junge Frau. Züsi aber schrie:

„Herr Jeses, wie bin ich verschrocken!" Krögel lachte sie natürlich aus über ihren „Schrecken".

Am nächsten Sonntage fiel das Brautpaar von der Kanzel. Der Pfarrer verkündigte nämlich das Aufgebot: „Hans Berger, gewesener Hauptmann in der Volontairarmee der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Gutsbesitzer in Hasel-Grove, bei der Stadt Columbus, im Staate Ohio, und Käty Hofer vom Mattenhofe allhier." —

Die Hochzeitsfeier war groß in ihrer Art. An hundert Fuhrwerke waren zusammengekommen. Liseli war Brautführerin. Hans hatte seinen jüngeren Bruder zur Seite. Nach der Trauung, die des Morgens vollzogen wurde, gab es eine Ausfahrt bis zum Abend. Die „Weißensteiner" waren alle voran. Der Doktorruedel war wieder Ceremonienmeister und leistete Erstaunliches. Bachmosers Elsi von Kriegsstetten war auch unter den Gästen. Es war wieder „fröhliches Volk" und wieder eine „fröhliche Fahrt".

......Ueber achtzehn Jahre sind verflossen, seit das junge Ehepaar nach glücklich vollendeter Reise einzog in Hasel-Grove. Käty hatte bald ein paar gute Freundinnen gefunden und Heimweh gab es keines. Frau Broocks und Emily Ambos wurden ihr treue Schwestern. Hans ist ein reicher, angesehener Mann und ein glücklicher Familienvater. Als der Mattenhofer die Kunde von dem Erstgebornen erhielt, da rief er aus: „Parbleu! Die Sache macht sich." Seitdem hat die Meldung sich ein paar Mal wiederholt.

Das ist die Geschichte vom Hans, drüben und hüben, hüben und drüben.

Gea

